Staatl. Bibliothek
Regensburg

Art. 29

Artes 29

6.

Königliche Bibliothek

zu Berlin.

Grundriß

der

allgemeinen und besondern

reinen Rhetorik.

ARISTOTELES.

KÖNIGL. BIBLIOTHEK BERLIN

Von

D. Joh. Gebh. Ehrenr. Maaß,

ordentl. Professor der Philosophie zu Halle und der litterarischen Gesellschaft zu Halberstadt Mitgliede.

Halle und Leipzig,

bei Johann Gottfried Ruff.

1798.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Vorrede.

So viel auch über die Rhetorik geschrieben ist; so giebt es doch kein Lehrbuch, welches die Absicht hätte, die Idee dieser Wissenschaft in ihrem ganzen Umfange zum Grunde zu legen, zugleich aber auch die Grenzen derselben bestimmt abzuschneiden, und alle ihre Lehren bis auf die ersten Principien der allgemeinen Geschmackslehre zurückzuführen. Gegenwärtiges

Lehrbuch

Lehrbuch hat diese Absicht, und mag damit seine Erscheinung entschuldigen; obgleich ihm auch dieses zu Statten kömmt, daß die Rhetorik zu der Erwartung berechtigt war, die neuern Erweiterungen der Geschmackslehre auch in ihrem Gebiete benutzt zu sehen.

Halle im April 1798.

J. G. E. Maaß.

Inhalt.

Inhalt.

Einleitung.

I. Ueber den Begriff von Schönheit §. 1

II. Ueber den Begriff einer schönen Rede 9

III. Ueber die Begriffe: Poesie, Prosa, Poetik, Rhetorik 12

IV. Eintheilung der Rhetorik 17

V. Von der Geschichte und Literatur der Rhetorik 19

Erster

Erster Theil:
Die allgemeine Rhetorik.

Erster Abschnitt.
Von der innern Schönheit prosaischer Reden überhaupt.

Erstes Kapitel: Von der Schönheit der Gedanken.

Erste Abtheilung: Von der Schönheit der Gedanken einzeln betrachtet.

I. Von der Klarheit §. 24
II. Von der Lebhaftigkeit 26
III. Von der Größe 30
IV. Von der Wahrheit 34
V. Von der Gewißheit 38
VI. Von den Redefiguren 44
VII. Von der bewegenden Kraft 55
VIII. Von der abgeleiteten Schönheit 66

Zweite Abtheilung: Von der Schönheit der Gedanken in Verbindung mit einander.

I. Von der Schönheit verbundener Gedanken in Absicht auf ihren Inhalt 67

II. Von

II. Von der Schönheit verbundener Gedanken in Absicht auf ihre Stellung §. 74

Zweites Kapitel: Von der Schönheit des Ausdrucks.

Erste Abtheilung: Von der innern Schönheit des Ausdrucks 78

Zweite Abtheilung: Von der äußern Schönheit des Ausdrucks 92

Dritte Abtheilung: Von der Schreibart 102

Zweiter Abschnitt.

Von der äußern Schönheit prosaischer Reden überhaupt.

Einleitung 110

Erstes Kapitel: Von der Deklamation

Erste Abtheilung: Von der absoluten Schönheit der Deklamation 114

Zweite Abtheilung: Von der relativen Schönheit der Deklamation 129

Erster Absatz: Objektive Semiotik der Deklamation 132

Zweiter Absatz: Subjektive Semiotik der Deklamation §. 135

Zweites Kapitel: Von den Gebehrden.

Erste Abtheilung: Von der absoluten Schönheit der Gebehrden 183

Zweite Abtheilung: Von der relativen Schönheit der Gebehrden 195

Erster Absatz: Objektive Semiotik des Gebehrdenspiels 198

Zweiter Absatz: Subjektive Semiotik des Gebehrdenspiels 204

Drittes Kapitel: Von der Verbindung der Deklamation und der Gebehrden unter sich und zu einem Ganzen 238

Anhang: Von der Erfindung 248

Zweiter Theil.

Die besondre Rhetorik.

Einleitung. Idee der zum Grunde gelegten tabellarischen Methode 249

Erster Abschnitt.

Von der innern Schönheit der einzelnen Arten der prosaischen Rede.

Erstes Kapitel: Von den dogmatischen Reden §. 250

Zweites Kapitel: Von den historischen Reden 260

I. Von den erzählenden 265

II. Von den beschreibenden 272

Drittes Kapitel: Von den erweckenden Reden 277

Viertes Kapitel: Von den bewegenden Reden 284

Fünftes Kapitel: Von den gemischten Reden überhaupt, und dem Geschäftsstile insbesondre 287

Schstes Kapitel: Von den Briefen 294

Siebentes Kapitel: Von dem Selbstgespräche 301

Achtes Kapitel: Von den Gesprächen 306

Neuntes Kapitel: Von den eigentlichen Reden überhaupt und den geistlichen insbesondre.

Erste Abtheilung: Von den eigentlichen Reden überhaupt. 314

Zweite Abtheilung: Von den geistlichen Reden insbesondre 324

I. Von dem Gebete §. 327
II. Von dem Eingange 329
III. Von dem Uebergange 330
IV. Von dem Thema 331
V. Von der Eintheilung 338
VI. Von der Ausführung 339
VII. Von dem Beschlusse 354
VIII. Von der Disposition 355
IX. Von dem Ausdrucke 360

Zweiter Abschnitt.

Von der äußern Schönheit der einzelnen Arten der prosaischen Rede 361

Grundriß

der

allgemeinen und besondern

reinen Rhetorik.

Zum

Andenken an den Abschied

von

Rayon-Chirurg

1841.

Einleitung.

I.

Ueber den Begriff von der Schönheit überhaupt.

§. 1.

Arten des Wohlgefallens.

Wenn wir bei der Vorstellung eines Gegenstandes Wohlgefallen empfinden; so muß dasselbe entweder ein Wohlgefallen an dem Gegenstande, oder ein Wohlgefallen an der Vorstellung von ihm seyn. Das erstere ist der Fall, 1) wenn der Gegenstand, nach unserm Urtheile, gut ist, entweder an sich, oder beziehungsweise; und 2) wenn er einen angenehmen Eindruck auf die Sinne macht.

Anmerkung.

Wohlgefallen an (moralischer und physischer) Vollkommenheit, als solcher.

§. 2.

Schönheit. Geschmack.

Sofern die bloße Vorstellung von einem Gegenstande mit Wohlgefallen verbunden ist, heißt er schön. Das Vermögen, das Schöne zu beurtheilen, ist der Geschmack.

Anmerkung.

1. Das Wohlgefallen am Schönen ist ein bloß geistiges Vergnügen. Folgen für die Kultur des Geistes.

2. Nicht immer ist das Wohlgefallen am Schönen in seiner Reinheit wirklich. Es können andre Arten des Vergnügens damit verbunden, oder auch (gleichsam chemisch) vermischt seyn. Täuschungen in den Urtheilen über Schönheit.

3. Häßlichkeit.

4. Geschmackslehre. Aesthetik. Kritik des Geschmacks.

§. 3.

Allgemeine Bedingung der Schönheit eines Gegenstandes.

Da alles Vergnügen auf einem belebenden, d. i. das Lebensgefühl erweckenden und unterhaltenden, Spiele unserer Kräfte beruhet; das Wohlgefallen am Schönen aber mit der bloßen Vorstellung

stellung des Objekts verbunden ist; so muß ein schöner Gegenstand so beschaffen seyn, daß die Vorstellung von ihm unsere Erkenntnißkräfte in ein belebendes Spiel versetzt.

Anmerkung.

1. Ein Spiel der Kräfte ist eine Thätigkeit derselben ohne bemerkbare Anstrengung.

2. Mangel an Thätigkeit der Kräfte, und eine übermäßige Thätigkeit derselben, d. i. eine solche, wobei wir Anstrengung, folglich Einschränkung der Kräfte, empfinden, geben ein Gefühl unsrer Unvollkommenheit, sind Quellen des Mißvergnügens, und hemmen das Lebensgefühl.

3. Das Wohlgefallen an der Schönheit eines Objekts beruhet auf einem Verhältnisse der Vorstellung von ihm zu unsern Erkenntnißkräften: hierauf also auch das Geschmacksurtheil über das Schöne. Folglich, daß ein Gegenstand schön sey, wird niemals aus einem Begriffe von demselben erkannt.

§. 4.

Das Schöne ist ein Objekt für Verstand und Sinnlichkeit.

Unsere Erkenntniskräfte sind: die Sinnlichkeit, oder, das Vermögen der Anschauungen, und der Verstand (in der weitern Bedeutung), dessen

Geschäft ist, durch Begriffe zu denken. Jedes schöne Objekt muß daher 1) etwas Anschauliches seyn und muß 2) dem Verstande etwas zu denken geben. Denn, widrigenfalls bliebe entweder der Verstand, oder die Sinnlichkeit beschäftigungslos, und es wäre folglich kein belebendes Spiel der Erkenntnißkräfte vorhanden (§. 3. Anm. 2.). Das angeschaute Mannichfaltige des Objektes muß also zu irgend einer Einheit für den Verstand zusammenstimmen.

Anmerkung.

1. Die Schönheit eines Objekts liegt in der Form desselben.
2. Baumgartens Erklärung der Schönheit.
3. Die Schönheit wird als etwas dem Objekte Inhärirendes vorgestellt.
4. Ein Geschmacksurtheil wird als objektiv gedacht.

§. 5.

Freiheit beider Vermögen.

Jeder schöne Gegenstand muß so beschaffen seyn, daß Verstand und Sinnlichkeit in eine freie Thätigkeit gesetzt werden. Es dürfen keine Begriffe des Verstandes zum Grunde gelegt, und der Sinnlichkeit als Regeln vorgeschrieben werden,

wonach

wonach sie, ihre Anschauungen zusammen zu setzen, mit Bewußtseyn, genöthigt würde: sie muß mit ihren Vorstellungen ganz frei zu spielen scheinen. Eben so müssen auch keine Anschauungen zum Grunde gelegt werden, wonach der Verstand, seine Begriffe zu formiren, mit Bewußtseyn genöthigt würde; sondern es muß das Ansehen haben, als wenn er nur zufälligerweise bei den Vorstellungen der Sinnlichkeit etwas zu denken fände. Denn, wenn das eine Vermögen durch das andere auf gedachte Art eingeschränkt würde; so würde das Gefühl dieser Einschränkung das belebende Spiel der Erkenntnißkräfte zerstören.

Anmerkung.

Konstruktion eines gegebnen Begriffs. Abstraktion eines Begriffs von gegebnen Anschauungen. Im ersten Falle ist die Sinnlichkeit in keinem freien Spiele, und im andern der Verstand nicht. Hier schreibt die Sinnlichkeit dem Verstande eine Regel vor, und dort der Verstand der Sinnlichkeit.

§. 6.

Das Wohlgefallen am Schönen ist uninteressirt.

Da das Wohlgefallen am Schönen nicht eigentlich ein Wohlgefallen an dem Objekte, sondern

an

an der Vorstellung desselben ist (§. 2.); so ist auch die Existenz des Gegenstandes für den Geschmack gleichgültig: das reine Geschmacksurtheil wird durch kein Interesse an dem Gegenstande, als solchen, bestimmt.

Anmerkung.

Das Wohlgefallen an dem an sich Guten, an dem Nützlichen, und an dem, was die Sinne reizt, ist interessirt.

§. 7.

Allgemeingültigkeit eines Geschmacksurtheils.

Ein Geschmacksurtheil wird als allgemeingültig gedacht: und man fordert, daß jedermann ihm beistimme, der auf Geschmack Anspruch machen will. Denn 1) wird Schönheit als etwas dem Objekte selbst Inhärirendes vorgestellt (§. 4. Anm. 3.); 2) das Wohlgefallen am Schönen hängt von keinem Privatinteresse an dem Gegenstande ab (§. 6.) und überhaupt 3) von keiner subjektiven Privatbedingung; sondern nur von einer solchen subjektiven Bedingung, die bei jedermann vorauszusetzen ist: daß man nämlich die Erkenntnißkräfte habe, die zu der Vorstellung des Gegenstandes gehören (§. 2.).

§. 8.

§. 8.

Schön im engern Sinne. Groß. Beides vereinigt. Erhaben.

Das Wohlgefallen, was die Kontemplation eines Gegenstandes erweckt, muß sich entweder auf die Qualität, oder auf die Quantität desselben, oder auf beides zugleich beziehen. Sofern ein Objekt durch die Vorstellung seiner Qualität gefällt, ist es schön im engern Sinne. Wenn aber Etwas so groß ist, daß es durch die Vorstellung seiner Quantität gefällt; so ist es (ästhetisch) groß. Gefällt ein Gegenstand durch die Vorstellung seiner Qualität und Quantität zugleich, so ist er groß und schön. Eine solche Größe eines Gegenstandes, wobei die Idee des Unendlichen erweckt wird, ist Erhabenheit.

Anmerkung.

1. Das Schöne überhaupt muß nicht eingetheilt werden in das eigentlich Schöne und Erhabne (welches ein logischer Fehler wäre), sondern in das eigentlich Schöne, das Große und das, was Beides zugleich ist.

2. Wenn etwas Erhabnes gegeben wird, so bestrebt sich die Sinnlichkeit, der erregten Idee des Unendlichen eine Anschauung unterzulegen. Aber ihr Vermögen reicht dazu nicht hin: das Unbe-

grenzte

grenzte läßt sich nicht anschauen. Von dieser Seite also wird das Gemüth niedergeschlagen durch ein Gefühl seiner Eingeschränktheit. Von einer andern Seite aber wird es desto mehr erhoben. Denn wir werden uns eines Vermögens bewußt, das alle Grenzen der Sinnlichkeit weit übersteigt, des Vermögens, sich von dem Unendlichen Ideen zu machen. Das Erhabene also erhebt das Gemüth durch Demüthigung.

II. Von

II.

Von dem Begriff einer schönen Rede.

§. 9.

Wort. Rede.

Die Ausdrücke sind, wie die Zeichen überhaupt, entweder natürliche oder willkührliche. Ein willkührlicher Ausdruck durch die Stimme ist ein Wort, und ein Inbegriff zusammenhängender Worte eine Rede.

Anmerkung.

Worte, Wörter. Sprache. Reden. Sprechen.

§. 10.

Innere und äußere Schönheit einer Rede.

Wenn eine Rede so beschaffen ist, daß die Vorstellung derselben Wohlgefallen erweckt, so ist sie eine schöne Rede. Es liegt aber ihre Schönheit entweder in den Gedanken und Worten, woraus sie besteht, oder, wenn sie mündlich vorgetragen wird, in diesem Vortrage. Die erstere ist

ihre

ihre innere, die andere ihre äußere Schönheit.

§. 11.

Allgemeine Theorie der redenden Künste.

Die Lehre von der Schönheit einer Rede überhaupt ist die allgemeine Theorie der redenden Künste. Sie entwickelt diejenigen Regeln der Schönheit, wonach sich alle Reden, wenn sie schön seyn sollen, richten müssen, sie mögen übrigens seyn von welcher Art sie wollen.

Anmerkung.

1. Diese Theorie, die aber noch nicht besonders bearbeitet ist, wäre eine besondre Geschmackslehre (aesthetica specialis), und die Grundlage für die Theorie der einzelnen redenden Künste. Sie handelt sowohl von der innern als auch von der äußern Schönheit einer Rede überhaupt, ohne die besondre Beschaffenheit irgend einer einzelnen Art der Rede in Betrachtung zu ziehen.

2. Außer den Grundsätzen, welche die allgemeine Theorie der redenden Künste aus der allgemeinen Geschmackslehre hernimmt, gebraucht sie auch viele aus der Musik und Mimik. Dieser bedarf sie nämlich in der Lehre von der äußern Schönheit einer Rede.

3. Die Fertigkeit, die Regeln dieser Theorie auszuüben, ist die Beredtsamkeit im weitern Sinne, eine Kunst, die sich auf alle Arten der Rede bezieht, und sich in allen zeigen muß, wenn sie schön seyn sollen.

III. Ueber

III.

Ueber die Begriffe: Poesie, Prosa, Poetik Rhetorik.

§. 12.

Begriffe. Anschauungen.

Die Merkmale der Gegenstände unserer Erkenntniß sind entweder gemeinsame, oder individuelle. Eine Vorstellung eines Gegenstandes durch gemeinsame Merkmale ist ein Begriff (eine Vorstellung des Verstandes), und eine Vorstellung eines Gegenstandes durch individuelle Merkmale ist eine Anschauung (sinnliche Vorstellung).

§. 13.

Darstellen.

Etwas darstellen heißt, eine Anschauung davon geben. Wird dabei die Anschauung eines Objektes durch dieses Objekt selbst gegeben, so ist die Darstellung unmittelbar, widrigenfalls mittelbar. Eine solche kann durch Zeichen überhaupt,

haupt, und insbesondre auch durch Worte in einer Rede bewirkt werden.

Anmerkung.

Wenn durch eine Rede Anschauungen von Objekten gegeben werden, so ist die gegebne Erkenntniß dennoch symbolisch, im weitern Sinne, d. i. Erkenntniß durch Zeichen, weil die Worte Zeichen sind. Die unmittelbare Darstellung giebt eine intuitive Erkenntniß im strengen Sinne, d. i. eine Erkenntniß ohne alle Zeichen.

§. 14.

Poesie, Prosa.

Eine Rede muß nun entweder darstellend seyn (§. 13.) oder nicht. Sofern sie darstellend ist, heißt sie poetisch, und, sofern sie das nicht ist, prosaisch.

Anmerkung.

1. Eine Rede kann zum Theil darstellend und zum Theil nicht — darstellend seyn. Alsdann ist entweder der darstellende Theil dem nicht — darstellenden subordinirt, und nur zum Behufe des letztern vorhanden — und alsdann bleibt die Rede prosaisch (a parte potiori fit denominatio); oder es verhält sich umgekehrt: der nichtdarstellende Theil ist dem darstellenden subordinirt —

und

und dann ist die Rede poetisch; oder es ist keins von beiden, und dann ist die Rede gemischter Natur, wie das z. B. in einer öffentlichen Rede vor dem Volke der Fall seyn kann.

2. Da die sinnlichen Vorstellungen die ersten sind, die sich in der menschlichen Seele entwickeln; so läßt sich begreifen, warum die frühsten Reden poetischer Art sind, obgleich schöne Poesie natürlicher Weise erst später entsteht.

3. Von einem Gegenstande, den man nicht anschauen, sondern nur durch Begriffe denken kann, läßt sich nicht poetisch reden.

4. Zu einer poetischen Rede ist es nicht genug, daß die Objekte, wovon sie redet, sinnlich und anschaulich sind. Sie muß diese Objekte auch darstellen. Denn ein sinnliches Objekt kann auch durch bloße Begriffe gedacht werden.

5. Wenn eine poetische Rede Sylbenmaaß hat, so heißt sie ein Gedicht im engern Sinne; und dann ist jede Rede, der das Sylbenmaaß fehlt, Prosa in der weitern Bedeutung. Nur in dieser Rücksicht lassen sich die Ausdrücke; poetische Prosa, und prosaisches Gedicht, rechtfertigen, da sie sonst offenbar Widersprüche bezeichnen würden. Uebrigens sieht man leicht, daß das Sylbenmaaß nicht das Wesen der Poesie ausmache, da man jeder Rede Sylbenmaaß geben kann.

§. 15.

§. 15.

Schöne Poesie und Prosa.

Die Poesie ist schön, sofern sie eine schöne Rede ist (§. 10.); und unter eben der Bedingung ist auch die Prosa schön.

Anmerkung.

1. Die bekannte Erklärung der Poesie, wonach ein Gedicht eine vollkommne sinnliche Rede ist, verwechselt schöne Poesie mit Poesie überhaupt. Eine vollkommne sinnliche Rede ist eine schöne poetische Rede. Die Frage aber ist: was poetisch überhaupt heiße?

2. Kant sagt (Crit. d. Urth. S. 203.): „Beredsamkeit ist die Kunst, ein Geschäft des Verstandes als ein freies Spiel der Einbildungskraft zu betreiben: Dichtkunst, ein freies Spiel der Einbildungskraft als ein Geschäft des Verstandes auszuführen." Durch diese Erläuterungen sollte offenbar nur der Unterschied der Dichtkunst von der Beredtsamkeit bestimmt werden. Man hat sie also unrichtig gedeutet, wenn man geglaubt hat, Kant habe dadurch den Unterschied der Dichtkunst von der Prosa angeben, und so den allgemeinen Begriff von Poesie bestimmen wollen. Da übrigens das Geschäft des Verstandes im Denken besteht, so will der angegebne Begriff sagen: Die Dicht-

kunst erwecke ein solches Spiel sinnlicher Vorstellungen, wobei der Verstand etwas zu denken findet. Dieses paßt freilich nur auf schöne Poésie (§. 15. §. 4.); aber dergleichen muß auch die Dichtkunst hervorbringen, wenn sie schöne Kunst seyn soll; und davon war die Rede.

§. 16.

Poetik. Dichtkunst. Rhetorik. Beredtsamkeit.

Die Theorie von der Schönheit der poetischen Reden ist die Poetik, und die Kunst, schöne poetische Reden hervorzubringen, die Dichtkunst. Die Theorie von der Schönheit der prosaischen Reden ist die Rhetorik, und die Kunst, schöne prosaische Reden hervorzubringen, die Beredtsamkeit in der engern Bedeutung.

Anmerkung.

1. Die Beredtsamkeit in der engern Bedeutung muß nicht verwechselt werden mit der Kunst zu bereden, welche unter der ars oratoria zuweilen verstanden wird. Sehr oft ist die erstere Kunst im Dienste der letztern und wird zur Erreichung der Endzwecke derselben gemißbraucht.
2. Die Rhetorik enthält nicht bloß eine Theorie der eigentlich sogenannten Reden, worauf einige sie eingeschränkt haben; sondern die Theorie jeder prosaischen Schreibart.

3. Poetik und Rhetorik sind die beiden speciellern Wissenschaften, welche die allgemeine Theorie der redenden Künste (§. 11.) unter sich begreift.

IV.

Eintheilung der Rhetorik.

§. 17.

Allgemeine und specielle Rhetorik.

Die Rhetorik muß zuvörderst diejenigen Schönheiten betrachten, die allen prosaischen Reden zukommen, und zwar sowohl die innern als auch die äußern; und sodann diejenigen, die den einzelnen Arten der prosaischen Rede eigenthümlich sind. Man hat also:

1) die allgemeine Rhetorik, d. i. die Theorie von der Schönheit der prosaischen Reden überhaupt. Diese handelt
   a) von der innern Schönheit der prosaischen Reden überhaupt,
   b) von der äußern Schönheit der prosaischen Reden überhaupt;
2) die specielle Rhetorik, oder, die Theorie von der Schönheit der einzelnen Arten

ten der prosaischen Rede insbesondere; welche Theorie wieder zwei Theile hat.

a) Der erste handelt von der innern, und

b) der zweite von der äußern Schönheit der einzelnen Arten der prosaischen Rede insbesondre.

§. 18.

Reine und angewandte Rhetorik.

Die Rhetorik kann ferner die prosaischen Reden in abstracto und in concreto betrachten. Das letztere geschiehet, wenn sie dieselben in einer gegebenen Sprache betrachtet, das erstere, wenn dies nicht ist. Sofern die Rhetorik die prosaischen Reden in abstracto betrachtet, ist sie die reine Rhetorik, wogegen sie angewandte Rhetorik heißt, sofern sie die prosaischen Reden in concreto betrachtet. Die reine Rhetorik wird schlechthin die Rhetorik genannt.

Anmerkung.

1. Die reine Rhetorik muß ihre Regeln bloß aus der Natur der prosaischen Reden selbst herleiten; eine angewandte aber gründet dieselben auch auf die eigenthümliche Beschaffenheit einer gegebenen Sprache.

2. Es giebt nur eine reine Rhetorik, der angewandten aber so viele, als es verschiedene Sprachen giebt. Die Theorie des deutschen prosaischen Stils ist eine andre angewandte Rhetorik, als die Theorie des lateinischen prosaischen Stils u. s. f.

3. Wir haben es nur mit der reinen Rhetorik zu thun.

V.

Von der Geschichte und Litteratur der Rhetorik.

§. 19.

Gesichtspunkt bei einer Geschichte der Rhetorik.

Jede Geschichte einer Wissenschaft muß eine Geschichte des menschlichen Geistes seyn. Sie muß lehren: welche Idee von der Wissenschaft ursprünglich zum Grunde gelegt, wie dieselbe von Zeit zu Zeit verändert, und wie sie jedesmal ausgeführt wurde; imglcichen: welche Umstände auf die jedesmalige Bestimmung und Ausführung der Idee Einfluß hatten, und, auf welche Art sie diesen Einfluß hervorbrachten. Eine Geschichte der Schriftsteller, die sich mit einer Wissenschaft beschäftigt haben, ist noch keine Geschichte dieser Wissenschaft. Den angegebenen allgemeinen Gesichtspunkt muß also auch die Geschichte der Rhetorik vor Augen haben.

§. 20.

Perioden in der Geschichte der Rhetorik.

So wie die schönsten Früchte der Dichtkunst längst zur Reife gediehen waren, ehe man eine Theorie dieser Kunst zu Stande brachte; so gab es auch vortrefliche Redner und Werke der Beredtsamkeit, ehe man an eine Rhetorik dachte. Als in Athen die demokratische Verfassung herrschte, war es der sicherste Weg, zu großem Ansehn zu gelangen und sich Einfluß auf die Staatsangelegenheiten zu verschaffen, wenn man sich in der Beredtsamkeit hervorthat. Man war also bemüht, sich in dieser Kunst zu üben. Dies veranlaßte, schon lange vor dem Sokrates, die Errichtung gewisser Rednerschulen, worin man in allem Unterricht gab, was zur Bildung eines Redners vor dem Volke erforderlich war. Vorzüglich wurden die Sachkenntnisse gelehrt, deren ein solcher bedurfte: Politik und einige Theile der Philosophie. Die Lehre von der eigentlichen Schönheit der Reden war nicht das einzige, oder auch nur das Hauptgeschäft, sondern bloß ein untergeordnetes.

Die Zeit, wo die Rhetorik in diesem Zustande war, ist die erste Periode in ihrer Geschichte. Hier war sie also eine Anweisung zur Bildung eines öffentlichen Redners überhaupt.

§. 21.

Fortsetzung.

Nachdem die politische Freiheit des griechischen Volks aufgehört hatte, waren jene Künste des Redners nicht mehr anzubringen, oder hatten doch keine so glänzende Belohnungen mehr anzubieten, als vorher. Die Kunst, seine Gedanken schön vorzutragen, blieb indessen beliebt, wie es bei einer so gebildeten Nation nicht anders zu erwarten stand; wenigstens in Athen, dieser Pflegerin aller schönen Künste, die auch allein unter allen Städten Griechenlands vorzügliche Redner aufzuweisen hatte. Daher gewann nun der rhetorische Unterricht eine andre Gestalt und fieng an, sich auf die Schönheit der Reden einzuschränken. Freilich erstreckte er sich noch nicht auf alle Arten des prosaischen Stils, sondern nur auf die eigentlichen Reden; auch scheint man hauptsächlich nur auf die Schönheit des Ausdrucks gesehen, und die der Gedanken vernachlässigt zu haben. Indessen lag doch nun der Rhetorik eine neue Idee zum Grunde; sie war nicht mehr eine Anweisung zur Bildung eines öffentlichen Redners überhaupt; sondern eine Lehre von der Schönheit der Reden. Die Zeit, wo sie in diesem Zustande blieb, ist die zweite Perio-

de ihrer Geschichte, welche bis auf die neuesten Zeiten fortgeht.

§. 22.

Fortsetzung.

In den neuesten Zeiten erst hat man die Idee der Rhetorik in ihrem ganzen Umfange aufgefaßt, und sich darunter eine Theorie von der Schönheit aller Arten der prosaischen Rede gedacht. Diese Zeit ist die dritte und letzte Periode in der Geschichte der Rhetorik.

§. 23.

Litteratur.

Unter allen bekannten Schriftstellern ist Aristoteles der erste, welcher eine Rhetorik in wissenschaftlicher Gestalt geliefert hat. Ihm ist Rhetorik die Geschicklichkeit, über gegebne Materien so zu reden, daß man sich Glauben verschafft; oder vielmehr, wie er es eigentlich meint, die Theorie dieser Kunst. Εστω δε, sagt er (im 2ten Kap. seiner größern Rhetorik) ἡ ῥητορικη, δυναμις περι ἑκασον τϑ ϑεωρησαι το ἐνδεχομενον πιϑανον. Er theilt dann die Reden in drei Gattungen. Die erste Gattung beschäftigt sich mit dem Nützlichen und

Schäd-

Schädlichen, sucht das erstere zu empfehlen, und von dem letztern abzurathen. Dies ist das *genus deliberativum* (συμβουλευτικον). Der Gegenstand der andern Gattung ist das Recht und Unrecht. In einer Rede dieser Gattung will man jemanden anklagen oder vertheidigen — das *genus judiciale* (δικανικον). Die dritte Gattung ist das *genus demonstrativum* (επιδεικτικον. Ihr Objekt ist das morvlische Gute und Böse (honestum et turpe καλον και αἰσχρον): sie lobt das erstere und tadelt das andre.

Nachdem Aristoteles diese drei Gattungen der Rede in dem ersten Buche ausführlich beschrieben hat, handelt er im zweiten von den Mitteln, deren sich eine jede zur Erreichung ihres Endzwecks bedienen muß. Dabei zeigt er insbesondere, wie man die verschiedenen Leidenschaften erregen solle, und beschreibt den Charakter der Jugend, des Alters und der verschiedenen Stände in der menschlichen Gesellschaft; weil, wie er ganz richtig urtheilt, ein Redner die Gemüther derer kennen muß, auf welche er wirken soll.

Im dritten Buche betrachtet er dann noch die einzelnen Theile der Rede insbesondre.

Ich habe der Aristotelischen Rhetorik besondre Erwähnung gethan, weil sie die älteste ist, die wir kennen. Uebrigens findet man die Schriftsteller über diese Wissenschaft mit hinlänglicher Vollständigkeit aufgeführt in Sulzers Theorie d. sch. K. unter dem Artikel: Redekunst, wenn man aus den neuesten Zeiten etwa noch die Schriften von Adelung, Eschenburg, Frank und Reinhard hinzusetzt.

Erster

Erster Theil.

Reine allgemeine Rhetorik.

Erster Abschnitt.

Von der innern Schönheit prosaischer Reden überhaupt.

Erstes Kapitel.

Von der Schönheit der Gedanken in einer prosaischen Rede.

Erste Abtheilung.

Von der Schönheit der Gedanken einzeln betrachtet.

I.

Von der Klarheit.

§. 24.

Warum Klarheit der Gedanken nothwendig sey.

Je dunkler die Vorstellungen sind, die eine Rede ausdrückt, desto weniger kann sich der Verstand dabei denken. Da aber eine schöne Rede dem Ver-

stande

stande etwas zu denken geben muß (§. 4.); so müssen die Gedanken, die sie enthält, Klarheit haben.

Anmerkung.

1. Deutlichkeit und vollständige Zergliederung der Begriffe ist nicht immer nöthig.

2. Klarheit aber ist auch aus dem Grunde nöthig, weil das Erkenntnißvermögen beständig nach klaren Vorstellungen strebt. Wenn also die gegebenen Gedanken einer Rede dunkel wären; so würde die Anstrengung, womit es dieselben klar zu machen sich bestreben würde, das leichte und wohlgefallende Spiel der Vorstellungen zerstören.

§. 25.

Ursachen der Dunkelheit.

Die Ursachen von der Dunkelheit der Gedanken liegen theils in den einzelnen Begriffen, theils in der Beziehung der einzelnen Vorstellungen auf einander.

Anmerkung.

1. Die Gedanken werden dunkel, wenn sie Vorstellungen von Objekten enthalten, welche denen, für die die Rede bestimmt ist, nicht bekannt sind; oder

2. wenn bei vorkommenden Begriffen nicht so viel Merkmale angegeben werden, als nöthig sind, die

die Objekte, welche darunter gedacht werden sollen, genau zu bestimmen; oder

3. wenn solche Merkmale angegeben werden, wodurch leicht eine unrichtige Vorstellung von den Objekten veranlaßt wird. Schiefe, schielende Begriffe.

4. Wenn die Beziehung, welche die einzelnen Vorstellungen auf einander haben sollen, entweder an sich unbestimmt, oder doch schwer zu bemerken ist, so werden die Gedanken dunkel; oder auch

5. wenn zu viele einzelne Vorstellungen in einen Gedanken zusammengefaßt werden sollen, so daß es schwer ist, sie gehörig zu übersehen.

6. Die Regeln, wie man Vorstellungen gehörig klar und deutlich machen solle, gehören in die Logik und müssen hier, so wie in der Folge mehrere ähnliche, als bekannt vorausgesetzt werden. Ein Redner muß sich also eine gründliche logische Kenntniß zu eigen gemacht haben.

II.

Von der Lebhaftigkeit.

§. 26.

Begriff der Lebhaftigkeit.

Vorstellungen sind lebhaft, sofern sie einen starken Eindruck machen. Die Lebhaftigkeit kann

also unendlich viele Grade haben. Vorstellungen, denen es an der Lebhaftigkeit, die sie haben sollten, merklich fehlt, sind matt.

Anmerkung.

1. Lebhaft ist überhaupt das, worin sich Leben zeigt. Das Leben aber zeigt sich durch Wirksamkeit. Daher heißt ein lebhafter Streit so viel, als, ein heftiger Streit. Das Feuer brennt lebhaft, wenn es heftig brennt. Eine lebhafte Farbe ist eine solche, die das Auge stark afficirt.

2. Die Größe der Wirksamkeit besteht oft in einer Schnelligkeit im Wirken; welche dann eine besondre Art von Lebhaftigkeit ausmacht. Ein lebhafter Gang ist ein rascher Gang, und ein lebhafter Takt in der Musik ist ein schneller Takt. Es giebt also auch eine besondre Art von Lebhaftigkeit der Vorstellungen, welche aus einer schnellen Folge derselben entspringt; von der aber erst unten geredet werden kann, wenn die Vorstellungen im Zusammenhange mit einander betrachtet werden.

3. Gewöhnlich ist eine Vorstellung lebhaft, die viele Merkmale ihres Objektes vorstellt, die also eine große extensive Klarheit hat, weil doch jedes vorgestellte Merkmal etwas wirkt, und also den Eindruck der Vorstellung vermehrt. Daher hat man die Lebhaftigkeit auch durch eine größere extensive Klarheit erklärt. Aber es giebt auch lebhafte

Vorstellungen, worin nicht viele Merkmale vorgestellt werden. Der Mangel der extensiven Klarheit der Vorstellungen heißt Trockenheit.

4. Aus No. 3. kann man einsehen, warum die Anschauungen in der Regel lebhafter sind, als die Begriffe des Verstandes. Aber auch der Verstand kann sich einen Gedanken lebhaft denken.

§. 27.

Warum Lebhaftigkeit schön sey.

Da eine Vorstellung, wenn sie lebhaft ist, unsre Erkenntnißkräfte mehr beschäftigt, als wenn sie nicht lebhaft wäre; so sind lebhafte Vorstellungen schöner, als nicht lebhafte, wenn sonst alles übrige gleich ist (§. 3.).

Anmerkung.

1. Die Lebhaftigkeit der Vorstellungen kann aber ihrer Deutlichkeit im Wege stehen, und dieser sehr oft aufgeopfert werden müssen.

2. Auch kann die Schönheit, oder der Zweck des Redenden noch in andern Fällen erfordern, daß die Lebhaftigkeit mancher Vorstellungen geflissentlich vermindert werde, z. B. wenn von unangenehmen Gegenständen geredet werden muß; oder, wenn die Lebhaftigkeit einer Vorstellung die Aufmerksamkeit zu sehr von einer andern abziehen würde, auf die mehr ankömmt.

3. Wenn

3. Wenn die Lebhaftigkeit einer Vorstellung absichtlich vermindert wird, so wird sie in den Schatten gestellt. Ein hoher Grad von Lebhaftigkeit heißt Licht und der höchste Glanz.

§. 28.

Mittel die Lebhaftigkeit zu befördern.

Die Lebhaftigkeit der Vorstellungen wird durch alle die Mittel befördert, welche dazu dienen, die Stärke derselben zu vermehren: insbesondre, durch diejenigen, die gebraucht werden können, die Objekte anschaulich zu machen (§. 26. Anm. 4.), oder, die extensive Klarheit der Vorstellungen zu vermehren (§. 26. Anm. 3.).

Anmerkung.

1. Es ist nicht nöthig, daß in einer Rede alle die Merkmale eines Objekts wirklich angegeben werden, die zu einer anschaulichen, oder zu einer extensiv klaren Vorstellung von ihm nöthig sind; wenn nur einige solcher angegeben werden, womit sich die übrigen natürlich und leicht associiren. Aber unter allen gerade diejenigen zu treffen, die hiezu am geschicktesten sind, erfordert Talent, und ist eine Kunst, die nicht gelehrt werden kann; obgleich eine genaue, psychologische Kenntniß, der Einbildungskraft insbesondre, vortrefliche Dienste dabei leistet.

2. Ein

Staatl. Bibliothek Regensburg

2. Ein besondres Mittel zur Beförderung der Lebhaftigkeit sind die sogenannten Redefiguren; wovon unten in einem besondern Abschnitte geredet werden soll, da sie nicht bloß zur Beförderung der Lebhaftigkeit, sondern auch zur Erreichung vieler andern Vollkommenheiten gebraucht werden.

3. Einige Mittel, die Lebhaftigkeit der Gedanken zu befördern, liegen in der Art, wie die Vorstellungen verbunden werden, und können daher erst weiter unten in Betrachtung kommen.

§. 29.

Neuheit der Gedanken.

Die Neuheit einer Vorstellung bewirkt, daß ein höherer Grad von Aufmerksamkeit auf sie gerichtet wird. Denn das Gefühl von einer Erweiterung der Erkenntniß, ist ein Gefühl der Vermehrung der Vollkommenheit, also angenehm. Folglich muß die Neuheit einer Vorstellung ihre Lebhaftigkeit vermehren.

III.

Von der Größe.

§. 30.

Begriff von der Größe der Gedanken.

Ein großer Gedanke ist ein solcher, der etwas Großes (§. 8.) als solches vorstellt; und wenn er etwas Erhabenes (§. 8.) als solches vorstellt, so ist er ein erhabener Gedanke.

Anmerkung.

Nicht jeder Gedanke ist groß oder erhaben, der etwas Großes oder Erhabenes zum Gegenstande hat. Denn ein solcher Gegenstand kann auch so vorgestellt werden, daß seine Größe oder Erhabenheit nicht bemerkbar gemacht wird.

§. 31.

Verschiedene Arten der Größe und Erhabenheit.

Da die Größe der Dinge theils extensiv, theils intensiv ist; so läßt sich auch eine extensive und intensive Erhabenheit unterscheiden. Zu der intensiven Größe gehört die moralische, welche nichts anders ist, als Größe des freien Willens, und allem dem beigelegt wird, worin sich Größe des freien Willens offenbart.

Anmerkung.

Moralische Erhabenheit. Würde. Das Edle.

§. 32.

Grund des Wohlgefallens am Großen.

Da die Betrachtung des Großen unsre Erkenntnißkräfte mehr beschäftigt, als die Betrachtung des Kleinen, alle Vorstellungen aber um so wohlgefälliger seyn müssen, je mehr sie, wenn alles übrige gleich ist, unsre Erkenntnißkräfte beschäftigen (§. 3.); so ist die Größe der Gedanken eine Schönheit.

Anmerkung.

1. Die Größe der Gedanken muß aber eine angemessene seyn. Werden Objekte als größer vorgestellt, wie sie sind (ohne daß jedoch der Kontrast anschaulich wird); so entstehet Schwulst, worunter man überhaupt (nach der Analogie mit der eigentlichen Bedeutung dieses Worts) solche Gedanken versteht, die eine blos scheinbare Größe haben. Wenn dagegen Objekte als kleiner und niedriger vorgestellt werden, als sie sind; so entsteht das Kriechende im eigentlichen Sinne; so wie man auf eine ähnliche Art denjenigen kriechend nennt, der sich tiefer demüthigt, als es seiner Würde gemäß ist.

2. Die

a. Die sogenannte falsche Erhabenheit der Gedanken. Bombast. Galimathias.

3. Burlesk. Possierlich. Posse.

§. 33.

Mittel, die Größe der Gedanken zu befördern.

Wenn Gedanken groß seyn sollen; so müssen sie irgend eine ausgezeichnete, extensive oder intensive, Größe einer Sache, durch wenige Vorstellungen, klar bemerkbar machen.

Anmerkung.

1. Ein Gegenstand der äußern Sinne ist ästhetisch groß, wenn er nicht bloß eine ungewöhnliche Ausdehnung hat, sondern wenn diese auch als solche angeschaut werden kann. Er muß daher nicht in eine Menge kleiner Theile getheilt seyn, welche die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, und von dem Ganzen, als solchem, ablenken. Sondern er muß entweder gar nicht bemerkbar getheilt seyn, oder nur wenige Theile haben, die in einem sehr bemerkbaren Verhältnisse zum Ganzen stehen, und leicht zusammengefaßt werden können. Ein hoher Berg, der aus unzählich vielen, an einander und über einander gesetzten, kleinen Hügeln bestände, hätte nichts Großes: eben so wenig eine geräumige Kirche, worin man eine Menge niedriger Chöre über einander, eine Decke, voll klei-

ner Schnitzwerke, zahllose Gemälde, kleine Altäre und Kapellen erblickte.

Sollen also Gedanken, worin von Gegenständen der äußern Sinne die Rede ist, groß seyn; so müssen sie die Gegenstände auf die beschriebene Art vorstellig machen, und dazu so wenig Vorstellungen gebrauchen, als möglich ist.

2. Zu den Gegenständen des innern Sinnes, die einer vorzüglichen Größe fähig sind, gehören insbesondere die Leidenschaften. Eine Leidenschaft ist ästhetisch groß, wenn sie nicht blos einen hohen Grad der Stärke hat, sondern auch so beschaffen ist, daß diese ihre Stärke klar bemerkt werden kann. Die ästhetische Größe einer Leidenschaft zeigt sich daher vorzüglich in einem Kampfe derselben mit der Pflicht, oder mit einer andern Leidenschaft. Selbst dann, wenn eine Leidenschaft unsittlich ist, kann sie doch ästhetisch groß seyn.

3. Etwas ähnliches gilt von der moralischen Größe. Diese ist nicht sogleich auch eine ästhetische; sondern nur dann, wenn sich die ungewöhnliche Kraft des freien Willens dergestalt offenbart, daß man sie gleichsam mit einem Blicke, durch Hülfe weniger Vorstellungen wahrnehmen kann. Eine Apathie, die sich bei drückenden Leiden kein Gefühl derselben merken läßt, kann groß und erhaben seyn; aber sie ist nichts ästhetisch Großes. Denn sie zeigt uns die Kraft nicht, womit sie

dem

dem Drucke der Last widersteht. Oder, es kann eine große Stärke des freien Willens dazu gehören, eine Menge kleiner, beschwerlicher Handlungen vorzunehmen, und dabei auszudauern; aber ästhetisch groß ist das nicht. Die Größe ist hier in zu viele bemerkbare Theile getheilt.

Hieraus kann man sehen, wie die Gedanken einer Rede das moralisch Große vorstellig machen müssen, wenn sie selber (ästhetisch) groß seyn sollen.

4. Allgemeine Gedanken des Verstandes sind groß, wenn sie eine wichtige, oder eine vielumfassende fruchtbare Wahrheit so vorstellen, daß der Verstand sie leicht auffassen und in ihrem ganzen Umfange klar erkennen kann.

5. Die Kunst, den Gedanken die angemessene Größe zu geben, erfordert einen für das Große besonders empfänglichen und gebildeten Geschmack, den man tropisch den großen Geschmack nennt.

IV.

Von der Wahrheit.

§. 34.

Warum Wahrheit der Gedanken zur Schönheit unentbehrlich sey.

Sofern der Verstand die Falschheit gegebner Vorstellungen bemerkt, findet er bei ihnen nichts

zu

zu denken; wenigstens nimmt er Anstoß daran, und das ungestörte, freie Spiel der Erkenntnißkräfte wird aufgehoben, welches doch eine Rede erregen muß, wenn sie schön seyn soll (§. 3—5). Da nun überdem im Gegentheile Wahrheit mit Wohlgefallen bemerkt wird, so müssen die Gedanken einer schönen Rede so beschaffen seyn, daß ihre Wahrheit leicht bemerkbar ist.

Anmerkung.

Nur das Wahre, sagt Boileau, ist liebenswürdig.

§. 35.

Einschränkung.

Da die Schönheit nicht immer vollständige Deutlichkeit der Begriffe, sondern nur Klarheit erfordert (§. 24.); so ist auch eine solche Unrichtigkeit der Gedanken, die ohne Zergliederung der durch die Rede gegebnen Begriffe nicht bemerkt werden kann, der Schönheit nicht nothwendig entgegen.

Anmerkung.

Dagegen ist es zuweilen nicht hinreichend zur Schönheit (wie etwa in einer populären Rede), wenn die Gedanken blos wahr, übrigens aber so beschaffen sind, daß sie den Schein gegen sich haben,

ben, oder daß überhaupt ihre Wahrheit nur durch Zergliederung der Begriffe bemerkt werden kann.

§. 36.

Objektiv und subjektiv natürlich.

Die Gedanken einer Rede sind objektiv natürlich, wenn die Objekte, die sie vorstellen, mit den Gesetzen der Natur einstimmig sind; subjektiv natürlich, wenn es mit der Natur des redenden Subjekts, unter den gegebnen Umständen, einstimmig ist, dergleichen Gedanken hervorzubringen. Sofern das Unnatürliche der ästhetischen Wahrheit (§. 34. 35.) Abbruch thut, ist es auch der Schönheit entgegen.

Anmerkung.

1. Gedanken, welche nicht zum Zwecke der Rede gehören, sind subjektiv unnatürlich. Entstehen dergleichen Gedanken aus einer fremdartigen Absicht, so sind sie gekünstelt, und wenn sie überdem mit bemerkbarer Mühe herbeigeholt sind, so heißen sie gezwungen.

2. Subjektiv natürliche Gedanken können objektiv unnatürlich seyn, und umgekehrt: objektiv natürliche sind zuweilen subjektiv unnatürlich.

3. Objektiv unnatürliche Gedanken sind der Schönheit einer Rede nicht immer entgegen; wenn es nämlich

lich entweder nicht bemerkt wird, daß die vorgestellten Objekte mit den Gesetzen der Natur nicht einstimmig seyen (wie denn diese Bemerkung z. B. durch ein anderweitiges Wohlgefallen an denselben verdunkelt werden kann), oder wenn die gedachte Bemerkung zum Zwecke der Rede gehört.

4. Auch Erdichtungen im eigentlichen Sinne können natürlich und ästhetisch wahr seyn; in welchem Falle sie eben so viel Schönheit haben können, als die strenge Wahrheit, zumal da das Wohlgefallen am Schönen von keinem Intresse an den Gegenständen abhängt (§. 6.)

§. 37.

Korrektheit.

Gedanken sind korrekt, wenn nicht bloß die Hauptvorstellungen, sondern auch die damit verbundenen Nebenvorstellungen wahr sind.

Anmerkung.

Fehler gegen die Korrektheit können durch andere Schönheiten leicht verdunkelt werden; und finden sich nicht selten in großen Meisterwerken der schönen Redekunst. Aber sie sind nichtsdestoweniger doch Fehler.

V.

Von der Gewißheit.

§. 38.

Wiefern die Gedanken gewiß seyn müssen.

Wenn Gedanken einer schönen Rede als wahr vorgestellt werden; so müssen sie auch einen solchen Grad der Gewißheit haben, daß ihre Wahrheit, ohne bemerkbare Anstrengung, dem Erkenntnißvermögen klar ist. Denn widrigenfalls würde dem Erkenntnißvermögen keine angemessene Beschäftigung gegeben (§. 3.). Denn, da der Verstand Wahrheit zu erkennen strebt, so bliebe er ganz unbefriedigt, wenn er keine fände, und, wenn er sie zu mühsam suchen müßte, so würde diese fühlbare Anstrengung das belebende Spiel der Kräfte (§. 3.) gleichfalls zerstören.

§. 39.

Reelle und scheinbare Gewißheit.

Gewißheit eines Satzes aus Gründen, die selber gewiß sind, und aus denen der Satz folgt, ist reelle Gewißheit, oder, Ueberzeugung. Hingegen die Gewißheit eines Satzes aus solchen Gründen, die entweder selber nicht gewiß

sind,

sind, oder aus denen der Satz nicht folgt, ist Scheingewißheit oder Ueberredung.

Anmerkung.

1. Die Gewißheit der Gedanken, welche zur Schönheit nöthig ist, braucht nicht immer Ueberzeugung, sie kann auch bloße Ueberredung seyn; so wie es umgekehrt nicht immer hinreichend ist, wenn die Gedanken eine vollständige, reelle Gewißheit haben. Dies ist nämlich alsdann nicht hinreichend, wenn ihre Wahrheit sehr schwer einzusehen ist. Die Gewißheit derselben muß also Evidenz seyn.

2. Auch von der Wahrscheinlichkeit eines Satzes kann man überzeugt und überredet seyn.

§. 40.

Mittel der Gewißheit.

a) Der reellen.

Die reelle Gewißheit entsteht aus eigentlichen Beweisen, wenn die Wahrheiten nicht für sich gewiß sind. Ihre Theorie gehört in die Logik. Die Rhetorik hat es nur mit dem Vortrage derselben zu thun.

§. 41.

b) Der Ueberredung.

Die Ueberredung von Etwas, das nicht wahr ist, so wie alle Ueberredung, sofern sie für reelle Gewiß-

Gewißheit gehalten wird, ist eine Täuschung im weitesten Sinne. Beruht sie auf Gründen, die selber nicht gewiß sind (§. 39.), so ist sie eine materielle Täuschung; beruht sie aber auf solchen Gründen, aus welchen das, wovon man überredet ist, nicht folgt, eine formelle. In beiden Fällen müssen die Ueberredungsgründe so beschaffen seyn, daß die Täuschung nicht bemerkt wird.

§. 42.

aa) Wenn die Ueberredung duech formelle Täuschung geschieht.

Eine Rede bewirkt formelle Täuschung, wenn sie Etwas aus solchen empirischen oder rationalen Sätzen, oder überhaupt, aus solchen Gründen ableitet, aus denen dasselbe nicht folgt, und zwar so, daß dies nicht bemerkt wird. Dazu ist behülflich

1) das vernunftähnliche Vermögen (analogon rationis) mit seinen Schlüssen, z. B. dem Schlusse: Was von Einigen gilt, das gilt von Allen, oder: Was auf eine Sache folgt, das ist auch eine Folge aus ihr *); insbesondre:

2) Wenn ein unterhaltendes Spiel der Phantasie, oder sonst ein lebhaftes Wohlgefallen erregt wird,

*) S. meinen Versuch über die Einbildungskraft S. 122 ꝛc.

wird, das die Aufmerksamkeit auf sich zieht, weil wir dadurch gehindert werden, die Inkonsequenz zu bemerken;

3) wenn es als wünschenswerth vorgestellt wird, daß die zu erhärtende Behauptung wahr sey; weil wir alsdann die Gründe fürs Gegentheil verabscheuen, und dadurch die Aufmerksamkeit von der Inkonsequenz abgelenkt wird;

4) wenn die Behauptungen auf wichtige Auctoritäten gestützt werden; woraus (wenn die Wahrheiten nicht etwa blos historisch sind) bekannterweise eigentlich nichts folgt.

5) Wenn der Redende sich das Ansehen giebt, von der Wahrheit dessen, was er sagt, selber völlig überzeugt zu seyn; welches er zuweilen durch Machtsprüche, durch Fragen, und dergleichen bewirken kann.

6) Wenn von den aufgestellten Behauptungen dargethan wird, daß ihre Folgen richtig sind, und daß sie mit ausgemachten Wahrheiten zusammentreffen; indem das Vernunftähnliche auch von der Wahrheit der Folge auf die Wahrheit des Grundes schließt.

Anmer-

Anmerkung.

Gedanken, welche durch formelle Täuschung eine scheinbare Gewißheit bekommen, können an sich eben sowohl wahr als falsch seyn.

§. 43.

Wenn sie durch materielle Täuschung geschieht.

Wenn man uns von gegebenen Gedanken durch eine materielle Täuschung (§. 41.) überredet; so können dieselben aus den Gründen, woraus sie abgeleitet werden, zwar richtig folgen; aber diese Gründe selber sind nicht gewiß (§. 41). Indessen muß ihre Ungewißheit, wenn Ueberredung möglich seyn soll, nicht bemerkt werden. Also müssen sie entweder schon für sich scheinbar gewiß seyn, oder durch eine formelle Täuschung (§. 42.) erst scheinbar gewiß gemacht werden.

Anmerkung.

1. Was den Sinnen augenscheinlich vorkömmt, gangbare Vorurtheile, Sentenzen, die im gemeinen Leben im Umlaufe sind, Sprüchwörter und dergl. gehören zu den Sätzen, die an sich selbst scheinbar gewiß sind.

2. Was durch eine materielle Täuschung scheinbar gewiß gemacht wird, kann an sich selbst wahr und falsch seyn; selbst alsdann, wenn die Grün-

de

de, woraus es abgeleitet wird, nicht bloß unges wiß, sondern in der That falsch sind. Denn aus falschen Gründen kann etwas Wahres fol= gen *).

3. Auch die Ueberredungskunst setzt eine vertraute Bekanntschaft mit den logischen Regeln von der Erfindung und Anordnung der Beweise, oder wes nigstens ein Talent, sie anzuwenden, voraus. Denn auch bei der bloßen Ueberredung dürfen wes nigstens keine logischen Fehler bemerkbar seyn.

4. Uebrigens muß es aus der Natur einer Rede be= urtheilt werden, ob Ueberredung statt finden dürfe, oder ob, statt ihrer, Ueberzeugung möglich sey?

VI.

Von den Redefiguren.

§. 44.

Begriff einer Redefigur.

Jede Form, die den Vorstellungen oder Aus= drücken einer Rede gegeben wird, um sie zu ver= schönern, heißt eine Redefigur im weitern Sinne.

Anmerkung.

Wenn eine einzelne Vorstellung figürlich gedacht wird, so wird ihre ursprüngliche oder eigentliche Form gean=

*) S. meine Logik §. 176.

geändert und es entsteht eine uneigentliche oder abgeleitete. Die Vorstellung bekömmt gleichsam eine neue Gestalt oder Figur. Figürlich reden heißt daher auch so viel als uneigentlich reden.

§. 45.

Grammatische und rhetorische Redefiguren.

Sofern eine Redefigur (§. 44.) blos in dem Ausdrucke liegt, ist sie eine grammatische; sofern sie aber in den Vorstellungen liegt, eine rhetorische. Die ersteren müssen aus der Grammatik und besonders aus der sogenannten Syntaxis ornata derselben als bekannt vorausgesetzt werden. Von ihrer Anwendung handelt die Lehre vom Ausdrucke.

§. 46.

Objektive und subjektive rhetorische Figuren.

Die rhetorischen Redefiguren sind theils objektive (Sachfiguren), sofern die Gegenstände selbst in einem veränderten Verhältnisse vorgestellt werden; theils subjektive (sonst auch, wiewohl sehr unpassend, Wortfiguren), sofern das nicht ist.

Anmerkung.

An den innern Bestimmungen des vorgestellten Gegenstandes darf nichts geändert werden. Denn sonst würde der Inhalt der Vorstellung geändert, und man hätte nicht eine Figur der gegebenen Vorstellung, sondern eine andre Vorstellung (§. 44.).

§. 47.

Arten der objektiven rhetorischen Figuren.

Sachfiguren sind:

1) die Apostrophe, worin ein Abwesender als gegenwärtig vorgestellt und als solcher angeredet wird;

2) die Sermonikation, worin ein Abwesender als gegenwärtig vorgestellt nnd als solcher redend eingeführt wird;

3) die Prosopopöie, worin Etwas, das kein vernünftiges Wesen ist, angeredet, oder redend eingeführt wird, als wenn es ein solches wäre.

§. 48.

Arten der subjektiven rhetorischen Figuren.

Subjektive rhetorische Figuren sind:

1) die Redefiguren im engern Sinne, welche in der Art der Zusammenstellung mehrerer Vorstellungen liegen;

2) die

2) die Gleichnisse, worin die Aehnlichkeit einer Vorstellung mit einer andern vorgestellt wird, ohne diese andre statt jener zu setzen;

3) die Tropen, worin eine Vorstellung durch eine andre, die man statt ihrer setzt, vorgestellt wird.

§. 49.

Redefiguren im engern Sinne.

Zu den Redefiguren im engern Sinne gehören:

1) das Klimax, d. i. eine Reihe von Vorstellungen, worin jede nächstfolgende stärker oder schwächer ist, als die vorhergehende; wo denn das Klimax im erstern Falle ein steigendes, im andern aber ein fallendes genannt wird;

2) die Anapher, wenn mehrere unmittelbar auf einander folgende Sätze mit einer und eben derselben Vorstellung anfangen;

3) die Epiphora, wenn mehrere, unmittelbar auf einander folgende Sätze mit einer und eben derselben Vorstellung endigen;

4) die Occupation, (προλημψις), wenn der Redende selbst Zweifel gegen seine Behauptungen erregt und sie dann wegräumt;

5) das Zugeben (ἐπιτροπη), wenn er erregte, oder besorgliche Zweifel einräumt, und dabei zeigt, daß sie seinen Behauptungen nicht im Wege stehen;

6) die Transition, wenn er andeutet, daß er vieles, was er noch zu sagen wisse, übergehe;

7) die Antithese, welche entgegengesetzte Vorstellungen zusammenstellt;

8) das Fragen, insofern es so eingerichtet ist, daß es dem Redenden das Ansehn giebt, von dem, was er sagt, selber völlig überzeugt zu seyn.

Anmerkung.

Obgleich die eigentlichen Redefiguren in einem Verhältnisse mehrerer Vorstellungen gegen einander liegen, so durfte dieser Begriff dennoch in der gegenwärtigen Abtheilung, welche die Schönheit einzelner Gedanken betrachtet, vorkommen. Denn auch in einem einzelnen Gedanken können mehrere Vorstellungen enthalten seyn.

§. 50.

Gleichnisse.

Die Gleichnisse sollen vornemlich zur Beförderung der Klarheit und Lebhaftigkeit dienen. Daher

her muß 1) in der Regel das weniger Anschauliche mit dem mehr Anschaulichen, aber nicht umgekehrt, verglichen werden; 2) muß die Aehnlichkeit der verglichenen Objekte nicht so entfernt seyn, daß sie nur durch Zergliederung der Begriffe erkannt werden kann; auch muß sie 3) nicht falsch, oder blos scheinbar seyn, dergleichen durch die Betrügereien des Witzes vorstellig gemacht werden; 4) muß sie nicht in blos zufälligen Merkmalen liegen, auf welche nichts ankömmt; und 5) muß sie nicht so weit ausgedehnt werden, daß dadurch die Hauptvorstellung verdunkelt wird.

§. 51.

Tropen.

1) Synecdochische.

Die Tropen sind von dreierlei Art:

1) die Synecdoche, d. i. derjenige Trope, worin das Niedrigere anstatt des Höhern, oder umgekehrt, oder der Theil anstatt des Ganzen, oder umgekehrt gesetzt wird.

Wenn eine Synecdoche das Höhere anstatt des Niedrigern setzt; so wird die Lebhaftigkeit der Vorstellung vermindert, weil das Höhere weniger anschaulich ist (§. 28.); dies kann zuweilen auch zur Beförderung der Schönheit dienen (§. 27. Anm. 2.).

§. 52.
2) Metaphorische.

2) Die Metapher, d. h. derjenige Tropus, worin das Aehnliche anstatt des Aehnlichen gesetzt wird. Eine Metapher, worin statt eines nichtpersönlichen (besonders allgemeinen) Dinges ein persönliches gesetzt wird, ist eine Personifikation. Jede durch mehrere Gedanken ausgedehnte Metapher ist eine Allegorie im weitern Sinne; so wie die Allegorie im engern Sinne eine durch mehrere Gedanken ausgedehnte Personifikation ist.

Anmerkung.

1. Was §. 50. von den Gleichnissen gesagt ist, gilt mit gehöriger Anwendung auch von den Metaphern.
2. Auch muß man jederzeit, wie man es ausdrückt, in der Metapher bleiben.
3. Bei Allegorien insbesondere muß die vorgestellte Aehnlichkeit sehr leicht bemerkbar, und die Allegorie nicht lang seyn, weil sonst der Witz in der Aufsuchung der Aehnlichkeit ermüdet.

§. 53.
3) Metonymische.

3) Die Metonymie, worunter man alle Tropen versteht, die nicht synecdochisch und nicht metaphorisch sind. Die Metonymie vertauscht:

a) Ur-

a) Ursache und Wirkung,
b) überhaupt das Voraufgehende und Nachfolgende;
c) eine Sache und die Zeit, worin sie ist oder geschiehet;
d) eine Sache und den Ort, worin sie ist oder geschieht, besonders
e) das Behältniß und das darin Enthaltene (continens und contentum);
f) die Materie, woraus eine Sache besteht, und die Sache selbst;
g) die Form einer Sache und die Sache selbst;
h) willkührliche Zeichen einer Sache und die Sache selbst;
i) den Besitzer einer Sache mit der Sache selbst;
k) Vollkommenheiten mit den entgegenstehenden Unvollkommenheiten, Ironie.

§. 54.

Nutzen der Redefiguren.

Die Tropen und übrigen Redefiguren dienen unmittelbar vorzüglich zur Beförderung oder Verminderung der Klarheit und Lebhaftigkeit der Vorstellungen, also mittelbar zur Erreichung aller der Schönheiten, die von jenen Wirkungen abhängen. Sie können aber auch unmittelbar dazu dienen,

durch

durch erregte Nebenvorstellungen ein Spiel der Phantasie zu erwecken, oder das Erkenntnißvermögen auf andre Art zu beschäftigen; imgleichen, Kürze, Neuheit, Größe und Erhabenheit zu befördern.

Anmerkung.

Es ist hier nur die Rede von den Vollkommenheiten, welche durch die Redefiguren in den Gedanken, nicht aber von denen, welche durch sie in dem Ausdrucke erreicht werden.

VII.

Von der bewegenden Kraft.

§. 55.

Was die bewegende Kraft der Vorstellungen sey.

Vorstellungen haben eine bewegende Kraft (sind bewegend), sofern sie das Begehrungsvermögen bestimmen, d. i. irgend ein Begehren (eine Begierde oder Verabscheuung) hervorbringen.

§. 56.

Warum die bewegende Kraft eine Schönheit der Gedanken seyn kann.

Thätigkeiten des Begehrungsvermögens können so beschaffen seyn, daß sie von dem innern

Sinne

Sinne mit Wohlgefallen empfunden werden. Bewegende Vorstellungen können also ein wohlgefallendes Spiel des innern Sinnes erregen, und die bewegende Kraft also kann eine Schönheit seyn (§. 3. §. 2.).

§. 57.

Von welcher Art diese Schönheit sey.

Sofern die Schönheit eines Gedankens in seiner bewegenden Kraft liegt, ist es nicht unmittelbar die Kontemplation dieses Gedankens selbst, welche mit Wohlgefallen verbunden ist; sondern dieses Wohlgefallen beruhet auf dem durch ihn erregten Begehren (§. 56.). Folglich ist die bewegende Kraft nicht an sich, sondern nur mittelbar eine Schönheit (§. 2.).

Da hier also das Wohlgefallen von einem Begehren, folglich von einem Intresse abhängig ist, so scheint überdem die bewegende Kraft keine reine, sondern nur eine gemischte Schönheit zu seyn (§. 6.). Allein es scheint auch nur. Denn es ist doch kein Intresse an den Gedanken, sofern sie das Objekt der Schönheit sind, von welchem das Wohlgefallen abhängt.

§. 58.

§. 58.

Arten der bewegenden Vorstellungen.

Sofern bewegende Gedanken den vernünftigen Willen bestimmen, sind sie praktisch, sofern sie das untere Begehrungsvermögen bestimmen, rührend im weitern Sinne, und, sofern sie gemischte Leidenschaften hervorbringen, rührend im engern Sinne.

§. 59.

Rein praktische Vorstellungen.

Gedanken, welche rein praktisch seyn sollen, müssen das Gute blos als gut, und das Böse blos als böse, so wie es von der Vernunft als solches anerkannt wird, klar vorstellig machen, ohne alle Rücksicht auf die angenehme oder unangenehme Art, wie uns dasselbe afficirt. Denn der Wille begehrt, was die Vernunft für gut erkennt, es mag uns angenehm oder unangenehm afficiren, und er verabscheut, was die Vernunft verwirft, es mag uns afficiren, wie es will.

Da übrigens der Mensch kein reinvernünftiges, sondern ein sinnlichvernünftiges Wesen ist; so frägt es sich, ob rein praktische Vorstellungen im Stande seyen, ihn zu Handlungen dergestalt zu bewegen, daß dieselben wirklich zur Ausführung

rung kommen? ob also eine Rede, die auf die wirklichen Handlungen zu wirken beabsichtigt, mit rein praktischen Vorstellungen ausreichen könne, oder ob sie rührende (im weitern Sinne) hinzufügen müsse? Diese Frage aber gehört nicht für die Rhetorik, sondern muß aus anderweitigen Gründen beurtheilt werden.

§. 60.

Rührende Vorstellungen im weitern Sinne.

Alle rührenden Vorstellungen überhaupt müssen das Angenehme oder Unangenehme der Objekte oder ihrer Folgen, welches sinnlich vorgestellt werden kann, anschaulich machen: denn hierdurch wird das sinnliche Begehrungsvermögen bestimmt. Will man das Gemüth rühren durch Darstellung der Folgen einer Sache; so wird das um so mehr geschehen, je mehr diese Folgen gewiß sind, oder zu seyn scheinen, weil das, was uns, unsrer Vorstellung nach, gewiß bevorsteht, einen stärkern Eindruck macht, als das Ungewisse. Daher müssen auch, so viel als möglich, die nächsten Folgen gebraucht werden, nicht aber sehr entfernte. Denn, wenn alles Uebrige gleich ist, so sind die nähern Folgen gewisser, als die entferntern *).

*) Vergl. Baumgartens Metaph. §. 446.

Anmerkung.

Da das untere Begehrungsvermögen auch das Herz genannt wird; so muß eine Rede, die aufs Herz wirken soll, rührend seyn (§. 58.). Ist sie gar nicht rührend, so enthält sie, wenn sie auch anderweitige große Schönheiten hat, doch nichts fürs Herz.

§. 61.

Eigentlich rührende Vorstellungen.

Die gemischten Leidenschaften sind aus angenehmen und unangenehmen zusammengesetzt. Wenn der angenehme Bestandtheil einer gemischten Leidenschaft das Uebergewicht hat, so wird er durch den Kontrast mit dem unangenehmen noch verstärkt noch angenehmer gemacht, als er für sich allein seyn würde *). Wenn also das erregte Spiel der Empfindungen des innern Sinnes wohlgefallend bleiben soll, so muß dasjenige, auf dessen Anschauen die angenehme Leidenschaft beruhet, als größer, und zugleich lebhafter vorgestellt werden, als dasjenige, auf dessen Anschauen die unangenehme Leidenschaft beruhet: wenigstens darf das erstere nicht zugleich als kleiner und dabei auch weniger lebhaft vorgestellt werden.

§. 62.

*) S. Baumgartens Metaph. §. 390.

§. 62.

Ursprüngliche und abgeleitete Rührung.

Sofern dasjenige, worüber jemand gerührt wird, in ihm selber ist, so ist seine Rührung eine ursprüngliche, widrigenfalls eine abgeleitete Rührung. Die erstere ist in der Regel stärker als die andere, weil das, was in mir selbst ist, mich am stärksten afficirt *). Wenn eine abgeleitete Rührung eben so stark wird, als eine ursprüngliche, so ist das ihr höchster Grad.

§. 63.

Mitgetheilte Rührung.

Wenn der Redende selbst gerührt ist, oder sich als solchen vorstellt, so kann er dieselbe Rührung auch bei seinen Zuhörern, oder Lesern, bewirken, wenn er seinen Zustand (subjektiv) natürlich (§. 36.) darstellt; welches denn eine mitgetheilte Rührung ausmacht. Zu der gedachten natürlichen Darstellung gehört vor allen Dingen, daß die Gedanken, welche der Redende vorträgt, seinem Zustande angemessen, oder (subjektiv) natürlich sind.

Es

*) S. Baumg. Met. §. 486. §. 402.

Es ist aber der höchste Grad einer Leidenschaft stumm, und kann sich durch ein plötzliches Schweigen ankündigen. Der nächstfolgende Grad charakterisirt sich durch abgebrochene, nicht bemerkbar zusammenhängende Sätze; und wenn eine Leidenschaft sich in eine längere, zusammenhängende Rede ergießt, so ist sie schon merklich gemildert: sie ist auf den dritten Grad der Stärke herabgestiegen, welcher unendlich viele Abstufungen hat *).

Diese Bemerkungen geben Regeln für den Redner, der sich als gerührt vorstellen, und seine Rührung Andern mittheilen will.

§. 64.

Das Lächerliche.

Auf einer besondern Art des Kontrastes beruhet auch die Lachen erweckende Kraft der Vorstellungen (vis comica), die in vielen Fällen als eine rührende Kraft im weitern Sinne betrachtet und als solche gebraucht werden kann.

§. 65.

Werth der Rührungen.

Der ästhetische Werth der Rührungen überhaupt kann, bei gehöriger Kenntniß des sinnlichen Begeh-

*) S. Baumg. Metaph. §. 503.

Begehrungsvermögens und des innern Sinnes, aus §. 56., und der besondre Werth derselben in einem gegebnen Falle muß aus dem Zwecke der Rede beurtheilt werden.

Was den moralischen Werth der Rührungen anlangt, so ist ein sinnliches Begehren an und für sich selbst weder gut noch böse, es hat gar keine Moralität; da diese nur demjenigen, was ein Werk des freien Willens ist, zukömmt. Ein Redner soll deshalb nicht seinen höchsten Triumph darin setzen, die Gemüther rühren zu können.

Sittlichen Werth können Rührungen nur haben, wenn entweder die Sinnlichkeit durch den freien Willen (mittelbar) dazu bestimmt wird — welches aber bei denen, die durch eine Rede gerührt werden, nicht der Fall ist — oder, wenn sie als Mittel zu moralisch guten Zwecken gebraucht werden. Dieses aber ist möglich. Denn eine gute Handlung, die freilich immer durch den freien Willen geschehen muß, wird dadurch nicht schlechter, wenn sie zugleich aus einem sinnlichen Begehren (aus Rührung) entspringt, wofern dieses nur nicht die einzige, oder hauptsächlichste Triebfeder ist, von welcher die Handlung hervorgebracht wird.

VIII.

Von der abgeleiteten Schönheit der Gedanken.

§. 66.

Worin die abgeleitete Schönheit der Gedanken bestehe.

Gedanken haben abgeleitete Schönheit, sofern uns die Kontemplation derselben dadurch gefällt, daß wir in ihnen Vollkommenheiten ihres Urhebers anschauen. Dieses ist der Fall, wenn sich in gegebnen Gedanken Witz, Scharfsinn, Verstand, Laune, edle Gesinnungen, oder überhaupt, große theoretische oder praktische Fertigkeiten, ihres Urhebers offenbaren. Nach diesen Vollkommenheiten, welche sie ankündigen, werden auch die Gedanken selbst witzig, scharfsinnig, launigt u. s. f. genannt.

Des ersten Kapitels
zweite Abtheilung.
Von der Schönheit der Gedanken in Verbindung mit einander.

I.
Von der Schönheit verbundener Gedanken in Absicht auf ihren Inhalt.

§. 67.
Reichthum. Armuth.

Je mehrere, von einander verschiedene, Gedanken eine Rede, bei gleichem Umfange, enthält, desto größer ist ihr Reichthum an Gedanken, welchem die Gedankenarmuth entgegengesetzt ist. Da nun eine Rede die Erkenntnißvermögen um so mehr beschäftigt, je mehr mannichfaltige Gedanken sie ihnen darbietet, so ist sie, wenn alles übrige gleich ist, um so schöner, je gedankenreicher sie ist (§. 3.).

§. 68.

§. 68.

Ausführlichkeit. Kürze.

Je mehr Nebenvorstellungen eine Rede mit den Hauptgedanken verbindet, desto ausführlicher ist sie, je weniger, desto kürzer. Eine Ausführlichkeit, welche der Schönheit entgegen ist, ist Weitschweifigkeit, wovon die ärgste Art diejenige ist, wenn man mit gegebnen Gedanken noch andre verbindet, die gar nichts neues enthalten. Eine Kürze, welche der Schönheit Abbruch thut, ist die zu große Kürze (im ästhetischen Sinne), deren schlimmste Art diejenige ist, welche die Klarheit der Gedanken zerstört.

§. 69.

Zusammenstimmung der Gedanken zum Zwecke der Rede.

Alle Gedanken einer Rede müssen zu dem Zwecke derselben, auf irgend eine Art zusaumenstimmen. Denn widrigenfalls, wenn ein Gedanke zum Zwecke der Rede gar nicht zusammenstimmte, so würde der Verstand gar keinen Grund finden, warum ein solcher Gedanke da wäre. Die Betrachtung desselben würde also kein Wohlgefallen erwecken (§. 3. §. 4.). Die gedachte Zusammenstimmung der Gedanken zum Zwecke der Rede ist die

innere,

innere materielle Einheit *) der Rede, welcher also alle diejenigen Gedanken entgegen sind, die von der Rede getrennt werden können, ohne dem Zwecke derselben im mindesten Abbruch zu thun.

§. 70.

Zusammenstimmung der Gedanken untereinander

Die Gedanken einer Rede müssen auch untereinander selbst dahin zusammenstimmen, daß ein jeder, wo es angeht, den besondern Zweck der voraufgchenden und nachfolgenden befördern helfe. Denn es kann ein Gedanke dem andern dazu dienen, die Klarheit, Lebhaftigkeit, Stärke, Gewißheit, und andre Vollkommenheiten, wovon die Erreichung seines besondern Zweckes abhängt, zu vermehren.

§. 71.

Insbesondre der Nebenvorstellungen zu den Hauptgedanken.

Vorzüglich muß die erwähnte Zweckmäßigkeit bei den Nebenvorstellungen in einer Rede wohl in Obacht genommen werden. Sie müssen zu den Hauptgedanken dergestalt zusammenstimmen, daß sie

*) S. Baumgart. Metaph. §. 55.

sie so viel als möglich dazu beitragen, den durch die letztern beabsichtigten Zweck zu erreichen. Dieses ist ihr oberstes Gesetz, da sie nur um der Hauptgedanken willen da sind.

Daher kann es selbst Schönheiten in den Nebenvorstellungen geben, die an sich selbst betrachtet sehr groß und dabei doch fehlerhaft sind, wenn sie nämlich die Zusammenstimmung der Nebenvorstellungen zu den Hauptgedanken verhindern, welches geschieht, wenn sie den Eindruck der letztern durch Ablenkung oder Theilung der Aufmerksamkeit ganz oder zum Theil verdunkeln. Was zwar an sich betrachtet schön, aber nicht zweckmäßig ist, ist eine unächte Schönheit (pulchritudo spuria). Diejenige unächte Schönheit, welche aus der zu großen Menge schöner Nebenvorstellungen entsteht, ist Ueberladung.

§. 72.

Parodie. Travestirung.

Das Verhältniß des Inhalts der Nebenvorstellungen zu den Hauptgedanken kann aber überhaupt von verschiedener Art seyn. Sie können durch Kontrast und durch Uebereinstimmung, und beides in verschiedenen Graden, zu dem Zwecke

der

derselben zusammenstimmen. Es ist daher möglich, mit einerlei Hauptgedanken Nebenvorstellungen von verschiedener Art zu verbinden. Eine Rede travestiren im weitern Sinne heißt, mit den Hauptgedanken derselben (die man beibehält) andre Nebenvorstellungen verknüpfen; und wenn diese mit den Hauptgedanken kontrastiren, so ist es eine Travestirung im engern Sinne. Behält man umgekehrt die Nebenvorstellungen einer Rede, und schiebt andre Hauptvorstellungen unter, so wird die Rede parodirt im weitern Sinne; uüd wenn diese Hauptvorstellungen mit den Nebenvorstellungen kontrastiren, so ist es Parodie im engern Sinne.

Anmerkung.

Vortrefliche Werke sollten nie parodirt oder travestirt werden, weil das Wohlgefallen an ihnen dadurch zum Theil verdunkelt werden kann, wenn sich mit ihnen die Vorstellungen aus der Parodie oder Travestirung associiren; zumal, wenn die letztern eigentliche sind, und in dem durch sie gegebnen Kontraste der Haupt- und Nebenvorstellungen eine komische Kraft liegt.

§. 73.

Das Feuer.

Das Feuer in einer Rede ist diejenige Lebhaftigkeit (§. 26. Anm. 2.), welche aus dem schnellen Uebergange von einer Vorstellung zur andern entsteht. Dieser Uebergang aber geschiehet schnell, wenn man von einer Vorstellung zur andern so übergehet, daß man von den dazwischen liegenden Nebenvorstellungen wenige oder gar keine mitnimmt. Die Kürze also befördert das Feuer, die Ausführlichkeit vermindert es, und die Weitschweifigkeit löscht es ganz aus (§. 68.).

II.

Von der Schönheit verbundener Gedanken in Absicht auf ihre Stellung.

§. 74.

Allgemeinste Regel.

Jeder Gedanke in einer Rede muß an den Ort gestellt werden, wo er zur Schönheit der Rede am meisten beiträgt.

§. 75.

Folgesatz.

Hieraus folgt, daß alle Gedanken so gestellt seyn müssen, daß die Uebersicht derselben so viel

als möglich erleichtert wird. Denn je mehr dieses der Fall ist, desto mehr wird der Eindruck befördert, den das Ganze auf das Gemüth zu machen beabsichtigt.

§. 76.

Woher die besondern Regeln der Stellung der Gedanken zu nehmen seyen.

Aus dem Zwecke einer Rede aber muß es näher beurtheilt und bestimmt werden, wie die Stellung der Gedanken beschaffen seyn müsse, wenn sie der §. 74. erwähnten allgemeinen Regel gemäß seyn soll. Aus diesem Zwecke also müssen die besondern Regeln für die Stellung der Gedanken abgeleitet werden.

§. 77.

Ordnung. Formelle Einheit.

Alle Stellung nach gemeinschaftlichen Regeln ist Ordnung. Also die Stellung der Gedanken in einer schönen Rede ist eine Ordnung (§. 76. §. 74.). Diese Ordnung ist um so schöner, nach je mehrern Regeln sie eingerichtet ist, und je mehr diese Regeln leicht faßlich sind. Denn desto mehr erleichtert sie das Zusammenfassen und die Uebersicht des Mannichfaltigen, desto mehr also befördert sie das

leichte,

leichte, belebende Spiel der Erkenntnißkräfte (§. 3.). Die in einer Rede herrschende Ordnung der Gedanken macht die formelle Einheit der Rede aus.

Anmerkung.

1. Die Beschaffenheit und die Regeln der besondern Arten von Ordnung, wonach sich Gedanken verknüpfen lassen, wenigstens derjenigen, die sich bis zur Methode erheben können, entwickelt die Methodenlehre der Logik, die also dem Redner nicht unbekannt seyn darf. Diejenige Ordnung der Gedanken, worin man blos der Association der Vorstellungen folgt, lehrt die allgemeine Geschmackslehre kennen.

2. Wenn Ordnung unter den Vorstellungen herrscht, so sind sie nach gemeinschaftlichen Regeln zusammengestellt. Der Verstand kann also das Mannichfaltige unter den Begriff einer Regel zusammenfassen. Dies ist eine Beschäftigung für ihn; und so ist die Ordnung, schon aus diesem Grunde, eine Quelle des Wohlgefallens an der Kontemplation solcher Gedanken.

Des ersten Abschnitts
Zweites Kapitel.
Von der Schönheit des Ausdrucks in einer Rede.

Erste Abtheilung.
Von der innern Schönheit des Ausdrucks.

§. 78.
Innere und äußere Schönheit des Ausdrucks.

Diejenige Schönheit der Ausdrücke in einer Rede, die ihnen zukömmt, sofern sie an sich betrachtet werden, abgesehen von den ausgedrückten Vorstellungen, ist ihre innere Schönheit; diejenige aber, die ihnen in Beziehung auf die ausgedrückten Vorstellungen zukömmt, ihre äußere Schönheit. Für beide Arten muß in einer schönen Rede gesorgt werden.

§. 79.
Materie und Form der Ausdrücke.

Die Ausdrücke, die eine Rede enthält, sind Worte (§. 9.). Sie bestehen also aus Lauten, und diese

diese machen folglich die Materie derselben aus; die Art und Weise, wie diese Laute (einzeln und unter einander) zusammengesetzt sind, ist die Form derselben. Wenn also die Laute, woraus die Wörter bestehen, einzeln für sich genommen, einen angenehmen Eindruck aufs Gehör machen, so ist das zwar keine Schönheit im eigentlichen Sinne (§. 4. Anm. 1. §. 1.); aber es ist eine Vollkommenheit, die nicht vernachläßigt werden darf, weil sie das Wohlgefallen an der eigentlichen Schönheit vermehren, so wie der Mangel derselben dieses Wohlgefallen verdunkeln kann; eben so als eine schöne Musik gewinnt oder verliert, je nachdem der Ton der gewählten Instrumente angenehm oder unangenehm ist.

§. 80.

Wohlklang. Numerus.

Eine Rede hat Wohlklang, sofern die Laute, woraus die Worte bestehen, einen angenehmen Eindruck aufs Gehör machen. Dieser Eindruck aber hängt ab sowohl von der Qualität als Quantität jener Laute. Eine solche Mischung langer und kurzer Sylben, welche Wohlgefallen erregt, ist der Numerus der Rede, welcher also eine besondre Art des Wohlklangs ist. Die andre Art des Wohl-

klanges

klanges entstehet theils aus dem angenehmen Laute einzelner Sylben an sich, theils aus einer wohlgefallenden Mischung solcher Sylben, deren Laute von verschiedener Qualität sind. Man kann diese zweite Art von Wohlklang das Wohltönende nennen.

Anmerkung.

1. Es sind aber die einzelnen Laute der Qualität nach verschieden, wie die Töne der verschiedenen musikalischen Instrumente. Sie sind hoch und tief, rauh und sanft, hart und weich u. s. f.

2. Ein hoher Grad des Wohltönenden wird auch wohl Musik der Rede genannt.

3. Das Wohltönende, sofern es aus der Mischung der Sylben entspringt, und der Numerus einer Rede, sind Schönheiten im eigentlichen Sinne, die nicht der Materie, sondern der Form des Ausdrucks zukommen.

§. 81.

Allgemeines Gesetz des Wohlklanges.

Das allgemeine Gesetz für den Wohlklang, als Schönheit betrachtet, ist dieses: Die Laute, woraus die Worte bestehen, müssen Mannichfaltigkeit haben, und in dieser Mannichfaltigkeit muß Einheit seyn. Denn es muß durch die erstere ein Spiel

der

der Sinnlichkeit erregt, und durch die letztere der Verstand befriediget werden (§. 3. §. 4.).

§. 82.

Eintönigkeit. Disharmonie.

Mangel der Mannichfaltigkeit in der Qualität der Laute ist die Eintönigkeit des Ausdrucks; und der Mangel der Einheit in der gedachten Mannichfaltigkeit erzeugt Disharmonie des Ausdrucks. Die schlimmste Art von Eintönigkeit ist diejenige, wenn einerlei Wort kurz hintereinander öfter wiederholt wird.

Anmerkung.

Eine besondre Art von Disharmonie des Ausdrucks entsteht, wenn man Wörter aus einer andern Sprache einmischt. Denn in jeder Sprache hat die Komposition der Wörter, folglich auch ihr Klang, eine eigenthümliche Beschaffenheit; wie schon der gemeine Sprachgebrauch dadurch zu erkennen giebt, wenn er sagt: das Wort klingt lateinisch, griechisch u. s. w. Von allem übrigen abgesehen, folgt also schon hieraus, daß die Einmischung fremder Wörter der Schönheit des Ausdrucks schlechterdings entgegen ist; es sey denn, daß durch die gedachte Disharmonie ein besondrer Zweck einer Rede, wie etwa Lachen zu erregen, befördert werden könnte.

§. 83.

§. 83.

Rhythmus.

Auf eine ähnliche Art folgt aus dem allgemeinen Gesetze des Wohlklanges überhaupt (§. 81.), daß auch das höchste Gesetz für den Numerus (§. 80.) Mannichfaltigkeit und Einheit sey. Die Mannichfaltigkeit entsteht durch gehörige Mischung langer und kurzer Laute, und die Einheit durch eine Gleichförmigkeit in dieser Mischung. Diese Gleichförmigkeit (welche in einer Rede im Allgemeinen das ist, was der Takt in der Musik ist, und insbesondre, wenn sie den höchsten Grad hat, der nämlich durch Sylbenmaaß entsteht), erzeugt eine bestimmte Art von Succession, und giebt der Rede einen schnellern oder langsamern Gang, der ihr einen gewissen Charakter mittheilt. Gleichförmigkeit in der Wiederkehr einer Succession ist Rhythmus, dessen höchster Grad in einer (poetischen) Rede erreicht wird durch die Füße des Sylbenmaaßes, durch eine bestimmte Anzahl und Folge dieser Füße in jeder Zeile, und durch eine bestimmte Anzahl und Folge dieser Zeilen in jeder Strophe.

§. 84.

Rührende Kraft des Ausdruckes an sich selbst.

Jede Leidenschaft hat etwas Eigenthümliches in der Beschaffenheit und Succession der zu ihr gehörigen Gemüthsveränderungen. Man kann das erstere den Ton und das andere den Rhythmus der Leidenschaft nennen *). Diesen Ton und Rhythmus einer Leidenschaft kann eine Rede durch die Laute, woraus ihre Worte bestehen, nachahmen. Alsdann wird sie, zwar noch nicht die Leidenschaft selber bestimmt hervorbringen, aber doch im Allgemeinen den zu derselben gehörigen Gemüthszustand (den Ton und Rhythmus derselben) erzeugen, und so einen Theil von dem Gefühle, was mit dieser Leidenschaft verbunden ist, erwecken **). Die Ausdrücke einer Rede können also an sich selbst, blos als Laute betrachtet und, ganz abgesehen von den ausgedrückten Vorstellungen, unser Gemüth zu einer Leidenschaft stimmen, und dadurch die Hervorbringung dieser Leidenschaft selber erleichtern. Hierin besteht die rührende Kraft des Ausdruckes an sich selbst.

§. 85.

---

*) S. meinen Versuch über die Einbildungskraft. S. 153. zw. A.

**) S. m. Vers. üb. d. Einb. S. 156. Anm.

§. 85.

Korrektheit des Ausdrucks.

Ausdrücke sind korrekt, wenn sie, nicht blos in der Hauptsache, sondern in allen Stücken den Sprachregeln gemäß sind. Sie müssen aber korrekt seyn, weil die Richtigkeit das erste ist, was der Verstand von den Ausdrücken fordert, und Inkorrektheit also das Wohlgefallen an der Rede vermindern muß.

§. 86.

Neuheit des Ausdrucks.

Auch die Neuheit des Ausdrucks kann eine Schönheit desselben seyn; weil sie das Wohlgefallen an ihm befördern kann, auf eine ähnliche Art, wie auch die Gedanken uns durch ihre Neuheit gefallen können.

§. 87.

Gebrauch grammatischer Figuren.

Da die grammatischen Figuren blos in dem Ausdrucke an sich liegen, mit den ausgedrückten Vorstellungen aber nichts zu thun haben (§. 45.); so müssen sie solche Formen des Ausdrucks seyn, die zur Beförderung des Wohlklanges dienen (§. 80. §. 44.). Sie können sowohl in einzelnen Aus-

drücken

drücken liegen, als auch in der Verbindung mehrerer Ausdrücke untereinander.

Anmerkung.

Sofern eine Figur eine Feinheit der Sprache, eine Delikatesse oder sonst irgend eine Schönheit in Absicht auf die bezeichneten Vorstellungen enthält, ist sie nicht grammatisch (§. 45.).

§. 88.

Perioden. Logischer, ästhetischer, mechanischer Periodenbau.

Ein Satz, worin nicht die bloßen, zu ihm gehörigen Hauptbegriffe, sondern auch Nebenvorstellungen ausgedrückt sind, ist eine Periode. Die Art und Weise, wie die Theile einer Periode zusammengestellt sind, ist der Periodenbau. Sofern derselbe durch die logischen Vollkommenheiten bestimmt ist, heißt er ein logischer, sofern er durch die Schönheit bestimmt ist, ein ästhetischer Periodenbau. Sofern ein ästhetischer Periodenbau (nicht durch die Schönheit der ausgedrückten Vorstellungen, sondern) blos durch die Schönheit des Ausdrucks bestimmt wird, ist er mechanisch.

§. 89.

Gesetze des mechanischen Periodenbaus.

Die Gesetze des Wohlklanges überhaupt (§. 81 — §. 83.) sind auch die Gesetze für den mechanischen Periodenbau. Der Redner muß gleiche Sorge tragen für das Wohltönende und für den Numerus, und der letztere muß, wo möglich, so weit vervollkommnet werden, daß ein Rhythmus bemerkbar wird (§. 83.). Deshalb müssen die einzelnen Theile einer Periode (die Nebensätze sowohl als die Hauptsätze, die sie enthält) eine in Beziehung auf einander verhältnißmäßige Länge haben. Hierin besteht das Ebenmaaß einer Periode; welches der Symmetrie bei Gegenständen des Gesichts ähnlich ist.

Noch muß sich der mechanische Periodenbau richten nach der Fassungskraft des Gehörs und nach dem Vermögen der menschlichen Stimme. Die Perioden und ihre Theile müssen nicht so lang, und nicht so gestellt seyn, daß es dem Gehör unmöglich würde, den Rhythmus, oder überhaupt den Numerus zu fassen, oder daß die Stimme (aus Mangel an Athem) unvermögend wäre, ihn bemerkbar vorzutragen.

Anmerkung.

1. Die Regeln für den mechanischen Periodenbau sind den Regeln über die Schönheit der Gedanken untergeordnet. Wenn also eine Kollision unter beiden entsteht, so muß allemal die Ausnahme von den erstern gemacht werden.

2. Cicero will die Länge einer schönen Periode auf den Umfang von vier Hexametern eingeschränkt wissen.

§. 90.

Schlußfälle der Perioden.

Da sowohl die Beschaffenheit als auch die Länge oder Kürze der Laute vorzüglich am Ende einer Periode bemerkt wird; so ist auch vorzüglich in den Schlußfällen der Perioden Wohlklang nöthig. Gewöhnlich sind die Schlußfälle am wohlklingendsten, wenn sie mit langen Sylben endigen, weil lange Sylben am geschicktesten sind, dem Gehör einen Ruhepunkt zu geben, und ihm so das Ende der Periode fühlbar zu machen. Aber freilich ist diese Schönheit in einigen Sprachen schwerer und seltner zu erreichen, als in andern.

§. 91.

§. 91.

Oratorische Wortfolge.

Nach den Gesetzen des mechanischen Periodenbaues müssen die Worte in einer Periode so aufeinander folgen, wie es dem Wohlklange am meisten gemäß ist. Diese Ordnung nennt man die oratorische Wortfolge, und unterscheidet sie von der philosophischen, welche die Worte so folgen läßt, daß immer das voraufgehende durch das nachfolgende näher bestimmt wird. Sofern eine oratorische Wortfolge der philosophischen entgegen ist, heißt sie eine Inversion. Einige Sprachen haben mehr Freiheit, Inversionen zu machen, andre weniger.

Zweite Abtheilung.

Von der äußern Schönheit des Ausdrucks.

§. 92.

Allgemeines Gesetz der äußeren Schönheit der Ausdrücke.

Da die Ausdrücke nur um der Gedanken willen da sind; so ist auch vor allen Dingen darauf zu sehen, daß sie zur Beförderung der Schönheit der Gedanken so viel als möglich beitragen. Das allgemeine Gesetz für die äußere Schönheit des Ausdrucks ist also dieses: Alle Ausdrücke müs-

sen zu der Schönheit der Gedanken zusammenstimmen.

I.

Von den Worten, als natürlichen Ausdrücken.

§. 93.

Wiefern die Worte natürliche Ausdrücke seyn können.

Die Ausdrücke, woraus eine Rede besteht, oder die Worte, sind zwar, als Worte betrachtet, blos willkührliche Ausdrücke (§. 9.); aber sie können demohngeachtet auch einigen natürlichen Ausdruck enthalten. Es hat nämlich jede Art der lebhaften Vorstellungen, insbesondere der Empfindungen, imgleichen jede Art der starken Begierden und Verabscheuungen, vorzüglich der Leidenschaften, etwas Eigenthümliches, wodurch sie sich in dem bloßen Tone der Stimme, und in der Succession der hervorgebrachten Töne offenbart, welches mit ihr im ursachlichen Zusammenhange, und also ein natürlicher Ausdruck von ihr ist. Dieses kann nun durch die Qualität, Quantität und Succession der Laute, woraus die Worte einer Rede bestehen, dargestellt werden, und dann enthalten sie in sofern natürlichen Ausdruck.

Da überdem der Schall, der von äußern, hörbaren Gegenständen hervorgebracht wird, ein natürliches Zeichen von ihnen ist, und von den Wörtern nachgeahmt werden kann; so können die Wörter auch in dieser Rücksicht als natürliche Zeichen betrachtet werden.

Anmerkung.

Der Redner muß durch ein fleißiges Studium der empirischen Psychologie die natürlichen Ausdrücke kennen lernen, wodurch sich die verschiedenen Zustände und Veränderungen unseres Gemüths kenntlich machen.

§. 94.

Wie der natürliche Ausdruck in den Worten beschaffen seyn müsse.

Wenn die auszudrückenden Gedanken einen bemerkbaren natürlichen Ausdruck haben, so muß er so viel als möglich in den Worten dargestellt werden. Denn alsdann werden die Gedanken, kraft der natürlichen Vergesellschaftung, lebhafter erregt, als es ohne dergleichen Ausdrücke geschehen würde.

Sollen Empfindungen oder Leidenschaften erweckt werden, so müssen die Worte den natürlichen Ausdruck derselben in der menschlichen Stimme, so

viel als möglich, nachahmen. Dadurch wird das Gemüth zu diesen Empfindungen und Leidenschaften gestimmt und die wirkliche Erweckung derselben durch die gegebnen Vorstellungen erleichtert (§. 84.).

Zum wenigsten aber muß der natürliche Ausdruck, der in den Worten liegt, dem nicht entgegen seyn, was durch die ausgedrückten Vorstellungen gewirkt werden soll.

§. 95.

Wesentliche Ausdrücke.

Alle Zeichen überhaupt, und die Ausdrücke insbesondre, sind wesentliche, sofern durch ihre Zusammensetzung die Zusammensetzung des Bezeichneten bezeichnet wird. Alle natürlichen Zeichen sind in irgend einem Grade auch wesentliche*), und die willkührlichen, namentlich auch die Worte, können es seyn**). Wo es in einer Rede auf Deutlichkeit der Erkenntniß ankömmt, da sind die wesentlichen Ausdrücke die vollkommensten***). Sie können aber auch aus andern Gründen die Schönheit vermehren. Denn wenn sie die Zusammensetzung

*) Baumgart. Metaph. §. 233.
**) meine Logik §. 357. No. 2.
***) meine Logik §. 359.

tzung des Bezeichneten anschaulich darstellen, so können sie auch die Lebhaftigkeit der Vorstellungen und die davon abhängenden Schönheiten befördern.

II.

Von den Worten, als willkührlichen Ausdrücken.

§. 96.

Klarheit des Ausdrucks.

Alle Ausdrücke müssen, sowohl einzeln, als im Zusammenhange genommen, klar seyn. Denn es ist das erste und wesentlichste Erforderniß ihrer Schönheit, daß sie von dem, was sie bezeichnen sollen, eine klare Vorstellung erregen (§. 92. §. 24.).

§. 97.

Lebhaftigkeit, Größe, bewegende Kraft des Ausdrucks.

Ausdrücke sind lebhaft, groß, erhaben, bewegend, sofern sie lebhafte, große, erhabene, bewegende Vorstellungen erwecken. In sofern es nun der Schönheit der Gedanken gemäß ist, dergleichen Vorstellungen zu erregen, in sofern sind auch die Ausdrücke schön, wenn sie dies bewirken (§. 92.).

Anmerkung.

1. Wenn von einem gegebnen Gegenstande auch eine lebhafte, große, erhabne, bewegende Vorstellung möglich wäre, so kann sie doch so ausgedrückt seyn, daß sie durch diesen Ausdruck nicht erweckt, sondern eine unvollkommnere Vorstellung von dem Gegenstande hervorgebracht wird. Es kömmt also sehr viel auf den Ausdruck an.

2. Die Kraft der Ausdrücke hängt vorzüglich mit ab von den Nebenvorstellungen, die sie erregen. Je nachdem ein Ausdruck edle oder unedle und niedrige Nebenvorstellungen erregt, ist er ein edler, unedler oder niedriger Ausdruck.

3. Niedrige oder auch unedle Nebenvorstellungen werden gewöhnlich von solchen Ausdrücken erweckt, die man nur in dem Munde der Ungebildeten hört. Diese Ausdrücke, wozu unter andern auch diejenigen Wörter gehören, welche die gemeine Sprache des rohen Haufens unrichtig gebildet hat, sind also sämtlich unedel oder niedrig. Neue Ausdrücke sind folglich schon um ihrer Neuheit willen edler, und es kann oft nöthig seyn, um einen Gedanken edel auszudrücken, daß man neue Ausdrücke aufsucht.

§. 98.

Einfachheit des Ausdrucks.

Das Einfache (die Simplicität) stehet dem Zusammengesetzten entgegen. Daher heißt der Ausdruck einfach (simpel), sofern das Auszudrückende durch so wenig Ausdrücke, als es ohne Nachtheil der Klarheit möglich ist, bezeichnet wird. Da eine Rede die mitzutheilenden Gedanken und Empfindungen um so leichter erwecken kann, je simpler ihr Ausdruck ist, so kann auch die Simplicität des Ausdrucks gefallen und eine Schönheit seyn, wofern nur die ausgedrückten Gedanken unser Erkenntnißvermögen auf eine angemessene Art beschäftigen (§. 3.).

Anmerkung.

1. Erhabene Gedanken müssen simpel ausgedrückt werden, theils weil hier der Ausdruck dem vorgestellten Objekte so wenig Aufmerksamkeit als möglich entziehen muß; theils auch, weil eine Zergliederung der Vorstellung durch einen ausführlichen Ausdruck die Idee des Unermeßlichen zerstören kann.

2. Die Natur, welche immer den kürzesten Weg geht, und zu ihren Zwecken die wenigsten Mittel, wodurch sie völlig erreicht werden können, anwendet, ist simpel in allen ihren Werken.

§. 99.

§. 99.

Naiver Ausdruck.

Ein simpler Ausdruck, sofern es anschaulich ist, daß er ohne alle Kunst gewählt sey, ist **naiv**. Dergleichen Ausdrücke erwecken in der Phantasie (klar oder dunkel) die reizende Vorstellung von der Unschuld der unbefangenen und ganz kunstlosen Natur, die sich keiner, durch Kunst im Ausdrucke zu versteckenden Vorstellung bewußt ist.

Anmerkung.

Ein naiver Ausdruck sagt oft mehr, als der Redende zu sagen zur Absicht hat, welches dann auch öfters seiner Absicht entgegen seyn kann. Durch diesen Kontrast mit der Absicht des Redenden kann der naive Ausdruck rührend und lächerlich werden. Im letztern Falle nennt man ihn eine **Naivität**.

§. 100.

Bestimmter Ausdruck.

Ausdrücke sind **bestimmt** (prăcis), sofern sie weder im mindesten mehr, noch auch im mindesten weniger bezeichnen, als der Redende zu sagen zur Absicht hat. Sie müssen also nicht blos die auszudrückenden Hauptvorstellungen richtig bezeichnen, sondern auch alle, und gerade die Nebenvorstellun-

stellungen, welche sich der Redende mitgedacht hat, genau ausdrücken. Alsdann wird der Zweck des Redenden am besten erreicht, und die Ausdrücke sind den Gedanken angemessen (§. 92.).

§. 101.

Einrichtung des ästhetischen Periodenbaues, sofern er nicht mechanisch ist.

Die Regeln des ästhetischen Periodenbaues, sofern er nicht mechanisch ist, liegen in den allgemeinen Regeln für die schöne Stellung der Gedanken überhaupt, §. 74 u. f. w. Vor allen Dingen aber müssen die Theile einer Periode nicht so lang, und nicht so gestellt seyn, daß die Klarheit der Gedanken erschwert, oder gar verhindert wird. Dieses geschieht insbesondre sehr leicht, wenn man viele Zwischensätze, und unter diese wieder Nebensätze von ihnen einschiebt, oder wenn man solche Zwischensätze einmengt, wodurch bei kategorischen Urtheilen die Prädikate von den Subjekten, bei hypothetischen die Folgen von den Gründen, bei disjunktiven die Trennungsglieder von einander, und bei Schlüssen die Schlußsätze von den Vordersätzen zu weit getrennt werden.

Anmer-

Anmerkung.

1. Wenn einige Theile einer Periode eine Bedingung, und die übrigen das Bedingte enthalten; so machen die erstern den Vordersatz aus und die andern den Nachsatz.

2. Der Vordersatz kann problematisch und assertorisch seyn. Im erstern Falle ist die Periode eine bedingte, im andern aber eine ursachliche.

Dritte Abtheilung.

Von der Schreibart.

§. 102.

Stil. Schreibart.

In den Werken der Natur und der Kunst nennt man das Zufällige in der Art und Weise, wie etwas ausgedrückt oder dargestellt wird, den Stil. Der Stil einer Rede heißt Schreibart. Es liegt aber die Schreibart theils in dem Ausdrucke an sich selbst, theils in den Nebenvorstellungen, welche er mit den gegebnen, auszudrückenden Vorstellungen verbindet, er mag nun dieselben wirklich mit ausdrücken, oder sie nur andeuten und dadurch in der Seele erregen.

Anmerkung.

1. Was wir Schreibart nennen, das nannten die Alten Art zu reden, genus dicendi, weil sie mehr redeten, und wir mehr schreiben.

2. Es kann aber die Art und Weise, gegebene Gedanken auszudrücken, sehr verschieden seyn. Der Ausdruck kann klar und dunkel, lebhaft und trocken, erhaben und niedrig u. s. w. seyn; so wie die Nebenvorstellungen, welche der Aurdruck erweckt, ernsthaft und komisch, wichtig und unwichtig, abstrakt und sinnlich u. s. w. seyn können; auch kann es seyn, daß bloß die gegebnen Gedanken allein, und gar keine Nebenvorstellungen ausgedrückt werden. Es liegt also viel Zufälliges sowohl in dem Ausdrucke an sich selbst, als auch in den ausgedrückten oder angedeuteten Nebenvorstellungen, welches nicht nothwendig dazu gehört, die gegebenen Hauptgedanken auszudrücken, sondern das einemal so und das andremal anders seyn kann; ob es gleich durch den besondern Zweck einer Rede bedingt nothwendig werden kann.

3. Was nothwendig dazu gehört, von den Sachen, welche vorstellig gemacht werden sollen, eine Vorstellung zu geben, und diese Vorstellung auszudrücken, gehört nicht zur Schreibart, sondern macht den wesentlichen Inhalt dieser Rede aus. Wenn man also bei einer Rede das, was jeder Denkende und hinlänglich Unterrichtete, der die nämliche Absicht hätte, ohngefähr eben so sagen würde,

würde, von dem Uebrigen unterscheiden kann; so hat man den wesentlichen Inhalt der Rede von dem, was bloß zur Schreibart gehört, unterschieden. *)

§. 103.

Wodurch die Schreibart bestimmt werde.

Die Schreibart wird bestimmt theils durch objective, theils durch subjective Gründe. Diese liegen in dem redenden Subjecte, jene in der Art der Rede.

§. 104.

a) Durch objective Gründe.

In Rücksicht auf die objectiven Gründe, welche die Schreibart bestimmen, entstehen die besondern Gattungen der Schreibart, als z. B. die historische, epistolarische, dogmatische Schreibart. Das eigenthümliche dieser besondern Gattungen der Schreibart betrachtet die specielle Rhetorik, weil es von dem Eigenthümlichen der besondern Arten der Rede abhängt.

§. 105.

*) Sulzers Theor. d. sch. K. Artik. Schreibart.

§. 105.

b) Durch subjective Gründe.

Was in der Schreibart eines Subjects von subjectiven Gründen abhängt, das kann in allen besondern Arten der Rede vorkommen, und muß daher in der allgemeinen Rhetorik erwogen werden. Denn da die gedachten Gründe in dem redenden Subjecte selber liegen, so werden sie sich in jeder Rede desselben wirksam beweisen, die Rede mag gehören zu welcher Art sie will.

§. 106.

Näher bestimmt.

Die subjectiven Gründe, welche die Schreibart bestimmen, sind die Beschaffenheit und Größe, und überhaupt der individuelle Zustand des Erkenntniß- und Begehrungs-Vermögens. Dasjenige Vermögen der Seele, welches unter allen das größte ist, bestimmt die Schreibart am meisten, und die übrigen bestimmen sie mehr oder weniger, so wie sie der Größe nach, auf einander folgen. Da nun die Schreibart, oder überhaupt der Stil, von demjenigen Vermögen, durch welches er vorzugsweise bestimmt ist, auch benannt wird, so kann man im Allgemeinen, den Stil der Sinnlich-

keit, und den Stil des Verstandes unterscheiden.

Anmerkung.

1. Besondre, hierunter gehörige Arten sind z. B. die witzige, scharfsinnige, launigte, affektvolle, affektlose Schreibart.
2. Die nähere Beschaffenheit des Stiles der Sinnlichkeit hängt einem großen Theile nach ab von der Art und Weise, wie sich die Vorstellungen in der Einbildungskraft vergesellschaften. In der Phantasie des einen associirt sich am leichtesten und gewöhnlichsten diese Art von Vorstellungen, in der des andern eine andre Art (bei dem einen associiren sich z. B. am häufigsten angenehme, bei dem andern unangenehme Bilder;) imgleichen gehet die Phantasie des einen schnell von einer Vorstellung zu der andern über, so daß viele Zwischenvorstellungen dunkel bleiben, die des andern hingegen schleicht langsam durch alle Zwischenvorstellungen hindurch. Durch dies alles entstehet eine große Verschiedenheit in den Nebenvorstellungen, die jeder mit gegebenen Hauptgedanken verbindet, also Verschiedenheit in der Schreibart.

§. 107.

Beschaffenheiten der Schreibart.

Man nennt die Schreibart klar, lebhaft, trokken, groß, erhaben, korrekt, rührend,

rend, kurz, ausführlich, weitschweifig, feurig, matt, simpel, naiv, in der Bedeutung, worin diese Wörter von den Gedanken und Ausdrücken gebraucht werden. (§. 26. 30. 37. 58 68. 73. 98. 99.

Anmerkung.

1. Genus dicendi tenue, medium, sublime.

2. Eine Art von Lebhaftigkeit kann die Schreibart dadurch erhalten, wenn man wenig zusammengesetzte Perioden anbringt, sondern größtentheils nur einfache und kurze (Stile coupé). Von dieser Schreibart unterscheidet man die periodische, wo man in zusammengesetzten, längern Perioden redet. Der Zweck der Rede muß es bestimmen, ob diese oder jene Schreibart vorzuziehen seyn, so wie danach die Schicklichkeit derselben überhaupt beurtheilt werden muß.

3. Wenn die Schreibart dadurch einen höhern Grad von Lebhaftigkeit erhält, daß viele Bilder der Einbildungskraft vorstellig gemacht werden, so ist sie eine blühende Schreibart.

§. 108.

Delikatesse der Schreibart.

Die Schreibart ist delikat, sofern sie auch solche Nebenvorstellungen und Ausdrücke vermeidet, die

die nur einen schwachen unangenehmen Eindruck machen, oder dieselben, wenn sie nicht zu vermeiden sind, so viel als möglich in den Schatten stellt (§ 27. Anm. 3). Sie erfodert daher einen feinen Geschmack, der auch die kleinern, unbemerkbaren Züge des Schönen und Häßlichen aufzufassen und zu beurtheilen vermag. Am häufigsten bedient sich derselbe der Tropen, und insbesondre der Metonymien (§ 51 u. f. w.), um häßliche Objekte, deren Vorstellung nicht vermieden werden kann, delikat auszudrücken.

§. 109.

Fließende Schreibart.

Die Schreibart ist fließend, so fern die einzelnen Sätze der Rede so auf einander folgen, daß der Uebergang von einem zum andern leicht ist. Es dürfen also bei einer fließenden Schreibart niemals viele Zwischenvorstellungen übergangen werden, die zum Uebergange von einem Gedanken zum andern gehören, und die also der Leser oder Zuhörer hinzudenken müßte, wenn sie nicht mit ausgedrückt würden. Denn dieses würde einen Anstoß oder Auffenthalt verursachen und also den leichten Fluß der Rede verhindern. Insbesondre müssen auch die einzelnen Ausdrücke so gewählt, und im

Zu-

Zusammenhange so gestellt seyn, daß sie nirgends eine Schwierigkeit (auch nicht in der Aussprache) oder einen Anstoß bei dem Uebergange von einem Satze zum andern verursachen. Sofern die Ausdrücke dem Fließenden widerstreiten, ist die Schreibart holperigt.

Zweiter Abschnitt.

Von der äußern Schönheit einer prosaischen Rede überhaupt.

§. 110.

Wichtigkeit der äußern Schönheit.

Wie sehr die Wirkung einer mündlich vorgetragnen Rede von der Beschaffenheit dieses Vortrages abhänge, lehrt die Erfahrung auf eine doppelte Art. Eine Rede, die vortrefliche und angemessene Gedanken, eben so schön und zweckmäßig ausgedrückt, enthält, bleibt oft ohne Wirkung, indessen eine andre, deren innerer Gehalt kaum mittelmäßig ist, unter gleichen Umständen, die Gemüther in auffallende Bewegung setzt.

§. 111.

Worauf sie beruhe.

Die Wirkung einer Rede liegt in den Vorstellungen, Gefühlen, Begierden und Verabscheuungen, die sie erregt. Nun aber enthalten sowohl die sichtbaren Veränderungen des Körpers und sei-

ner Theile, als auch die hörbaren der Stimme, sehr viele Zeichen, wodurch Vorstellungen, Gefühle, Begierden und Verabscheuungen bezeichnet und dadurch in dem Gemüthe der Zuhörer erregt werden können. Es ist also klar, daß ein Redner durch den richtigen Gebrauch derselben den Eindruck seiner Rede ungemein erhöhen kann.

§. 112.

Deklamation. Gebehrdenspiel.

Die Modifikation, die bei dem mündlichen Vortrage einer Rede dem Tone der Stimme und der Folge der Töne gegeben wird, heißt Deklamation. Die Fertigkeit, seine Reden mit gehöriger Deklamation vorzutragen, ist die Deklamirkunst. Eine Bewegung oder Stellung des Körpers, oder eines Theiles desselben, heiße überhaupt eine Gebehrde, und ein Inbegriff aufeinander folgender Gebehrden, ein Gebehrdenspiel. Die Fertigkeit, seine Reden mit gehörigem Gebehrdenspiele zu begleiten, ist die Gebehrdenkunst; welche mit der Deklamirkunst zusammen die körperliche Beredtsamkeit ausmacht.

§. 113.

Theorie der körperlichen Beredtsamkeit.

Die Theorie der körperlichen Beredtsamkeit enthält demnach die Lehre von der äußern Schönheit der Reden, und besteht aus drei Theilen. Sie handelt zuerst von der Deklamation, sodann vom Gebehrdenspiele, und endlich von der Kunst, beide gehörig mit einander zu verbinden.

Des zweiten Abschnitts

Erstes Kapitel.

Von der Deklamation.

Erste Abtheilung.

Von der absoluten Schönheit der Deklamation.

§. 114.

Absolute und relative Schönheit der Deklamation.

Diejenige Schönheit, welche der Deklamation zukömmt, sofern sie an sich betrachtet, und also von dem Inhalte der Rede ganz abgesehen wird, ist ihre absolute Schönheit; diejenige aber, die

ihr

ihr in Beziehung auf den Inhalt der Rede zukömmt, ihre relative.

§. 115.

Allgemeine Bedingungen der absoluten Schönheit der Deklamation.

Die allgemeine Bedingung, wovon die absolute Schönheit der Deklamation abhängt, ist eine gute Stimme, die im Stande ist, alle die mannichfaltigen Modifikationen, welche zur Schönheit des Vortrages nöthig sind, anzunehmen, und zwar mit Leichtigkeit anzunehmen, weil eine bemerkbare Anstrengung das Wohlgefallen stört, und also der Schönheit widerstreitet. Die Stimme muß also hohe Töne und tiefe, starke und schwache, rauhe und sanfte, feste und schwankende, volle und spitze, ohne Mühe hervorzubringen vermögen. Außer den angebornen Anlagen in den Sprachwerkzeugen werden auch sorgfältige Uebungen erfordert, diese Anlagen zu erhöhen und zu Fertigkeiten zu erheben, wenn die erwähnte, zur absoluten Schönheit der Deklamation unentbehrliche Vollkommenheit der Stimme dem Redner nicht mangeln soll.

§. 116.

§. 116.

Fortsetzung.

Die andre allgemeine Bedingung, von welcher die absolute Schönheit der Deklamation bei einem Redner abhängt, ist ein scharfes, musikalisches Gehör, das alle, auch die unbemerkbaren, Modifikationen in dem Tone der Stimme, und in der Succession der Töne, empfindet, verbunden mit einem zarten Geschmacke, der alles, was an diesen Modifikationen schön oder häßlich ist, zu beurtheilen, das erstere auszuwählen und das andere zu verwerfen, vermag. So hängt auch die schöne Deklamation selbst, sofern sie bloß an und für sich betrachtet wird, von einer geistigen Vollkommenheit ab.

Anmerkung.

Uebungen in der Musik.

§. 117.

Klarheit der Töne.

Das erste, was zur absoluten Schönheit des mündlichen Vortrages gehört, ist die Klarheit (das Klingende) der Töne, welche die Stimme hervorbringt; so wie es bei dem Vortrage einer Musik zuerst darauf ankömmt, daß die Instrumente

einen

einen hellen Klang haben und nicht dumpf oder hölzern klingen. Töne, welche viel Klang haben, hängen ab von einer größern Elasticität des Körpers, der sie hervorbringt. Wegen dieser größern Thätigkeit ihrer wirkenden Ursache, geben sie, wenn alles übrige gleich ist, dem Gehör eine angemessenere Beschäftigung, als solche, denen das Klingende mangelt, und sind daher angenehmer, auf eine ähnliche Art, wie dem Auge Licht angenehmer ist als Finsterniß. Sofern die Stimme klingende Töne hervorbringt, sagt man tropisch, daß sie Metall habe, so wie sie im entgegenstehenden Falle bildlich eine hölzerne Stimme genannt wird.

§. 118.

Deutlichkeit der Aussprache.

Diejenige Modifikation, welche die Töne der Stimme durch die Konsonanten bekommen, ist die Artikulation. Diese muß dem Gehör bestimmt und leicht vernehmlich seyn. Hierin besteht die Deutlichkeit der Aussprache, welche darum nothwendig ist, weil sonst eine mühsame Anstrengung erfordert würde, den Redner zu verstehen, die das Wohlgefallen an der Rede unfehlbar vermindert.

Anmer-

Anmerkung.

Wörter und Sylben verschlucken.

§. 119.

Lebhaftigkeit des mündlichen Vortrags.

Der mündliche Vortrag einer Rede ist lebhaft, sofern die Stimme alle Töne mit einer angemessenen Kraft und Stärke hervorbringt; indem dadurch die größere Thätigkeit und lebendige Theilnahme des Redenden anschaulich gemacht wird (§. 26. Anm. 1.). Wenn es an dieser Lebhaftigkeit fehlt, so ist der Vortrag matt (§. 26.), und insbesondre wird er schleppend genannt, wenn ihm diejenige Lebhaftigkeit mangelt, die aus einer angemessenen Geschwindigkeit in der Aussprache der einzelnen Töne und in der Folge derselben entsteht (§. 26. Anm. 1.). Wenn die einzelnen Töne zu langsam hervorgebracht werden, so ist die Aussprache gedehnt.

§. 120.

Warum ein schöner Vortrag lebhaft seyn müsse.

Da die Lebhaftigkeit des Vortrags, als ein natürliches Zeichen des Lebensgefühls, auch ein solches Gefühl mittheilt, also Wohlgefallen erweckt (§. 3.); das Matte und Schläfrige aber das

Gegen-

Gegentheil bewirkt: so muß ein schöner Vortrag lebhaft seyn.

§. 121.

Wohlklang.

Wenn der Klang der Töne, welche die Stimme hervorbringt (§. 117.), so beschaffen ist, daß er von dem Gehör mit Wohlgefallen empfunden wird; so hat der mündliche Vortrag Wohlklang. Dazu gehört zuerst, daß die Stimme lauter reine Töne hervorbringe, niemals aber unreine, gleichsam wie eine sogenannte falsche Quinte auf der Geige. Ferner muß der Ton der Stimme nicht breit, sondern rund seyn. Der erstere Fehler, wodurch das Klingende zerstört wird, entstehet, wenn die Lippen zu sehr in die Breite ausgedehnt werden; so wie eine gehörige Annäherung derselben an die runde Form die letztere Schönheit bewirkt; eine Schönheit, die auch die spitzen Töne nicht leidet, welche aus einer zu großen Zuspitzung der Lippen entstehen. Ferner darf der Ton der Stimme weder dünn noch dick (das erstere, wenn zu wenig, das andre, wenn zu viel Luft zur Bildung des Tones ausgehaucht wird), sondern er muß die gehörige Fülle haben. Ein dünner Ton wird, nach einer andern Metonymie, die ebenfalls

die

die Ursache mit der Wirkung vertauscht, auch jung genannt. Endlich muß der Ton nicht schneidend seyn, weil er sonst durch zu scharf ausgepreßte Luft (wie es bei widernatürlich hohen Tönen gewöhnlich der Fall ist) dem Gehör eine Art von Schmerz verursacht, und muß zwischen dem Harten und Weichen (wie es nach einer Analogie mit den Empfindungen des Gefühls genannt wird) das gehörige Mittel halten.

§. 122.

Korrektheit.

Die Aussprache ist korrekt, wenn sie, nicht bloß in der Hauptsache, sondern in allen, auch den kleinsten Theilen, den allgemeingültigen Regeln der Aussprache gemäß ist. Korrektheit der Aussprache aber ist nöthig, wie die Korrektheit der Ausdrücke selbst, und aus eben dem Grunde (§. 85.).

§. 123.

Natürlichkeit.

Zur absoluten Schönheit der Deklamation gehört auch, daß sie subjektiv natürlich (§. 36.) sey, (ihre objektive Natürlichkeit bezieht sich auf das, was ausgedrückt werden soll, und gehört zu ihrer relativen Schönheit). Man muß also dem

Tone

Tone der Stimme und der Aussprache der Worte, nichts Affektirtes, Gekünsteltes oder Gezwungenes anmerken. Hierzu gehört unter andern 1) daß der Redner eine vollkommne Fertigkeit in der Mundart habe, deren er sich bedient, und daß 2) seine Stimme von ihrer mittlern Höhe (oder Tiefe) nicht zu weit abweiche. Es ist aber die mittlere Höhe der Stimme diejenige, in welcher im gemeinen Leben, bei einer gleichgültigen Rede der Vokal a ausgesprochen wird, der also in der Regel als der Stimmton betrachtet werden kann.

§. 124.

Anstand und Würde.

Da der bloße Ton der Stimme, und die Art wie die Worte ausgesprochen werden, an sich betrachtet (von ihrer Beziehung auf das, was ausgedrückt werden soll, ist hier nicht die Rede) weder moralische noch unmoralische Gesinnungen bezeichnen können; so kann auch die Deklamation, an sich betrachtet (abgesehen von ihrer Beziehung auf den Inhalt der Rede) unmittelbar weder edel seyn, noch Anstand oder Würde haben (§. 31. Anm.); mittelbar aber in sofern, als sie Kultur verräth, die der Sittlichkeit ansteht, und ihr so vortheilhaft ist. Aus diesem Grunde muß der Redner in

dem

dem Tone der Stimme und in der Aussprache der Wörter alles vermeiden, was von einem Mangel an Kultur zeugt, alles Gemeine, Platte, Pöbelhafte, und insbesondre auch diejenigen Inkorrektheiten in der Aussprache, die nur in dem Munde des rohen Haufens gangbar sind.

In einer uneigentlichen Bedeutung nennet man es auch Würde, wenn der Ton der Stimme einen gewissen Ernst, eine gewisse Hoheit, ein gewisses imposantes Wesen an sich hat, das eine Art von Achtung einflößt, und das man sich kenntlich machen kann, wenn man auf die Art Achtung giebt, wie der Stolz zu deklamiren pflegt.

§. 125.

Grazie.

Von anderer Art, aber eben so empfehlungswerth ist das Sanfte, Gefällige, Einschmeichelnde der Stimme, kurz, diejenige Schönheit, welche Zuneigung des Herzens und Liebe erweckt. Diese Schönheit versteht man unter dem Namen Grazie; denn die Grazien waren Gefährtinnen der Göttin der Liebe. Der Ton, in welchem tiefempfundene Zärtlichkeit eines gefühlvollen Herzens zu reden pflegt, ist der Ton der Grazie. Ein Redner soll ihn zwar nicht gradehin nachahmen; aber

er

er kann sich von ihm abstrahiren, was für den Zweck seiner Rede tauglich ist.

§. 126.

Das Fließende.

Der mündliche Vortrag ist fließend, wenn die Töne der Stimme mit bemerkbarer Leichtigkeit aufeinander folgen. Diese Schönheit (die aber freilich zuweilen andern Schönheiten aufgeopfert werden muß), erfordert also, daß bei keinem einzelnen Tone eine fühlbare Anstrengung der Stimme wahrgenommen werde, und daß der Redner nicht zu lange in einem Odem rede, aber auch nicht zu oft absetze.

§. 127.

Mannichfaltigkeit und Einheit.

Sofern man nicht sowohl auf die einzelnen Theile einer Rede sieht, als vielmehr die Rede als ein Ganzes betrachtet; so ist das allgemeinste Gesetz für die absolute Schönheit der Deklamation dieses: in dem Tone der Stimme muß Mannichfaltigkeit und Einheit herrschen (Vergl. §. 81.). Die Mannichfaltigkeit erfordert: Es müssen 1) höhere und tiefere Töne mit den mittlern, als den gewöhnlichen, oft abwechseln:

seln; widrigenfalls ist der mündliche Vortrag eintönig, und mißfällt, wie jedes immerwährende Einerlei. 2) Die Art, wie die höhern und tiefern Töne mit den mittlern abwechseln, muß mannichfaltig seyn; sonst entsteht eine Einförmigkeit in der Melodie, die eben so ermüdend ist, als die Eintönigkeit, und die das Singende und Leiermäßige der Deklamation ausmacht, und ein Gefühl des Steifen und Maschinenartigen erzeugt, wodurch das Lebensgefühl unterdrückt und also das Wohlgefallen gestört wird (§. 3.). Eine solche Deklamation ist um nichts besser, als ein Tonstück, worin die Melodie der ersten vier oder sechs Takte mit kleinen Abänderungen einzelner Noten beständig wiederholt würden. 3) Die Grade der Geschwindigkeit, womit die Worte einzeln ausgesprochen werden, und womit sie auf einander folgen, müssen mit einander abwechseln, weil sonst ebenfalls ein Gefühl von steifer Einförmigkeit entstünde, wie bei einem Tonstücke, das lauter Viertel oder Achtel enthielte (ob gleich hier das gedachte Gefühl durch andre Gründe verdunkelt werden könnte, da der Musik mehrere Mittel, Mannichfaltigkeit zu bewirken, zu Gebote stehen, als dem Deklamator, der aller Künste der Harmonie, wodurch uns die Musik so oft bezaubert, gänzlich entbehren,

und

und sich mit den Reizen der Melodie begnügen muß). 4) Die Grade der Stärke und Schwäche der Töne müssen abwechseln, und zwar auf mannichfaltige Art, nicht einförmig; welches wie No. 1 und 2 zu beurtheilen ist.

§. 128.

Fortsetzung.

Zu der erwähnten Einheit gehört folgendes: 1) obgleich die höhern und tiefern Töne mannichfaltig abwechseln müssen, so muß doch der herrschende Ton der Stimme eine gewisse Gleichförmigkeit behalten, so wie in der Musik jedes Stück aus Einem Tone gehen muß, und nicht bald im weichen C, bald im harten D, spielen darf, ohne daß der Ton, aus dem es geht, der herrschende bliebe. Am wenigsten aber darf die Stimme aus der einen Tonart in die andre plötzlich, sondern nur nach dem Gesetze der Stätigkeit übergehen. Dies beruht auf eben den Gründen, welche in der Musik die verbotnen Quinten- und Oktavenfolgen verwerflich machen. Es entsteht nämlich durch einen solchen plötzlichen Uebergang das Gefühl von dem Mangel des Zusammenhanges, ein Gefühl, das jedem denkenden Wesen zuwider ist. 2) Auch die Melodie darf zwar keine Einförmigkeit (§. 127. No. 2.),

No. 2.), aber sie muß doch eine gewisse Gleichförmigkeit haben; so wie in einem gut ausgeführten Tonstücke allemal ein Thema zum Grunde liegt, das die Melodie durchgängig bestimmt, und ihr dadurch eine Einheit mittheilt. Die ähnlich gebauten Perioden, und überhaupt die ähnlichen Theile der Rede (wenn nicht die relative Schönheit der Deklamation ein andres erfordert) müssen nach einer ähnlichen Melodie vorgetragen werden.

3) In einem Tonstücke sind zwar die einzelnen Noten von verschiedener Länge, und selbst die gleichen Noten kann der Sänger oder Spieler zuweilen etwas länger anhalten, zuweilen etwas mehr forteilen lassen; aber im Ganzen bleibt doch einerlei Takt. Auf eine ähnliche Art muß auch der Deklamator Takt halten. Zwar können und müssen die einzelnen Worte, Sätze und Perioden bald langsamer bald geschwinder vorgetragen werden (§. 127. No. 3.); aber im Ganzen muß ein gleichförmiger Grad der Geschwindigkeit bleiben, der dann (welches aber zur relativen Schönheit der Deklamation gehört) durch den Inhalt der Rede bestimmt werden muß. Der Fehler gegen diesen Theil der Einheit in der Deklamation würde in seiner abgeschmacktesten Gestalt, als völlige Karrikatur, erscheinen, wenn man die einzelnen Sätze, oder

gar

gar die einzelnen Worte, eins ums andre, sehr langsam und sehr geschwind, vortragen wollte. Endlich muß die Stimme 4) eine gewisse Gleichförmigkeit in dem Grade der Stärke, im Ganzen genommen beobachten; obgleich die einzelnen Töne bald stärker, bald schwächer seyn, und auf diese Art mannichfaltig abwechseln müssen (§. 127. No. 4.). Am auffallendsten würde der Fehler gegen diese Einheit, wie bei No. 3, wenn man die einzelnen Sätze, oder Worte, eins ums andre, mit sehr starker und mit sehr leiser Stimme, vortrüge.

Zweite Abtheilung.

Von der relativen Schönheit der Deklamation.

§. 129.

Allgemeines Gesetz der relativen Schönheit der Deklamation.

Wenn die Deklamation überhaupt schön seyn soll, so muß sie zu dem, was die Gedanken und Ausdrücke der Rede bewirken sollen, so viel als möglich mitwirken, und am allerwenigsten darf sie so beschaffen seyn, daß sie diese Wirkung ganz oder zum Theil verhindert. Denn sonst würde sie durch ihre Zwecklosigkeit und Widersinnigkeit, außer andern verkehrten Wirkungen, den Verstand beleidi-

gen, also das Wohlgefallen stören und der Schönheit entgegen seyn (§. 4.). Das allgemeine Gesetz für die relative Schönheit der Deklamation ist also dieses: Die Deklamation muß mit den Gedanken und Ausdrücken der Rede so viel als möglich zusammenstimmen. So wie demnach in dem Innern der Rede die Ausdrücke der Gedanken subordinirt seyn müssen (§. 92.), so muß wieder das Aeußere, also auch die Deklamation, dem Innern untergeordnet seyn.

§. 130.

Natürlichkeit der Deklamation.

Wenn aber die Deklamation mit den Gedanken und Ausdrücken der Rede zusammenstimmen soll, so muß sie auch mit der Natur des Redenden, unter den gegebnen Umständen übereinstimmen; das ist, sie muß so beschaffen seyn, wie sie die Natur des Menschen hervorbringt, wenn die gegebnen Vorstellungen der Rede, in die gegebnen Ausdrücke gekleidet, wirklich in der Seele entstehen oder existiren, und nicht bloß aus dem Gedächtnisse hergesagt, oder vom Papier abgelesen werden. Denn widrigenfalls würde die Disharmonie zwischen dem Innern und Aeußern der Rede die gemeinschaftliche Zusammenwirkung zu Einem unmög-

unmöglich machen. Also alle schöne Deklamation muß (subjektiv) natürlich seyn (§. 36.). Sie enthält also in sofern immer natürlichen Ausdruck (§. 9.), nämlich natürliche Zeichen von einem vorhandenen Zustande des Redenden.

Anmerkung.

Es soll hiemit nicht geläugnet werden, daß die Deklamation nicht zuweilen etwas Willkührliches und Konventionelles enthalten könne. Natürliche Ausdrücke können willkührlich verschiedentlich modificirt werden.

§. 131.

Objektive und subjektive Semiotik der Deklamation.

Unter den Ausdrücken, welche die Deklamation enthält, bezeichnen einige zunächst etwas Objektives, andre etwas Subjektives. Die erstern können objektive, die andern subjektive deklamatorische Ausdrücke heißen. Die Lehre von den deklamatorischen Zeichen, oder (§. 130.) Ausdrücken heiße überhaupt Semiotik der Deklamation. Sie enthält zwei Theile, nämlich 1) die objektive Semiotik der Deklamation, welche von den objektiven deklamatorischen Ausdrücken handelt, und 2) die subjektive

tive Semiotik der Deklamation, welche die subjektiven deklamatorischen Ausdrücke betrachtet.

Erster Absatz.

Objektive Semiotik der Deklamation.

§. 132.

Malende deklamatorische Ausdrücke.

Die objektiven deklamatorischen Ausdrücke (§. 131.) werden auch vorzugsweise malende genannt; obgleich dieser Name auch für viele subjektive paßt, da sich das Subjektive, durch die Deklamation, zum Theil, eben so gut malen läßt, als das Objektive.

§. 133.

Malerei des Hörbaren.

Vor allen Dingen kann die Deklamation das Hörbare malen. Denn sowohl der Ton eines hörbaren Objekts, als auch die Bewegung seiner Töne, oder die Art und Weise, wie sie auf einander folgen, kann durch die menschliche Stimme nachgeahmt werden. Die Ausdrücke dieser Art sind alsdann metaphorisch (§. 52.). Wer uns mit lebhafter Theilnahme erzählt, er habe gehört, wie

im

im Walde der Löwe schrecklich gebrüllt, oder, wie die Nachtigall lieblich geflötet habe, der ahmt das Gehörte durch seine Stimme einigermaßen nach, und macht also eine Metapher, die eine Malerei des Hörbaren ist. Eben das ist der Fall, wenn ich bei der Beschreibung eines Menschen anführe, daß er langsam, abgemessen und gravitätisch rede, und dieses langsame, Abgemessene und Gravitätische in meiner Stimme zugleich nachmache. Sofern die Materie des Deklamators ein Objekt bloß durch den Ton der Stimme nachahmt, ist sie eine materielle Metapher, sofern sie dasselbe durch die Bewegung der Töne nachahmt, eine formelle.

§. 134.

Malerei der nichthörbaren sinnlichen Objekte.

1) Metaphorische.

Da das Hörbare, als solches, von dem Nichthörbaren, als solchen, gänzlich specifisch verschieden ist, also keine bemerkbare Aehnlichkeit unter Beiden statt findet: so kann ein nichthörbarer Gegenstand durch den bloßen Ton der Stimme nicht nachgeahmt werden. Es sind also für den Deklamator keine materiellen Metaphern möglich, wodurch er dergleichen Objekte malen könnte. Wohl aber formelle. Denn die Art und Weise, wie das

Nicht-

Nichthörbare aufeinander folgt, kann oft durch die Bewegung der Töne nachgeahmt werden. So kann die Bewegung der Töne es nachahmen, wie ein munterer Knabe leicht und fröhlich dahinhüpft, wie der träge Gang des Phlegmatischen langsam fortschleicht, wie ein kühner Held mit festem, abgemessenen Schritte einhertritt, oder wie ein vom Sturme geschleudertes Schiff hin und herschwankt, (wie dies z. B. Benda durch die Musik dargestellt hat in der Arie: „Wer dem Schiffbruch kaum entronnen, schwanket noch auf festem Lande“).

§. 135.

2) Metonymische.

Wenn gleich ein nichthörbares Objekt und ein hörbares an sich selbst nicht ähnlich sind; so können doch ihre Einwirkungen auf die Sinne einander ähnlich seyn. Diese Analogie findet sich auch unter den Gegenständen andrer Sinne, weswegen man oft den Objekten des einen Prädikate beilegt, die eigentlich den Objekten des andern zukommen. So redet man von harten und weichen Farben, oder Strichen und Umrissen in einem Gemälde, welches doch eigentlich Prädikate von Gegenständen des Gefühls sind. Wenn also der Eindruck eines nichthörbaren Objekts auf die Empfindung dem eines

hörba-

hörbaren ähnlich ist, so kann die Deklamation das letztere Objekt nachahmen, also auch den Eindruck desselben auf die Empfindung in der Nachahmung hervorbringen. Dadurch wird dann zugleich der Eindruck des erstern Objekts, vermittelst vorgedachter Aehnlichkeit, nachgeahmt und also dieses Objekt selber gemalt, durch eine Metonymie (§. 53.), welche die Ursache mit der Wirkung vertauscht. Wer von der sanften Wärme der belebenden Frühlingssonne in dem süßen Tone der Grazie redet, der macht eine deklamatorische Metonymie von der beschriebenen Art. Dieser Ton schmeichelt dem Gehöre auf eine ähnliche Art, wie jene Wärme dem Gefühle.

Die Deklamation hat aber auch noch Metonymie von andrer Art, wodurch sie nichthörbare Objekte darstellen kann. Statt der Objekte selbst, die eigentlich bezeichnet werden sollen, malt sie etwas Hörbares, was mit ihnen zusammen, oder überhaupt, mit ihnen natürlich vergesellschaftet ist. Das geschiehet z. B. wenn jemand die kleine, manierliche Figur eines Menschen beschreibt, und dabei die feine und dünne Stimme nachahmt, die dergleichen Leute zu haben pflegen:

§. 136.

§. 136.

Malerei des Unsinnlichen.

1) Der gemeine Sprachgebrauch 'trägt' viele Prädikate sinnlicher Gegenstände auf unsinnliche über; ein Beweis, daß zwischen beiden eine wahre, oder wenigstens scheinbare Aehnlichkeit vorhanden ist. Wenn in einem solchen Falle das sinnliche Objekt durch die Stimme nachgeahmt werden kann, so wird dadurch mittelbar auch das unsinnliche gemalt, und der Deklamator kann also dergleichen unsinnliche Gegenstände metaphorisch darstellen; wie, wenn man von einem Beweise behauptet, daß er fest und unerschütterlich sey (welches übergetragene sinnliche Prädikate sind), und zugleich dieses Feste und Unerschütterliche durch die Stimme nachahmt.

2) Besonders kann die Succession der Veränderungen eines unsinnlichen Gegenstandes der Folge der Veränderungen eines sinnlichen ähnlich seyn, und also durch die Bewegung der Töne von dem Deklamator nachgeahmt werden. In diesem Falle ist sein Ausdruck auch metaphorisch.

3) Oft ist mit dem Unsinnlichen etwas Sinnliches zusammen, oder überhaupt, natürlich vergesellschaftet, was sich durch die Deklamation darstellen

stellen läßt. Dadurch wird dann jenes Unsinnliche metonymisch bezeichnet. Wenn ich von jemanden erzähle, daß er stolz sey, und dabei den Ton der Stimme und die gravitätische Bewegung der Töne nachmache, die eine Folge des Stolzes zu seyn pflegen, so ist das eine deklamatorische Metonymie von der beschriebenen Art.

§. 137.

Gesetz der malenden Deklamation.

Alle malende Deklamation muß ein natürlicher Ausdruck seyn (§. 130.).

§. 138.

Folgesätze.

Wenn also die Malereien des Deklamators schön seyn sollen, so müssen sie subjektiv natürlich seyn, und dürfen also nirgend angebracht werden, wo sie blos nicht subjektiv natürlich, und noch weniger, wo sie dem subjektiv Natürlichen entgegen sind. Denn in dem letztern Falle werden sie durch diesen Kontrast sehr leicht lächerlich. Wer im Uebermaße des Unwillens über eine unter dem Mantel der Freundschaft begangene Bosheit ausriefe: Fort, schmeichlerischer Verräther!“ und dabei den sanften, freundlichen Ton eines Schmeichlers nach-

nachahmte, der würde eben so lächerlich seyn, als ein Tonkünstler, der Klopstocks erhabene Frühlingsfeier in Musik setzte, und bei der ersten Zeile: „Nicht in den Ocean der Welten u. s. w.“ das Rauschen und Wogen des Oceans nachahmen wollte.

Die deklamatorische Malerei eines gegebnen Objekts ist aber subjektiv natürlich

1) wenn die Vorstellung dieses Objekts die Hauptvorstellung, oder doch eine von den wichtigsten Vorstellungen ist, welche das Vorstellungsvermögen beschäftigen (zu dessen Wirkungen hier auch die Gefühle mitgerechnet werden sollen, indem sie doch ein Werk des innern Sinnes, und keines davon verschiednen besondern Vermögens zu seyn scheinen, der innere Sinn aber mit Recht von den meisten als ein Zweig des Vorstellungsvermögens betrachtet wird). Denn alsdann bestrebt sich die Seele, einem angebornen Triebe zufolge, die Vorstellung dieses Gegenstandes so klar, lebhaft und anschaulich, als möglich, zu machen, und bedient sich zu dem Ende auch der deklamatorischen Malerei;

2) wenn die Vorstellung des gegebnen Objekts die Hauptvorstellung, oder doch eine von den wich-

wichtigsten Vorstellungen ist, welche das Begehrungsvermögen beschäftigen. Dies beruht auf demselben Grunde, und ist eben so zu beurtheilen, wie das vorige;

3) wenn es der Hauptzweck des Redenden, oder zu seinem Hauptzwecke unmittelbar nöthig ist, die Vorstellung des gegebnen Gegenstandes seinen Zuhörern so klar, lebhaft und anschaulich, als möglich zu machen. Denn alsdann wird (auf eine ähnliche Art, wie in den vorigen Fällen) das Bestreben, jenen Zweck zu erreichen, die natürliche Folge haben, daß der Redende alle Mittel anwendet, die dazu dienlich sind, und also auch deklamatorische Malerei zu diesem Behufe gebraucht.

Zweiter Absatz.

Subjektive Semiotik der Deklamation.

§. 139.

Verschiedene Gemüthszustände.

Wenn gleich die Metaphysiker Recht haben mögen, die behaupten, daß keine Kraft jemals vollkommen unthätig sey, daß also auch die Kräfte unseres Gemüths beständig irgend einige Wirksamkeit ausüben: so giebt es doch Zustände, wo die

Ge-

Gemüthskräfte in keiner bemerkbaren Thätigkeit sind, und sich also der vollkommnen Ruhe nähern. Diese Zustände gelten uns für Zustände der Ruhe und Unthätigkeit. Oft sind einige Kräfte in Thätigkeit, andre in Ruhe. Es giebt also Zustände der Thätigkeit, Zustände der Unthätigkeit und gemischte Zustände.

§. 140.

Fortsetzung.

Die Vermögen des Gemüths gehören aber entweder zu der erkennenden, oder zu der begehrenden Kraft (§. 138.). Ein Zustand des Gemüths heiße kontemplativ, sofern darin die erkennende Kraft sich thätig zeigt; sofern die begehrende wirksam ist, heiße er im weitern Verstande pathologisch. Ein im engern Sinne pathologischer, d. i. leidenschaftlicher Zustand unterscheidet sich von einem pathologischen überhaupt nur dem Grade nach, und ist eine unter diese Gattung gehörige Art.

§. 141.

Ausdruck der Unthätigkeit des Gemüths.

So wie sich die habituelle Spannkraft und Munterkeit der Seelenkräfte überhaupt durch eine gewisse

gewisse habituelle Energie und Lebhaftigkeit in der Stimme, der Mangel derselben hingegen durch eine gewisse habituelle Schlaffheit und Trägheit in der Stimme anzukündigen pflegt, so zeigt sich auch die nämliche Erscheinung in einzelnen Zuständen. Die völlige Unthätigkeit der Gemüthskräfte offenbart sich durch ein völliges Stillschweigen. Denn, wenn eine Rede möglich seyn soll, so müssen wenigstens einige mit Bewußtseyn bemerkbare Vorstellungen in der Seele gewirkt, also einige Thätigkeiten ausgeübt werden.

Es könnte, beiläufig zu sagen, auf den ersten Blick auffallend scheinen, daß ein ganz entgegengesetzter Zustand sich auf eben die Art ankündigt. Die vollkommenste psychologische Einheit, sagt Engel irgendwo in seiner Mimik, wird öfters Mannichfaltigkeit für den Mimiker, so wie das, was für den Psychologen mannichfaltig ist, sich für ihn nicht selten in Einheit verwandelt. Diese Behauptung läßt sich, in dem Verstande, worin der gedachte Weltweise sie nimmt, auch auf die Deklamation anwenden. Es giebt Gemüthszustände, die sich (unter verschiedenen Umständen freilich) durch verschiedene Deklamation ausdrücken, ob sie gleich innerlich nicht wesentlich verschieden

schieden sind. Andre Zustände dagegen sind wesentlich verschieden und haben doch einerlei Ausdruck in der Deklamation. Ein Beispiel hievon ist das vor uns liegende. Die vollkommene Ruhe der Gemüthskräfte kündigt sich durch gänzliches Stillschweigen an; und eben dadurch offenbart sich auch die höchste Thätigkeit derselben. Die Entzückung der Freude, das Hinstarren der Verzweiflung oder des Entsetzens, das Uebermaaß des Zorns, haben keine Worte, vox faucibus haeret. Freilich entsteht dieser Ausdrrck hier auf eine andre Art, ist anders modificirt und ist von andern Erscheinungen begleitet, als bei der Unthätigkeit der Gemüthskräfte (wie gleich nachher erörtert werden soll), aber es ist doch an sich der nämliche Ausdruck.

§. 142.

Fortsetzung.

Wenn die Unthätigkeit der Gemüthskräfte zwar nicht mehr den höchsten, aber doch noch einen vorzüglich hohen Grad hat; so drückt sie sich aus durch den gänzlichen Mangel aller bemerkbaren Anstrengung in der Stimme. Die Rede schleicht langsam fort, wird durch häufige und längere Ruhepunkte unterbrochen, der Vortrag grenzt an das Eintönige, hat wenigstens keine auffallende Mannichfal-

nichfaltigkeit im Tone, auch bleibt der Ton im Ganzen in seiner mittlern Höhe, welche der Stimmton a angiebt (§. 123.), und die Stimme ist durchgängig schwach und ohne ausgezeichnete Accente.

§. 143.

Ausdruck des höchsten Grades der Thätigkeit der Gemüthskräfte.

Bei dem höchsten Grade von Thätigkeit der Gemüthskräfte verstummt die Rede (§. 140.). Denn die vorhandenen Gedanken, Gefühle, Begierden oder Verabscheuungen erschöpfen entweder die Aufmerksamkeit gänzlich, oder beschäftigen sie doch dergestalt, daß sie nicht im Stande ist, auf Worte so viel Achtung zu geben, als zur Hervorbringung einer Rede erfordert wird. Diese Erscheinung zeigt sich vorzüglich bei dem höchsten Grade einer Leidenschaft. Denn die Leidenschaften sind, wie bekannt, die gewaltigsten Beherrscher der Seele.

§. 144.

Fortsetzung.

Wenn die Thätigkeit der Gemüthskräfte nicht mehr den höchsten, aber doch den nächstfolgenden Grad hat; so bleibt einige Aufmerksamkeit für die

Worte

Worte übrig, und es ist eine Rede möglich. Diese wird zwar nicht aus sehr zusammengesetzten und genau zusammenhängenden, noch weniger künstlich gebauten Perioden bestehen, sondern kurze abgebrochene, hingeworfene Sätze und Ausdrücke enthalten; aber in der Deklamation wird sich die ganze Spannkraft der Seele lebendig darstellen. Mannichfaltige Abwechselung in dem Tone, in der Stärke der Stimme, in der Höhe und in der Bewegung der Töne, hervorstechende Accente, selbst da bemerkbare Anspannung der Kraft, wo die Seele in sich gekehrt ist, und also den Körper vergleichungsweise weniger in Thätigkeit setzt, als in den Zuständen, wo ihre Wirksamkeit nach außen gerichtet ist. Der Mangel des Zusammenhanges in der Rede wird sich in der Deklamation durch den Mangel des Fließenden (§. 126.) darstellen.

§. 145.

Unterschied in dem Ausdrucke kontemplativer und pathologischer Zustände überhaupt.

Alles Begehren unterscheidet sich von dem bloßen Erkennen dadurch, daß es ein auf das vorgestellte Objekt gerichtetes Bestreben ist, die Existenz oder Nicht-Existenz dieses Objekts zu bewirken, das bloße Erkennen aber ein solches Bestreben nicht enthält.

enthält. Jedes Begehren kann daher, in Rücksicht auf das vorstellende Subjekt, als eine nach außen gerichtete Thätigkeit betrachtet werden, wenn auch das Objekt desselben in der That etwas Inneres ist, das bloße Erkennen dagegen als eine Thätigkeit, wobei das Subjekt blos in sich selbst beschäftigt ist. Der allgemeine Charakter, wodurch sich der deklamatorische Ausdruck der pathologischen Zustände auszeichnet, ist daher der unangehaltene Ton der Stimme, wogegen der angehaltene Ton dem deklamatorischen Ausdrucke der kontemplativen Zustände eigen ist. Der erstere Ton strebt mehr nach außen, und wird durch die mehr auswärts hingehauchte Luft, bei etwas mehr geöfnetem Munde, bewirkt. Dem letztern fehlt dieses Bestreben nach außen, der Mund bleibt mehr geschlossen, und die Luft wird weniger nach außen hingehaucht.

§. 146.

Ausdruck der Vorstellungen des Verstandes und der Sinnlichkeit überhaupt.

Den geringsten unmittelbaren Einfluß auf die körperlichen Kräfte hat, unter den Erkenntnißvermögen, der abstrakt denkende Verstand. In einem kontemplativen Zustande also, wo abstrakte

Gedanken des Verstandes die alleinigen, oder wenigstens, die herrschenden Vorstellungen sind, nähert sich die Deklamation der völligen Ruhe (§. 142.). Dies zeigt sich insbesondere durch die schwächere, bis zu tiefern Tönen herabgesunkene Stimme, womit derjenige redet, der in eine abstrakte Betrachtung des Verstandes versunken ist. Sinnliche Vorstellungen, vorzüglich Empfindungen, haben einen stärkern unmittelbaren Einfluß auf die körperlichen Werkzeuge überhaupt, und auf die Sprachorgane insbesondere. Sie erheben daher die Stimme zu stärkern und höhern Tönen, als die abstrakten Gedanken des Verstandes. Die Bilder der Phantasie sind weniger bestimmt, haben einen leichtern, und weniger abgemessenen Gang als die Empfindungen: diese gehen gleichsam schwerfälliger, mit abgemessenem Schritte, halten die Aufmerksamkeit länger an, und sind durchgängig bestimmt. Diese Eigenschaften stellen sich in der Deklamation anschaulich dar. Bei einem Spiele der Einbildungskraft sind die Töne weniger präcis, schweben leichter dahin, und haben eine weniger abgemessene Bewegung, als bei einem Zustande, wo die Seele von Empfindungen beherrscht wird. Denn, bei einem Zustande der letztern Art, wird der gleichsam etwas schwerfälligere Gang, den die Empfindungen

gen

gen zu nehmen pflegen, kraft eines ursachlichen Zusammenhanges, in der Rede nachgeahmt.

§. 147.

Leichte und schwierige Entwickelung der Gedanken.

Wenn sich die Gedanken in der Seele leicht regelmäßig und ohne Anstoß entwickeln; so fließt auch die Deklamation leicht, regelmäßig und ohne Anstoß dahin. Findet sich bei einer Vorstellung eine Schwierigkeit, wodurch die Aufmerksamkeit genöthigt wird, bei ihr zu verweilen, so wird auch die Stimme angehalten. Kostet es große Anstrengung, eine Idee hervorzubringen, so klingen auch die Worte so, als wenn es der Stimme sauer würde, sie auszusprechen, ja! bei der höchsten Schwierigkeit, sich eine Vorstellung klar zu machen, hört man eine Art von Stöhnen (das freilich der Deklamator nur sehr selten, oder vielleicht nie, nachahmen darf, da es an sich nicht schön ist). Sobald sich die schwierige Idee aufklärt, so wird der Ton munterer, wie die Stimmung des Gemüths durch das Vergnügen über die gemachte Entdeckung. die Stimme erhebt sich, nach der Analogie mit dem innern Gefühle, indem sich die Seele nun über die besiegte Schwierigkeit erhoben fühlt, und die Bewegung der Töne wird lebhafter, um gleichsam auf

die gefundene Idee zuzueilen, daß sie nicht wieder entwische, sie wird mit Hastigkeit ausgedrückt. Bei einer tumultuarischen Gedankenfolge endlich, wo die Seele unordentlich von einer Idee zur andern hin und her geworfen wird, und oft sich selbst nicht heraus finden kann, ist auch die Deklamation eben so unregelmäßig, die Töne der Stimme und ihre Bewegung sind bald so, bald wieder anders, hoch und tief, stark und schwach, schnell und langsam.

§. 148.

Gewißheit und Ungewißheit.

Eine wichtige Verschiedenheit in dem deklamatorischen Ausdrucke kontemplativer Zustände entsteht durch die verschiedenen Grade der Gewißheit der Erkenntniß. Wenn die vorgetragenen Gedanken mit vollkommner Gewißheit in dem Gefühle einer festen Ueberzeugung gesagt werden; so hat die Stimme eine gewisse Festigkeit, die dem innern Zustande analog ist, und einen gewissen nachdrücklichen und dreisten Ton, welcher anzeigt, daß man sich nicht scheue, jene Gedanken einem jeden ganz klar vorzulegen. Beides nimmt in eben dem Grade ab, als sich die Gewißheit vermindert. Bei völliger Ungewißheit redet die Stimme in leis-

fern Tönen, die sich gleichsam fürchten, die vorgetragenen Gedanken recht laut werden zu lassen; die Worte entschlüpfen dem Munde etwas eilfertig, um die Gedanken einer längern Nachforschung zu entziehen; und der Ton wird schwankend, besonders, wenn die Seele zwischen mehrern Meinungen ungewiß hin und her schwankt, wo sich dann auch die Erscheinung zeigen wird, die am Ende des vorigen §. angeführt ist.

§. 149.

Zusammenhang der Gedanken und Verhältniß derselben gegeneinander.

Ein allgemeines Mittel, wodurch sich die jedesmalige klärste, oder überhaupt, wichtigste Vorstellung ausdrückt, ist der Accent. Es heißt aber ein deklamatorischer Accent überhaupt jede Modifikation der Stimme, wodurch ein Wort vor den übrigen bemerkbar ausgezeichnet wird. Bei den Zuhörern bewirkt ein Accent, den man einem Worte giebt, daß ihre Aufmerksamkeit auf dieses Wort, folglich auch auf die dadurch ausgedrückte Vorstellung, hingelenkt wird, daß also auch diese Vorstellung einen vorzüglichen Grad der Klarheit erhält und ihre besondre Wichtigkeit gefühlt wird.

§. 150.

§. 150.

Fortsetzung. Verschiedene Arten des Accents.

Es giebt aber Accente von vielerlei Art. 1) Die erste Art sind diejenigen, die ich melodische nennen will. Ich verstehe darunter diejenigen, welche in einem Steigen oder Sinken der Stimme bestehen; wo sie dann insbesondre im ersten Falle steigende, im andern fallende Accente (der *acutus* und gravis der Alten) genannt werden. 2) Die Accente der zweiten Art nenne ich harmonische. Es hat aber ein Wort einen harmonischen Accent, wenn es mit einer andern Art von Ton ausgesprochen wird, als die übrigen. Man hat in der Musik ein Mittel, einen Accent dadurch zu bewirken, daß man eine neue Harmonie eintreten läßt. Dieses Mittel in seiner ganzen Kraft hat freilich der Deklamator nicht in seiner Gewalt, aber es ist doch ein Analogon davon, wenn er bei dem Vortrage eines Worts eine neue Art von Ton (z. B. einen rauhen Ton, wenn er bis dahin sanft war) eintreten läßt. So wenig auch diese Art von Accent in der Theorie der Musik sowohl, als in der Theorie der Deklamation bisher ist bemerkt worden; so häufig hat man doch in der Ausübung davon Gebrauch gemacht, und so wichtig ist sie. 3)

Die

Die dritte Art von Accent entstehet, wenn ein Ton mit bemerkbarer stärkerer oder schwächerer Stimme vorgetragen wird, als die übrigen. Dieser Accent kann der intensive heißen, wovon sich 4) der protensive unterscheidet, welcher darin besteht, daß man einem Tone eine verhältnißmäßig längere Dauer giebt, als den übrigen.

Der melodische Accent wird vorzugsweise, oder im engern Sinne, Accent genannt, da er überhaupt, und besonders bei dem Ausdrucke kontemplativer Zustände, am häufigsten vorkömmt. Der harmonische ist am meisten den leidenschaftlichen Zuständen eigen; denn diese sind es hauptsächlich, welche auf die Stimme einen solchen Einfluß haben, daß die Art von Ton, worin sie redet, geändert wird.

§. 151.

Fortsetzung. Redeton. Wortton.

Der Accent, den ein Wort im Zusammenhange der Rede bekömmt, heißt der Redeton; und der Accent, wodurch in einem Worte eine Sylbe vor den andern ausgezeichnet wird, der Wortton. Dieser Wortton sollte, der allgemeinen Sprachlehre zufolge, immer auf der Stammsylbe liegen.

liegen. In den wirklichen Sprachen aber ist dies nicht der Fall.

Anmerkung.

1. So wie einzelne Sylben und Wörter, so können auch ganze Sätze, in dem Zusammenhange, worin sie vorkommen, einen Accent haben; welches gleichfalls ein Redeton ist.

2. Der Deklamator muß sich hüten, die Accente nicht auf Kosten andrer, wichtigerer Vollkommenheiten herauszuheben. Dies geschieht z. B. wenn man bei den Wörtern, die einen Accent haben, immer etwas anhält, oder wol gar mit der Stimme absetzt; wodurch das Fließende des Vortrags zerstört wird. Man hat diesen Fehler in der Deklamation das Accentuiren genannt.

§. 152.

Fortsetzung. Gedanken, die eine Erwartung enthalten.

Außer den Verhältnissen der größern Klarheit oder Wichtigkeit einer Vorstellung, können noch manche andre durch das Steigen und Sinken der Stimme ausgedrückt werden.

1) Ein Gedanke, der eine Erwartung enthält, drückt sich durch das Steigen der Stimme aus. Denn die steigende Stimme ist ein natürliches Zeichen von wachsender Thätigkeit, wie sie

bei

bei angeregter Erwartung statt findet. Daher wird auch durch das Steigen der Stimme Erwartung bei den Zuhörern erregt. Das Herabsinken der Stimme ist dagegen ein natürlicher Ausdruck von dem Hinneigen zur Ruhe; und findet sich daher bei solchen Gedanken, welche die Befriedigung einer erregten Erwartung enthalten.

Daher wird a) der Vordersatz einer zusammengesetzten, bedingten oder ursachlichen Periode mit steigender, der Nachsatz aber mit sinkender Stimme vorgetragen. Denn der erstere erregt eine Erwartung, der andre befriedigt sie. Wenn insbesondre der Vordersatz aus mehrern zugeordneten Sätzen besteht, so muß bei jedem folgenden die Erhöhung der Stimme bemerkbar seyn, und der Deklamator muß sich im Anfange der Periode wohl vorsehen, daß er nicht zu hoch anfange, und im Stande sey, das Steigen der Stimme durchzuführen, ohne unnatürlich zu werden. b) Eine Frage wird mit steigender Stimme, die Antwort darauf mit sinkender vorgetragen. Denn die Frage sucht Etwas und die Antwort giebt das Gesuchte. Die erstere also enthält eine Erwartung, die andre befriedigt sie. Jedoch ist es nicht immer nöthig,

oder richtig, den ganzen Satz, der eine Frage enthält, mit steigender Stimme vorzutragen, und besonders müssen nicht immer grade die letzten Worte des Satzes mit erhöhter Stimme ausgesprochen werden (wie es die Anfänger in der Deklamirkunst beim Vorlesen zu thun pflegen), sondern vielmehr diejenigen Worte, in denen die Frage eigentlich liegt.

§. 153.

Fortsetzung. Deklamatorisches Klimax.

2) Wenn eine Reihe von Gedanken vorgetragen wird, die eine Stufenfolge (Gradation) enthält; so steigt entweder die Stimme bei jedem folgenden Satze, oder sie sinkt herab, je nachdem man in den Gedanken von den niedrigern Graden zu den höhern, oder von diesen zu jenen fortgeht. Es entsteht also ein deklamatorisches Klimax, das im erstern Falle ein steigendes, im andern ein fallendes genannt werden kann. Dabei ist die bereits erwähnte Vorsichtigkeit (§. 151. a.) besonders nöthig, da ein solches Klimax zuweilen eine beträchtliche Länge hat.

§. 154.

§. 154.

Fortsetzung. Gegensätze.

3) Wenn entgegengesetzte Sätze oder Begriffe zusammengestellt und verglichen werden (Antitheſen), so drückt die Deklamation den Gegensatz dadurch aus, daß die Stimme bei dem ersten Satze oder Begriffe steigt, und bei dem andern, der ihm entgegengesetzt wird, wieder sinkt, oder umgekehrt, wo denn nach dem Innhalte zu beurtheilen, wo das Steigen, und wo das Sinken der Stimme sich am besten schicke.

§. 155.

Fortsetzung. Parenthesen.

4) Wenn ein Gedanke vorkömmt, der mit den übrigen nur in einem geringen, oder wohl gar keinem Zusammenhange steht, so wird auch nur ein geringer Grad von Aufmerksamkeit darauf gewandt, um die Folge der übrigen Gedanken, auf welche es jetzt ankömmt, so wenig als möglich zu stören. Man pflegt dergleichen Gedanken metonymisch Parentheſen zu nennen. Der Deklamator trägt sie vor mit bemerkbar herabgesunkener Stimme, welche, verbunden mit der etwas grössern Geschwindigkeit, womit man die Worte vor-

über

über gehen läßt, ein natürliches Zeichen ist von der weniger angestrengten Aufmerksamkeit, die auf diese Gedanken gerichtet ist, und auch bei den Zuhörern bewirkt, daß sie ebenfalls einen geringern Grad derselben auf sie verwenden.

§. 156.

Fortsetzung. Grade des Zusammenhanges.

Das allgemeine Mittel, wodurch die Deklamation die verschiedenen Grade des Zusammenhanges unter den Gedanken darstellt, sind die verschiedenen Grade von Verbindung, der Zeit nach, worin sie die Worte aufeinander folgen läßt. Denn das Aufeinanderfolgen in der Zeit ist ein Sinnbild von dem Zusammenhange in den Sachen. Je näher also die ausgedrückten Vorstellungen verknüpft sind, desto näher müssen auch ihre Ausdrücke aufeinander folgen, desto kürzer also die Zwischenzeiten seyn, die zwischen ihnen verfließen. Sind die Vorstellungen unmittelbar verbunden, wie in dem Falle, wenn die eine blos eine Bestimmung der andern ist, so muß zwischen den Ausdrücken gar keine Zwischenzeit seyn, sondern sie müssen stätig aufeinander folgen. Hängen die Gedanken wenig oder gar nicht zusammen, wie, wenn man zu einem ganz neuen Gedanken übergeht, so wird am

läng-

längsten abgesetzt. Also die Größe der Zwischenzeiten, die der Deklamator zwischen den Ausdrücken verfließen läßt, muß mit der Größe des Zusammenhanges unter den ausgedrückten Vorstellungen im umgekehrten Verhältnisse stehen.

Am längsten dauern also die Pausen am Ende der Perioden, ob sie gleich auch hier von verschiedener Länge seyn können, indem die Perioden unter sich bald mehr, bald weniger, zusammenhängen, wie man aus dem Inhalte derselben zu beurtheilen hat. Hierauf folgt die Pause zwischen dem Vordersatze und Nachsatze einer Periode, darauf die Pause zwischen den Hauptsätzen des Vordersatzes oder Nachsatzes, darauf die Pause zwischen den Nebensätzen derselben, und darauf endlich die Pause zwischen den Theilen der einzelnen Sätze, wenn sie zusammengesetzt sind.

Worte, welche bloße Bestimmungen von andern sind, müssen mit diesen unmittelbar verbunden werden, ohne irgend eine Pause dazwischen zu machen; wie das Adjektivum mit dem Substantivum, das Adverbium mit dem Verbum, der Artikel mit dem Worte, wozu er gehört u. s. f. Jedoch findet hievon eine Ausnahme statt. Wenn mit einem Worte mehrere, blos bestimmende Wörter

ver-

verbunden werden, die (oder eigentlich, deren Bedeutungen) unter sich nicht unmittelbar zusammenhängen, so müssen sie durch kleine Pausen von einander, folglich auch von dem Hauptworte, dessen Bestimmungen sie sind, getrennt werden.

§. 157.

Zusatz I.

Auf diesen Gründen beruhet auch die Theorie der Interpunktion, das ist, die Lehre von den sichtbaren Zeichen, die man bei schriftlichen Aufsätzen zwischen den verschiedenen Theilen der Rede anbringt, und dadurch anzeigt, ob diese mehr oder weniger von einander getrennt werden sollen. Den längsten Ruhepunkt bezeichnet das Punktum (.); welches daher am Ende der Perioden gebraucht wird. Aber freilich ist dieses einzige Zeichen bei weitem nicht hinreichend, die Pausen zwischen allen Perioden bestimmt zu bezeichnen. Denn sie können von sehr verschiedener Länge seyn. Ein Hülfsmittel braucht man indessen noch, um solche Perioden zu trennen, zwischen denen eine vorzüglich lange Pause seyn soll: man macht einen Absatz und fängt eine neue Reihe an.

Auf das Punktum folgt das Kolon (:), und bezeichnet also den nächstfolgenden Grad der Tren-

nung

nung unter den Theilen der Rede. Man fetzet es zwischen solche Theile einer Periode, wovon der eine eine Erwartung erregt und der andere sie befriedigt. Es wird deshalb gebraucht am Ende des Vordersatzes einer zusammengesetzten Periode, oder auch, wenn der Redende eine Rede eines andern anführt, oder, wenn er sagt, daß nun dieses oder jenes kommen solle. Eine noch geringere Trennung bezeichnet das Semikolon (;). Man setzt dieses Zeichen zwischen die Hauptsätze, die der Vordersatz und Nachsatz enthalten; oder auch zwischen die Hauptheile solcher Perioden, die keinen Vordersatz und Nachsatz haben, wenn die gedachten Theile wieder andere Theile in sich enthalten, und nicht unmittelbar zusammenhängen; oder auch, bei kürzern Perioden, zuweilen zwischen den Vordersatz und Nachsatz, obgleich dies letztere, wie es scheint, nur mißbrauchsweise geschieht, weil man sich um einen genau bestimmten Sinn dieser Schriftzeichen wenig bekümmert.

Die geringste Trennung wird durch das Komma (,) ausgedrückt. Es steht zwischen solchen Theilen einzelner Sätze, die getrennt seyn sollen, zwischen den Nebensätzen im Vordersatze und Nachsatze, und zwischen den Hauptsätzen in solchen Perioden,

rioden, die keinen Vordersatz und Nachsatz haben, wenn diese Hauptsätze genau zusammenhängen und nicht wieder andre Sätze, als Theile in sich enthalten.

Die ganze Kunst, die Pausen in einer Rede durch Schriftzüge zu bezeichnen, ist allerdings noch sehr unvollkommen. Der Wunsch freilich, sie zu der Vollkommenheit zu bringen, womit die Musik ihre Pausen bezeichnet, ist nicht völlig erreichbar, indem die Rede keinen so bestimmten Takt hat, als die Musik. Allein demohngeachtet ist es doch keine unbillige Forderung an die Interpunktirkunst, wenn man verlangt, daß sie sich in der Bezeichung der Pausen der Bestimmtheit der Musik nähern solle. Vielleicht könnte dies geschehen, wenn man die Interpunktionszeichen nach der Analogie der musikalischen Pausenzeichen bildete. Vielleicht wird auch die Praxis der Theorie voreilen, wie sie es oft thut, und uns eine verbesserte Interpunktion geben. Wenigstens ist diese Kunst keinen großen Schwierigkeiten unterworfen, und man hat sich vielleicht eben deshalb keine große Mühe gegeben, sie aufs Reine zu bringen.

§. 158.

§. 158.

Zusatz II.

Man hat noch einige andere Zeichen, als: das Ausrufungszeichen, das Fragezeichen, das Anführungszeichen, die Parenthese, den Gedankenstrich (!, ?, „ “, ( ), —), die man sämtlich zu den Interpunktionszeichen rechnet, die aber eigentlich nicht dazu gehören, weil sie zunächst keine Trennung unter den gegebnen Vorstellungen und keine Pause in der Rede bezeichnen. Ihr Gebrauch ist bekannt und ziemlich bestimmt, wenn man etwa den Gedankenstrich ausnimmt. Ursprünglich wurde er gebraucht, um anzuzeigen, daß etwas ausgelassen sey, was der Leser hinzudenken, oder auch nicht hinzudenken soll. Nachher setzte man ihn auch zwischen solche Perioden, die wenig oder gar nicht zusammenhängen, ferner auch vor und hinter einen Satz, anstatt einer Parenthese, imgleichen zwischen solche Redetheile, wo man die Aufmerksamkeit bei dem vorhergehenden aufhalten will, um sie auf den nachfolgenden desto mehr zu spannen. Manche gebrauchen dieses Zeichen auch da, wo sie — selbst nicht wissen, was sie setzen sollen. Der Dichter sagt davon: „Hier hat der Autor nichts gedacht, hier braucht der Leser nichts zu denken.“

Uebrigens wäre zu wünschen, daß man eine Kunst hätte, bei schriftlichen Aufsätzen, überhaupt alles, was die Deklamation ausdrücken soll, durch sichtbare Zeichen anzudeuten. Dazu würde ein System, oder wenigstens ein Inbegriff, von Zeichen erfordert, wodurch sich jede Modifikation in dem Tone und in der Bewegung der Stimme klar und bestimmt bezeichnen ließe. Besonders wichtig wäre dies für die Schauspielkunst. Der talentvolle und schon gebildete Künstler könnte dessen freilich entbehren, aber der Lernende sich dadurch bilden, und der Mittelmäßige sich vor Fehlern bewahren, indem nun der Dichter selbst (der es doch jedesmal am besten wissen müßte) bestimmt vorschreiben könnte, wie sein Werk deklamirt werden sollte. Dieser Vortheil würde ohne Zweifel überwiegend seyn, wenn gleich manches Talent durch die angelegten Fesseln vielleicht unterdrückt, und mancher Träge, der nun blos die Vorschrift mechanisch nachzumachen brauchte, noch mehr eingeschläfert würde. Es ist aber fürs erste wenig oder gar keine Hoffnung für den Deklamator vorhanden, eine solche Kunst zu erhalten, da noch nicht einmal die Musik dergleichen hat, ob sie ihr gleich schon viel näher ist, indem sie viele Modifikatio-

nen der Töne (z. B. das Gebundene und Gestoßene) bestimmt andeuten kann.

§. 159.

Abhängigkeit des Ausdrucks von der Willkühr.

Eine allgemeine Eigenschaft des Ausdrucks kontemplativer Zustände ist es noch, daß er, mittelbar oder unmittelbar, mehr von der freien Willkühr abhängt, und also mehr willkührlich hervorgebracht, oder zurückgehalten und unterdrückt werden kann, als der Ausdruck pathologischer, besonders leidenschaftlicher, Zustände. Denn in einem leidenschaftlichen Zustande muß sich die Vernunft in einem gewissen Sinne passiv verhalten, und kann also auch über die Ausdrücke nicht so frei disponiren, als in einem Zustande, wo sie herrschend oder wenigstens nicht unterdrückt ist. Schon Lessing hat in seiner Dramaturgie irgendwo erinnert, daß der Schauspieler diesen Unterschied der Ausdrücke (der freilich bei dem Gebehrdenspiele noch auffallender ist) wohl in Obacht nehmen müsse. Denn bei dem Wechsel verschiedener Zustände können die Ausdrücke von dem pathologischen Theile des eben vergangenen Zustandes noch eine Weile zurück bleiben, unterdessen die des kontemplativen schon verschwunden sind; und es würde daher un-

natürlich seyn, wenn man immer beide zugleich abändern wollte.

§. 160.

Lehrsätze.

Das Geschäft des innern Sinnes ist, alles das, was in der Seele vorgeht, mit oder ohne Bewußtseyn zu percipiren. Sofern der innere Sinn durch irgend Etwas afficirt ist, heiße dieser Zustand des Gemüths überhaupt ein Affekt, der ein Affekt in der engern Bedeutung wird, wenn der innere Sinn durch eine Begierde oder Verabscheuung afficirt ist. Der Affekt aus einer Begierde, als solcher, ist angenehm; der Affekt aus einer Verabscheuung, als solcher, unangenehm, und die gemischten Affekten entspringen aus Begierden und Verabscheuungen zugleich.

Je stärker die Begierden oder Verabscheuungen sind, desto stärker sind auch die dadurch erzeugten Affekten; und sie bekommen eine vorzügliche Gewalt, wenn jene Begierden oder Verabscheuungen den Grad erreichen, wo sie Leidenschaften genannt werden.

Für unsern Zweck ist es nicht nöthig, die Affekten aus Leidenschaften von den Affekten aus schwächern Begierden und Verabscheuungen abzusondern.

sondern. Denn sie unterscheiden sich nur dem Grade nach, aber nicht specifisch; und eben so sind auch die Ausdrücke der erstern wohl stärker, aber nicht von andrer Art, als die Ausdrücke der letztern. Wohl aber müssen die Leidenschaften von den innern Empfindungen und den dadurch bestimmten Gemüthszuständen, den Affekten, unterschieden werden. Sie sind Thätigkeiten des Begehrungsvermögens, also nicht des Sinnes, sind Objekte, die von dem innern Sinne empfunden werden, also nicht selbst innere Empfindungen oder Affekten.

Jeder stärkere, angenehme Affekt heiße Freude; jeder stärkere, unangenehme aber Betrübniß. Also der Affekt aus einer begehrenden Leidenschaft ist allemal Freude, der aus einer verabscheuenden, Betrübniß.

Man kann alle Affekten, zu unserm Behufe, eintheilen in wackere und schlaffe: wackere, wenn sie die Kräfte anspannen und ihre Thätigkeit vermehren, schlaffe, wenn sie die Kräfte abspannen und ihre Thätigkeit vermindern. Bei den letztern findet sich ein gewisses Hingeben der Seele an das vorgestellte Gut oder Uebel, sie ergiebt sich dem Genusse, oder dem Leiden. Bei den erstern

geht

geht sie dem Uebel mit Muth entgegen, oder arbeitet an der Hervorbringung oder Erhaltung des Guten.

§. 161.

Fortsetzung.

Ein angenehmer Affekt, welcher so stark ist, daß wir dadurch außer uns gesetzt werden, ist eine Entzückung *). Sie kann von so verschiedener Art seyn, als die angenehmen Affekten selbst. Sie entsteht 1) aus Vorstellungen des Verstandes (die intellektuelle), 2) aus Vorstellungen der Phantasie (die schwärmerische), 3) aus beiden zugleich (z. B. wenn uns das Schöne entzückt), 4) aus Empfindungen der äußern Sinne, 5) aus Begierden des freien Willens (wie dies z. B. geschehen kann, wenn er, nach einem heroischen Kampfe für die Tugend, seinen Entschluß siegreich durchgesetzt hat, 6) aus sinnlichen Begierden.

§. 162.

Verbindung mit dem Folgenden.

Die Affekten aus Vorstellungen sind eine Art von Mittelglied zwischen den kontemplativen und patho-

*) Baumg. emp. Psych. §. 411.

pathologischen Zuständen. Der Hauptsache nach gehören sie zu den erstern: denn sie sind Affektionen des (innern) Sinnes und durch Vorstellungen bestimmt. Aus einem gewissen Gesichtspunkte betrachtet können sie aber auch zu den letztern gezogen werden. Denn mit jedem Affekte ist eine, auf ihn selbst gerichtete, bemerkbare Begierde oder Verabscheuung verbunden. Der angenehme Affekt, oder, die Fortdauer desselben, wird begehrt, der unangenehme und seine Fortdauer verabscheut.

§. 163.

Bewunderung.

Der Affekt aus dem Anschauen des Großen und Erhabenen, oder die Bewunderung, erweitert gleichsam das ganze Gemüth, um den Gegenstand zu umfassen, und fesselt, aus eben dem Grunde die Aufmerksamkeit dergestalt, daß sie nur sehr langsam von einer Vorstellung zur andern übergehen kann. Daher erweitern sich auch die Sprachorgane, wie reden in sehr tiefen Tönen, und die Bewegung der Töne ist langsam und feierlich. Bei der Bewundrung des Erhabenen insbesondre hat der Ton der Stimme überdem noch einen gewissen Anstrich vom Schwermüthigen, der sich zwar nicht bestimmt beschreiben läßt, der aber von dem

dem Gefühle der Demüthigung herrührt, das in diesem Affekte mit enthalten ist *).

§. 164.

Verwunderung. Erstaunen.

Die Verwunderung, oder der Affekt aus dem Anschauen des Neuen und Unerwarteten, deren höchster Grad das Erstaunen ist, hat einen sehr zusammengesetzten Ausdruck in der Deklamation. Die Aufmerksamkeit wird gefesselt, und die Vorstellungen succediren, wenn es eine reine Verwundrung ist, langsam, obgleich weniger als bei der Bewundrung. Daher muß auch bei dem Ausdrucke der reinen Verwundrung die Bewegung der Töne langsam geschehen, und nach Verhältniß, nicht viel geschwinder, als bei der Bewundrung. Der Ton dieses Affekts ist aus dem Tone der Frage, des Zweifels und der Gewißheit (§. 152. §. 148.), die sich wechselsweise modificiren, gemischt (in der Bedeutung, wie die Chemie dieses Wort nimmt). Denn bei einer ganz unerwarteten Erscheinung zweifelt das Gemüth, wenigstens einen Augenblick, und frägt gleichsam: ob es seinen Sinnen

*) Kant. Kr. d. Urth §. 27. S. z. B. das Chor in der Zauberflöte: O Isis und Osiris u. s. w.

nen trauen dürfe? wie auch die Ausdrücke: „Wie? Was? Ei das wäre! Nimmermehr!“ und dergleichen, worin die Verwunderung auszubrechen pflegt, sattsam anzeigen. In gleicher Zeit aber fühlt sich das Gemüth auch überzeugt. Denn das Objekt ist in der Anschauung gegeben. Da überdem das Neue und Unerwartete ein starkes Intresse hat, wie man auch an dem großen Haufen sehen kann, der nichts mehr liebt, als Scenen der Verwundrung: so wird das Auge weit aufgethan, um den Gegenstand recht zu fassen und klar zu machen. Selbst wenn der Gegenstand kein sichtbarer ist, so entsteht diese Erscheinung durch eine gewisse Sympathie der Organe, wovon sich noch mehrere Beispiele zeigen werden. Kraft eben dieser Sympathie wird bey der Verwundrung auch der Mund weit geöfnet *), und der Ton der Stimme würde eben so tief seyn, als bei der Bewundrung, wenn er nicht durch die Natur des Fragens wieder erhöht würde (§. 152.).

Bei

*) Man hat im gemeinen Leben eine, freilich platte, aber sehr richtige Redensart, worin diese Wahrheit enthalten ist. Wenn man sagen will, daß man jemanden in große Verwundrung setzen wolle; so sagt man: der soll Maul und Nase aufsperren.

Bei dem Erstaunen werden die Worte heraus gestottert, oder gerathen gar ins Stocken. Man kann die Sache nicht gleich fassen, nicht begreifen, und weiß in der Eil nichts zu finden, was man dazu sagen soll. Diese Erscheinung entsteht hier also noch aus einem besondern Grunde, und nicht blos aus dem allgemeinen, woraus sie bei jedem übermäßigen Affekte entstehen kann (§. 143).

§. 165.

Wahrheitsgefühl. Schönheitsgefühl. Moralisches Gefühl.

Die Affekten aus dem Wahrheitsgefühle *), dem Schönheitsgefühle **) und dem moralischen Gefühle ***) haben keine bemerkbaren Eigenthümlichkeiten in der Deklamation, die von Bedeutung wären und ihnen allgemein zukämen. Der Ausdruck bezeichnet überhaupt das Angenehme oder Unangenehme des Zustandes und modificirt sich verschiedentlich, je nachdem die gegebnen Objekte von

*) Z. B. Bald prangt, den Morgen zu verkünden u. s. w. in der Zauberflöte.

**) Z. B. Dies Bildniß ist bezaubernd schön, in der Zauberflöte.

***) Z. B. In Naumanns Amphion die Arie: Ein rauher Wald, der Raubsucht nährt u. s. w., worin Kalpar das durch Amphion in ihm geweckte moralische Gefühl ausdrückt.

von verschiedener Art sind. Doch nähert er sich bei den Affekten der ersten Art mehr dem Erhabnen, und ist in der Regel ruhiger, bei denen der dritten Art affektvoller, und bei denen der zweiten noch mehr. Wenn das Wahrheitsgefühl durch die Empfindungen eines Irrthums afficirt wird, z mal wenn das Bewußtseyn davon unerwartet entsteht, und sehr lebhaft ist: so mischt sich zuweilen eine objektive Malerei ein. Der Ton weicht durch einen plötzlichen Uebergang in einen fremden aus, so daß er sich gleichsam zu verirren scheint. Ein einleuchtendes Beispiel enthält die Begleitung, welche Naumann den Worten: „Sie irrten sehr“ in dem Recitativ: „Er redet wahr, ein Gott ruft laut in meiner Seele“ in der Cora gegeben hat; wo auf einen Akkord plötzlich ein entfernter folgt und der verbindende Zwischenakkord weggelassen wird, so daß sich die Harmonie zu verirren scheint.

§. 166.

Achtung und Verachtung, Billigung und Mißbilligung überhaupt.

Der Ton der Achtung nähert sich dem Tone der Bewundrung um so mehr, je größer und inniger die Achtung ist. Denn im eigentlichen Sinne wird nur das geachtet, was moralische Größe hat.

Der

Der Ton der Verachtung entsteht, wenn man beim Reden die Nase rümpft, die Lippen ein wenig zusammen, und die Oberlippe merklich in die Höhe zieht. Man spricht also dabei natürlicherweise etwas durch die Nase; der Ton aber bleibt ernst und ein wenig tief. Oft wird auch unmittelbar vorher, ehe man anfängt zu reden, ein gewisses leichtes Wegblasen der Luft voraufgeschickt, als wenn man dadurch andeuten wollte, die verachtete Sache sey so geringschätzig, so klein, daß man sie gleichsam wegpusten könne. Hiedurch ist auch ohne Zweifel das Pfui entstanden, welches also kein Wort, sondern ein natürliches Zeichen ist.

Die Billigung überhaupt drückt sich in dem Tone aus, womit wir gewöhnlich das Ja aussprechen, das wir demjenigen erwiedern, der uns einen angenehmen Vorschlag thut, und uns frägt: ob wir ihn eingehen wollen. Der Ton der Mißbilligung klingt wie das Nein, womit man einen unangenehmen Vorschlag abweiset.

Anmerkung.

1. Entsteht das erwähnte Wegblasen der Luft vielleicht auch blos mechanisch, wenn sich die Lippen plötzlich in die vorher beschriebene Lage versetzen?

2. Die

2. Die nächstfolgenden Betrachtungen sollen sich mit den pathologischen Zuständen beschäftigen, obgleich hin und wieder auch noch von kontemplativen die Rede seyn wird. Ueberhaupt sey hier ein für allemal erinnert, daß wir in dieser Theorie keine strenge tabellarische Methode, die freilich dem Gedächtnisse sehr zu Hülfe kömmt, befolgen werden; theils weil sie vielen Schwierigkeiten unterworfen ist, theils, weil mehr darauf ankömmt, die Gedanken so aufeinander folgen zu lassen, wie sie am besten auseinander folgen.

§. 167.

Entschlossenheit und Unentschlossenheit des Begehrungsvermögens.

Die Entschlossenheit und Unentschlossenheit des Begehrungsvermögens drückt sich in der Deklamation aus, wie die Gewißheit und Ungewißheit der Erkenntniß (§. 148.), nur stärker und mit einem weniger angehaltnen Tone (§. 145.). Als ein Muster von dem Ausdrucke der Entschlossenheit dient Mozarts Martern aller Arten in der Entführung aus dem Serail, besonders die Stelle: „ordne nur, gebiete! Zuletzt befreit mich doch der Tod.“

§. 168.

§. 168.

Fröhlichkeit. Zufriedenheit. Frohseyn.

Der Ton der Fröhlichkeit hat den höchsten Grad des Wohllauts, welcher der Stimme jedesmal möglich ist, erhebt sich über die mittlere Höhe und Stärke, und eilt in einem lebhaften, hüpfenden Rhythmus dahin. Dies alles ist ein Analogon (eine formelle Aehnlichkeit) von dem vorhandenen Gemüthszustande. Die Fröhlichkeit ist ein wackerer Affekt: in einem harmonischen Spiele werden die Gemüthskräfte in eine mehr als gewöhnliche Thätigkeit gesetzt, und ihre Veränderungen succediren in einem schnellen Rhythmus *).

Der Affekt der Zufriedenheit ist zwar angenehm, aber schlaff. Die Kräfte legen sich zur Ruhe, wie bei jedem befriedigten Begehren. Daher behält der Ton der Stimme zwar seinen Wohllaut; aber er sinkt unter die mittlere Höhe und Stärke herab, und bewegt sich in einem langsamern Rhythmus.

Das Frohseyn ist eine Art der Zufriedenheit und der deklamatorische Ausdruck ist also der nämliche,

*) Z. B. Im Don Juan: Heute, mein Fränzchen, wollen wir alle u. s. w. oder, nicht tändelnd, sondern von ernsthafter Art, die Bravurarie im Amphion.

liche, wie bei der Zufriedenheit überhaupt. Nur ist er in diesem Falle vorzüglich lebhaft, weil der Affekt selbst durch den Kontrast des gegenwärtigen angenehmen Zustandes mit dem vergangnen unangenehmen eine besondre Lebhaftigkeit bekömmt. Auch wird die Rede mit einem hörbaren, tief und langsam herausgeholten, aber schnell fortgestoßnen Athemzuge angefangen. Die bisher beklommene gepreßte Brust macht sich Luft *).

§. 169.

Hoffnung. Zuversicht. Muth. Kühnheit. Trotz.

Die Hoffnung, diese milde Gabe der Natur, stimmt den Ton zu heiterm, sanften Wohllaut, mischt ihm aber gewissermaßen etwas Zweifelndes bei, und zwar um so mehr, je ungewisser die Hofnung ist. Auch dehnt sich der Ton etwas in die Länge, gleichsam wie der Blick des Auges, der weit in die Ferne (wie in die Zukunft) gerichtet wird. Wenn aber die Hoffnung zur Zuversicht wird, so verliert der Ton das Zweifelnde, das ihm beigemischt war, und bekömmt das Feste und Präcise des Ausdrucks der Gewißheit.

Der

*) S. Naumanns: So komm, mich zu bewahren, in der Cora.

Der Muth, der auf einem Gefühle der Kraft beruht, und auch umgekehrt durch dieses Gefühl die Kraft belebt, (woraus das Sprüchwort: Frisch gewagt ist halb gewonnen, erklärt werden muß) drückt sich aus, wie die Zuversicht; denn er ist eine Art davon. Nur kömmt noch mehr Stärke und Nachdruck in der Stimme hinzu, welches durch die Anstrengung der Kräfte bewirkt wird *). Dieser gesammte Ausdruck erhöht sich, wenn der Muth bis zur Kühnheit emporsteigt.

Was von dem Muthe überhaupt gilt, findet natürlicherweise bei allen besondern Arten desselben seine Anwendung. Bei einigen kommen dann allerdings noch besondre Modifikationen des Ausdrucks hinzu, die von den übrigen mit ihnen verbundenen Gemüthsveränderungen abhängen. So redet die Standhaftigkeit im Leiden, wie es der zu tragende Druck mit sich bringt, mit etwas gepreßter und beklommener Stimme und in einem langsamern Rhythmus. Beim Trotze werden die Töne und ihre Bewegung hastig, rauh, widerspenstig

*) Die sich in der Musik unter andern durch Sprünge zeigen kann. S. Türks Handstücke 2 Th. No. 60.

spenstig, und kurz abgestoßen, gleichsam als wenn er das Objekt schnell von sich wegstoßen wollte *).

§. 170.

Bitten. Drohen.

Der Bittende will Liebe, der Drohende Furcht erwecken. Der Ton der Bitte ist daher der Ton der Grazie (§. 125.) der aber durch den Ton der Hoffnung und der Frage (§. 169. §. 152) modificirt wird: denn keine Bitte geschieht ohne irgend einen Grad von Hoffnung auf Erfüllung derselben, und jede enthält die, an den Gebetenen gerichtete Frage: ob er die Bitte gewähren wolle? Je mehr wir hiezu Hoffnung haben, desto mehr vermindert sich das Fragende des Tones, desto mehr wird der Ton zuversichtlich.

Der Ton des Drohens ist der Ton des Trotzes. Nur wird er, wen es ein Affekt ist, der die Drohung ausstößt, durch die Zähne gesprochen, oder ist doch einem solchen Tone ähnlich. Denn bei dergleichen Affekten pflegt man die Zähne zusammen zu beißen, oder sie doch diesem Zustande nahe zu bringen; indem überhaupt alle, zu einem Angriffe

*) S. z. B. Türks meisterhafte Handstücke, 2 Th. No. 55.

griffe dienliche, Werkzeuge in besondre Thätigkeit gesetzt werden.

§. 171.

Harm. Traurigkeit. Reue. Sehnsucht. Wehmuth. Schwermuth.

Bei dem Harme, wenn darunter jede heftige Betrübniß über ein gegenwärtiges Uebel verstanden wird, finden sich fast die nämlichen Symptome, wie bei dem körperlichen Schmerze. Der Ton der Stimme ist rauh und schneidend, der Athem kurz, gepreßt, tief herausgeholt; bei den höhern Graden werden die Zähne zusammen gebissen, die Luft wird hörbar durch die Zähne gezogen, und, nach den heftigsten Ausbrüchen, sinkt die Stimme bis zur äußersten Schwäche herab. Denn dieser Schmerz der Seele spannt die Kräfte ab durch übermäßige Anspannung, und reibt sie dadurch auf, selbst die körperlichen, weswegen man sich abhärmen kann, wie man im gemeinen Leben sagt.

Die Traurigkeit über das Vergangne ist milder als der Harm über das Gegenwärtige. Daher ist die Brust nicht gepreßt, sondern nur beklommen und erleichtert sich zuweilen durch hörbare Athemzüge und Seufzer; der Athem ist schwer, aber nicht kurz; der Ton der Stimme ist nicht

schnei-

schneidend, sondern gedämpft, schwach, weich, schwankend und weinerlich; auch sind die Fortschreitungen weich, und gehen häufig durch Halbe- und Vierteltöne (so wie auch die Musik die Traurigkeit in Molltönen ausdrückt), ferner werden die Sprünge vermieden, als Zeichen von Feuer und großer Thätigkeit, und endlich ist der Rhythmus höchst langsam, weil die Seele, wenn man so sagen darf, gleichsam alle Flügel hängen läßt, indem das Vergangne, als solches, nicht mehr zu ändern ist. Trauert die Seele über ein vergangnes Gut, das sie verlor; so ist der Ausdruck abwechselnd. Denn zuweilen wird das Anschauen dieses Guts in der Seele herrschend, und dann heitert sich alles auf. Der Ton wird heller, der Rhythmus lebhafter. Aber bald gewinnt das erstere Gefühl wieder die Oberhand, und wird durch den Kontrast gewöhnlich nur noch lebhafter, der Ausdruck desselben also noch stärker gemacht, als er vorher war. Wenn eine Mutter, nach Verlauf einer gewissen Zeit, den Verlust ihres Kindes beklagt, so wird sie doch bald auf die Vollkommenheiten ihres Lieblings zu reden kommen, und dabei wird der Ton und der Rhythmus der Stimme munter werden; aber bald wird sie in noch rüh-

rendere Klagen und häufigere Thränen wieder aus=brechen.

Die reine Reue *) und die reine Sehnsucht sind Arten der Traurigkeit, und ihr Ausdruck ist daher eben so, wie bei der letztern beschaffen. Da indessen die Sehnsucht wesentlich ein Verlangen (nach dem Objekte, wonach man sich sehnt) enthält; so ist der Ton der Stimme zugleich bittend, gleichsam als wenn er das Objekt bewegen wollte, sich zu nähern, und schmachtend, um die Innigkeit dieses Begehrens anzudeuten.

Der Ton der Wehmuth ist traurig, im höhern Grade weich und weinerlich; und fließt in sanfter Bewegung dahin; der Ton der Schwermuth aber ist, gleichsam wie die Stimme der Unken, traurig, hohl, dumpf und finster, wie er, durch eine Metonymie, alsdann genannt wird, wenn er so klingt, als er zu klingen pflegt, wenn die Stirn voller Runzeln, das Gesicht also finster ist. Die Bewegung der Töne kann fließend, aber auch holperigt und abgestoßen seyn, je nachdem die vorwaltende Empfindung verschieden ist. Benda hat den Ausdruck beider Affekten meisterhaft ver=bun=

*) Z. B. das: Wir bereuen unsern Fehler in der cosa rara.

bunden in dem schönen Duett, worin Laura, durchdrungen vom Gefühle der Wehmuth, den alten Kapellet zu trösten sucht:

L. Gottes Hand wägt unsre Tage.
Gott hats gethan.

K. Nein! Ich selbst! Ich Unmensch klage
Mich als ihren Mörder an.

Eben so schön hat Türk in seinen Handstücken (2. Th. No. 35 und No. 45.) die sanfte Schwermuth dargestellt; und Mozart die wehmüthige Schwärmerei in dem Rondo: „Nie wird des Lenzes Blume mich schmücken“ in der Clemenza di Tito.

§. 172.

Besorgniß. Furcht. Grausen. Kleinmüthigkeit. Verzweiflung. Schreck.

Bei dem Ausdrucke der Besorgniß ist der Ton des Zweifels (§. 148.) der vorwaltende Bestandtheil. Mit ihm verbindet sich ein geringer Grad von dem Tone der Furcht.

Es sind aber die körperlichen Symptome der Furcht zum Theil ein Analogon von dem Zustande der Seele, zum Theil Folgen davon. Die Seele flieht bei der Furcht gleichsam in sich selbst zurück, um sich vor dem gefürchteten Objekte zu verber-

gen,

gen, und ist übermannt von einem Gefühle ihrer Ohnmacht, diesem Objekte mit Sicherheit zu widerstehen. Nach der Analogie dieses Zustandes kriecht auch der Körper in sich selbst zusammen, das Blut wird nach den innern Theilen zurück getrieben, und es bemeistert sich seiner das Gefühl der Schwäche. Daher zittert der ganze Körper (wogegen Kraft sich durch Festigkeit darstellt), das Gesicht erbleicht, das Herz pocht von dem zusammengepreßten Blute, die Brust wird beklommen und enge. Aus diesen Ursachen zittert und bebt auch die Stimme, der Athem ist kurz, der Ton schwach, beklommen, wenig klingend, und kurz abgeschnitten *), ja! bei den höchsten Graden der Furcht ist er mehr eine Art von Gezisch, als ein förmlicher Ton.

Bei dem Grausen, wenn man darunter die Furcht vor einem (in der That, oder dem Scheine nach) sehr großen Uebel versteht, mischt sich in den Ausdruck noch etwas Malerei des Objektiven. Es wird nämlich die Größe des Objekts, oder eigentlich,

*) S. z. B. Benda's: Wo bist du Romeo? Zu Hülfe mir Armen! oder Naumanns: König des Himmels, verborgen im Schrecken! in der Cora, oder in der Zauberflöte, wo Papageno bei Sarastros Ankunft sagt: Was soll das bedeuten? ich zittre, ich bebe.

gentlich, die Größe des von ihm gefürchteten Uebels in dem Ausdrucke der Furcht zugleich gemalt, und zwar hauptsächlich durch eine größere Tiefe des Tones (§. 163.).

Bei der Kleinmüthigkeit, als dem Gegentheile des Muthes, macht sich insbesondre der Mangel des Selbstgefühles, auf welchem der Muth beruhet (§. 169.), im Ausdrucke kenntlich. Das Gefühl von der Unzulänglichkeit unsrer Kräfte versenkt dieselben in schlaffe Unthätigkeit, die sich auch der Stimme mittheilt. Wir reden kleinlaut.

Die Verzweiflung, oder gänzliche Hoffnungslosigkeit, ist von doppelter Art. Es giebt eine stille, und eine tobende Verzweiflung. Bei der erstern zeigt sich in der Stimme ein gewisses Erstarren und Hinsterben der Kraft, das dem Gemüthszustande analog ist *). Die letztere drückt sich aus, wie Zorn und Wuth **), wovon weiter unten geredet werden soll. Man tobt gegen sich selbst,

*) Z. B. wenn Pamina in der Zauberflöte singt: Ach ich fühls, es ist verschwunden, oder: Ja! des Jammers Maaß ist voll! Falscher Jüngling lebe wohl! u. s. w.

**) Z. B. Der Hölle Rache kocht in meinem Herzen, oder: Erwin, o schau, du wirst gerochen! in Reichardts Erwin und Elmire.

selbst, gleichsam, um sich zu vernichten, und sich dadurch dem gefürchteten Uebel zu entziehen. In beiden Fällen kann die Verzweiflung, dem Zeugnisse der Erfahrung zufolge, in ein Lachen ausbrechen, das nicht so leicht zu erklären seyn dürfte. Vielleicht aber ist dieses schreckliche Lachen weiter nichts, als eine bittre Ironie, womit man seinem Geschicke flucht, um wenigstens dadurch, weil man weiter nichts vermag, eine Art von süßer Rache zu nehmen, und so sein Gefühl ein wenig zu erleichtern. Diese Ironie würde dann derjenigen ähnlich seyn, die im gemeinen Leben nicht selten vorkömmt, wenn man durch Fluchen und Schimpfen sein Wohlgefallen und seinen Beifall bezeigt.

Der Schreck ist die plötzliche Furcht vor einer ganz unerwarteten Sache, als solcher. Wegen dieser Plötzlichkeit ist der Schreck äußerst gewaltsam (so daß er tödten kann); aber eben deswegen dauert er auch nur einen Augenblick, obgleich ein von ihm zurückbleibendes Gefühl der bloßen Furcht noch länger fortwähren kann. Der Ausdruck des Schreckens ist daher nichts anders, als der Ausdruck der Furcht, dadurch modificirt, daß er plötzlich entsteht *). Das Zittern des Körpers wird

ein

*) S. die Stelle in der Zauberflöte, wo Papageno und der Mohr sich zuerst erblicken.

ein heftiges Zucken, das Erbleichen des Gesichts eine Todtenbläße, das Zusammenkriechen des Körpers ein gewaltsames Zusammenfahren, das der Brust ein Kreischen oder ein heftig und äußerst kurz fortgestoßenes ha mechanisch auspreßt, das Wort erstarrt im Munde. Sobald der erste Augenblick des Schreckens vorüber ist, so bleiben im Ausdrucke die Symptome der Furcht zurück.

§. 173.

Stolz. Hochmuth. Demuth. Kriecherei.

Der Ton des Stolzes *) ist emphatisch, sehr voll (§. 121.), und voller Accente, um dem, was er sagt, das Ansehen von Größe und Wichtigkeit zu geben. Aus eben dem Grunde ist der Rhythmus feierlich, nach Verhältniß langsam und sehr abgemessen, und der Ton der Stimme bleibt meistentheils unter der mittlern Höhe, ohngefähr in der Tiefe, in welcher der Vokal o gewöhnlich ausgesprochen wird.

Der Hochmuth, der nicht blos, wie der Stolz, sich selbst erhebt, sondern zugleich auch andre herabsetzt,

*) S. Die Arie: Noch schaff ich Götterwerke, in dem Baum der Diana von Martin.

absetzt, mischt zu dem Vorigen noch mehr oder weniger von dem Tone der Verachtung (§. 166.).

Der Ausdruck der Demuth vermeidet alles, was Ansprüche zu machen, und sich das Ansehen von Größe und Wichtigkeit zu geben scheint. Ihr Ton ist unemphatisch, etwas dünn (§. 121.) und meistentheils accentlos. Die Bewegung der Töne ist zwar etwas langsamer als gewöhnlich, aber nicht feierlich und abgemessen, und der Ton bleibt größtentheils in der gewöhnlichen Höhe. Zugleich bemerkt man etwas von dem bittenden Tone (§. 169.) *), indem der Demüthige, im Gefühle seiner Unvollkommenheit, nicht auf Gerechtigkeit pocht, sondern zu der Güte seine Zuflucht nimmt.

Wenn der Ausdruck der Demuth übertrieben wird, so ist es der Ausdruck der Kriecherei. Denn die Kriecherei ist eine übermäßige Demuth, wodurch man sich selbst herabwürdigt oder verachtet.

§. 174.

Eitelkeit. Koketterie.

Die Eitelkeit und Koketterie, oder Gefallsucht, gehören beide in das eben beschriebene Geschlecht

*) Z. B. Sieh mich, Heilger, wie ich bin! in Reichardts Erwin und Elmire.

schlecht von Gemüthszuständen. Aber die eine sowohl als die andre ist ein Proteus, der seine Gestalt alle Augenblick ändert. Sie erscheinen bald so, bald anders, je nachdem sie auf diesem oder jenem Wege, durch diese oder jene Mittel ihre Befriedigung am besten zu finden hoffen. Daher lassen sich auch keine allgemeinen Regeln der Deklamation für diese Gemüthszustände angeben.

§. 175.

Scham. Frechheit.

Wer sich einer Sache schämt, der sucht sie zu verbergen oder zu bemänteln. Da aber die Sache schon am Tage liegt, und bemerkt ist (denn eher entsteht die Scham nicht); so geräth er in Verlegenheit, wie er es anzufangen habe. Diese Verlegenheit ist auch der hervorstechende Charakter in dem Ausdrucke, und zeigt sich in der Deklamation dadurch, daß die Worte ängstlich und oft etwas stotternd hervorgebracht werden, so daß man es fühlt, der Redende wisse selber nicht recht, was er in der Eil vorbringen solle. Sofern der Ton dreist ist, wo er schamhaft seyn sollte, ist er frech.

§. 176.

§. 176.

Wohlwollen. Zärtlichkeit. Liebe. Mitleiden.

durch eine Metonymie, welche das Zusammensetzende vertauscht, wird ein Ton freundlich genannt, wenn er so klingt, wie die Töne unsrer Stimme zu klingen pflegen, wenn wir mit freundlicher, lächelnder Miene reden. Vollkommen freundlich ist der Ton des Wohlwollens, aber dabei nicht tändelnd, sondern ernsthaft und ruhig, wie das Wohlwollen selbst, und überdem im hohen Grade unangehalten, wodurch sich das Bestreben nach außen (das Bestreben nämlich, dem andern wohl zu thun) ankündigt (§. 145.). Mozarts berühmte Arie: „In diesen heilgen Hallen" ist ein meisterhafter musikalischer Ausdruck des reinen, die ganze Menschheit umfassenden Wohlwollens.

Der Ton der Zärtlichkeit ist rein freundlich, wie der Ton des Wohlwollens, aber weniger ernsthaft, sondern er schwebt leichter und tändelnder dahin, hat eine gewisse Feinheit, die an das Lispelnde grenzt, und einen Anstrich vom Furchtsamen, weil die Zärtlichkeit bei jeder Kleinigkeit zu beleidigen fürchtet, indem sie es durch keine, auch nicht die mindeste, zu thun wünscht.

Der unvermischte deklamatorische Ausdruck der Liebe ist nichts anders, als der Ton des Wohlwollens, modificirt durch den Ton des Verlangens (§. 171.). Denn die Liebe enthält, außer dem Wohlwollen ein Verlangen nach Vereinigung mit dem geliebten Gegenstande. Sofern nun die Liebe zärtlich ist, ist auch ihr Ausdruck zärtlich, sofern sie von Hoffnung belebt wird, zeigt sich diese auch im Ausdrucke, sofern sie hoffnungslos ist, wird der Ausdruck auch dies darstellen: kurz, ihr Ausdruck wird verschiedentlich modificirt seyn, je nachdem die gegebnen Umstände verschieden sind, und er erhält seinen Hauptcharakter immer von dem Gemüthszustande, welcher der herrschende ist.

Der Ausdruck des Mitleidens ist aus dem Tone der Liebe und der Traurigkeit (§. 171.) zusammengesetzt, so, daß bald der letztere, bald der erstere hervorsticht, je nachdem der eine oder der andre Bestandtheil des Mitleidens im Gemüthe herrschend ist.

§. 177.

Das Hämische. Haß. Boshafte Schadenfreude.

Der hämische Ton, wenn unter dem Hämischen überhaupt das Gegentheil von dem Wohlwollenden verstanden wird, ist unfreundlich, und

hat

hat diejenige Art von Breite, welche entsteht, wenn der Mund etwas nach der einen Seite gezogen und die untere Kinnlade ein wenig zurück gedrückt, und dadurch auch die Kehle ein wenig zusammen gepreßt wird. Der Hämische schielt seinen Gegenstand heimtückisch von der Seite an, und durch eine Sympathie der Organe verzieht sich auch der Mund in diese Form, und man spricht aus dem Munde zur Seite heraus.

Der Haß redet nicht blos mit unfreundlichem Tone, sondern, so wie er den gehaßten Gegenstand gleichsam von sich zu stoßen gewaltsam strebt, so werden auch die Worte mit Heftigkeit, und mit vielen starken Accenten herausgestoßen, und zwar so, daß sie gleichsam herausplatzen, und eine nicht sehr entfernte Aehnlichkeit mit dem Gebelle der Hunde entsteht.

Die Schwester des Hasses, die boshafte Schadenfreude, zeigt im Ausdrucke einen doppelten Charakter. Der Ton der Stimme ist das Ideal von finsterer Unfreundlichkeit. Die Bewegung der Töne aber hat den Rhythmus der Freude. Dieser stellt die gefühlte Freude, jener das Böse in der Gesinnung dabei dar. Zugleich erhält der Ausdruck durch diesen Kontrast zwischen Ton und Rhythmus eine gewisse Wildheit, wie sie sich bei

der

der ausgedrückten, über alles verabscheuungswürdigen Leidenschaft selber findet. Reichardt hat den gesammten Ausdruck der boshaften Schadenfreude, in den bekannten Shakspearschen Hexenscenen unübertreflich erreicht.

§. 178.

Verspottung. Ironie.

Die Verspottung hat es mit der Verachtung gemein, daß sie sich in dem Tone ausdrückt, welcher durch das Naserümpfen entsteht, wie es §. 166. beschrieben ist. Nur ist der Ton nicht so ernst und tief, wie bei der Verachtung, sondern höher und munterer. Denn die Verspottung ist eine Art der Freude *).

Bei der spottenden Ironie wird überdem der Ton auf eine affektirte Art gedehnt: vielleicht, um das Spöttische im Tone recht fühlbar, oder vielleicht, um durch jene Widernatürlichkeit aufmerksam darauf zu machen, daß man das Gegentheil von dem meine, was die Worte sagen.

Wenn die Verspottung ihren Gegenstand als höchst geringschätzig behandeln (en bagatelle traktiren) will, so ist der Ton spitz und kurz abschnappend,

*) Baumg. Metaph. §. 506.

pend, oder das, was man einen schnippschen Ton nennt.

Wenn die Verspottung bitter und ernsthaft ist, so wird der Ton zugleich finster, und der Charakter der Freude zeigt sich hauptsächlich nur im Rhythmus, so daß durch diesen Kontrast eine gewisse Wildheit im Ausdrucke entsteht. Ueberaus vortreflich ist der bittere, höhnende Spott dargestellt in der Athalia von Schulz, in der Stelle gegen das Ende des zweiten Akts, wo eine spottende Sünderrotte redend eingeführt wird: „Wozu frommt euch diese rauhe Tugend?“ u. s. w.

§. 179.

Unwille. Verdruß. Aerger. Zorn. Wuth.

Unwille, Verdruß, Aerger, Zorn und Wuth haben es miteinander gemein, daß sie der Stimme einen rauhen, unfreundlichen Ton geben, und dem Rhythmus eine unsanfte, abgestoßne Bewegung. Aber jeder von diesen Affekten unterscheidet sich auch von dem andern durch etwas Eigenthümliches. Beim Unwillen hat der Ton Aehnlichkeit mit dem Brummen, weswegen man auch im gemeinen Leben von demjenigen, der seinen Unwillen worüber bezeigt hat, zu sagen pflegt: er habe darüber

über gebrummt. Der Unwille über etwas Albernes, oder Abgeschmacktes, zeigt sich auch durch ein gewisses Klatschen oder Schmatzen mit der Zunge, wobei die obere Fläche der Zunge an den Gaum gedrückt, und wieder davon weggeschnellt wird. Vielleicht ist dieser Ausdruck so zu erklären. Man macht die nämliche Bewegung mit der Zunge, wenn man Etwas recht genau kosten will, und besonders hörbar wird das erwähnte Schmatzen, wenn man etwas Geschmackloses sorgfältig kostet und anzeigen will, daß man es geschmacklos finde. Daher braucht man denselben Ausdruck, wenn man überhaupt anzeigen will, daß man etwas fade und abgeschmackt finde (daß man ihm gleichsam ganz und gar keinen Geschmack abgewinnen könne).

Der Verdruß (oder eigentlich, die Verdrießlichkeit) modificirt die Stimme dadurch, daß die Unterlippe anschwellt und herabhängt *), und (zumal, wenn sich, wie häufig geschieht, eine Art von

*) Hierauf gründet sich die platte Redensart des gemeinen Lebens, welche von demjenigen, der über uns verdrießlich (mit uns böse) ist, sagt: daß er mit uns maule, oder, daß er das Maul hängen lasse.

von Wehmuth mit einmischt), in welchem Falle auch der Ton etwas Weinerliches an sich hat.

Bei dem eigentlichen Aerger nähert sich der Ton dem Knarren und wird sehr kurz abgestoßen. Das letztere ist eine Folge von dem Bestreben, alles das, was Aerger verursacht, so schnell als möglich von sich wegzustoßen, und das erstere scheint sich darauf zu gründen, daß der Aerger die Kehle zusammenzieht, weswegen die Redensart: vor Aerger ersticken, sehr gewöhnlich ist. Auch scheint das Wort attrig, womit man im gemeinen Leben einen ärgerlichen Menschen bezeichnet, eine Malerei zu seyn, welche sich auf die beschriebene Beschaffenheit des Tones beim Aerger gründet.

Der reine Zorn, d. i. die bloße Betrübniß über eine empfangene Beleidigung, würde keine ausgezeichnete Eigenthümlichkeit im Ausdrucke haben, sondern sich wie die Betrübniß überhaupt ausdrücken. Aber er ist in der Regel, vielleicht immer, mit Rachbegierde gemischt, und in dieser seiner gewöhnlichen Gestalt hat er sehr auffallende Kennzeichen, vorzüglich zwar im Gebehrdenspiele, aber doch auch in der Deklamation. Der Ton der

Stimme

Stimme ist äußerst heftig, schneidend und kreischend, welches sich auf die Heftigkeit und das Uebelwollende der zum Grunde liegenden Begierde gründet. Er ist also eben so häßlich, als die Rachbegierde selbst und ihr Gebehrdenspiel. Ueberdem wird er noch dadurch modificirt, daß die Sprachorgane, besonders die Lippen, anschwellen, und vor Ungeduld zittern, und daß die Zähne öfters gewaltsam zusammengebissen und aneinander gerieben werden, wovon die Theorie des Gebehrdenspiels den Grund angeben muß, und worin die Redensart: vor Zorn knirschen, ihren Grund hat. Die Bewegung der Töne hat einen wilden, holperigten Rhythmus.

Wuth ist der höchste Grad des Zorns; und wenn also der Ausdruck des Zorns den höchsten Grad der Lebhaftigkeit und Stärke hat, so ist er der Ausdruck der Wuth.

§. 180.

Abscheu.

Reiner Abscheu vor einem Gegenstande drückt sich aus, wie der Eckel vor einer körperlichen, eckelhaften Sache. Man spricht in einem Tone, der, ganz oder beinahe, so klingt, wie der Ton, womit der Vokal å ausgesprochen wird. Ferner

sind die Töne hohl und zischend, weil sie hinten im Munde formirt werden, gleichsam, als wenn sie sich sträubten, hervorzukommen, und sich dem verabscheuten Gegenstande zu nähern, und weil die Kehle beinahe gänzlich verschlossen wird, indem der Abscheu alle Sinne zu verschließen strebt, um den Gegenstand nicht zu empfinden; und so, durch eine Sympathie, auch die Kehle sich verschließt. Ist der Abscheu mit einem andern Affekte gemischt, wie z. B. sehr häufig mit Unwillen, so wird natürlicherweise sein Ausdruck durch den Ausdruck dieses andern Affekts modificirt.

§. 181.

Neugierigkeit.

Die Neugierigkeit charakterisirt sich durch einen sehr lebhaft fragenden Ton (§. 152.): denn sie strebt, gleich dem Fragenden, etwas Neues zu erfahren, und erwartet mit großer Begierde, dieses Neue zu entdecken. Doch zeigt sich die gedachte Lebhaftigkeit des Fragetons hauptsächlich in der schnellen Bewegung. Denn stark oder hoch ist der Ton nicht, vielmehr wird er mit etwas tiefer und leiser Stimme gesprochen, damit er uns nicht hindere, das, worauf wir neugierig sind, recht genau zu hören und überhaupt wahrzunehmen. Der Ton

modi=

modificirt sich auch noch dadurch, daß man mit weit geöfnetem Munde spricht. Denn die Neugierigkeit strebt, alle Sinne so weit als möglich zu öfnen, und den Gegenstand recht genau aufzufassen, und durch die oft erwähnte Sympathie öfnet sich auch der Mund *).

§. 182.

Von der Idee eines deklamatorischen Zeichensystems.

Ein deklamatorisches Zeichensystem wäre ein Inbegriff von Zeichen, wodurch alle Modifikationen in dem Tone der Stimme und in der Bewegung der Töne (§. 112.) durchgängig bestimmt bezeichnet werden könnten, und worunter alle abgeleiteten Zeichen wesentliche wären. Ob man nun gleich auf diese letztere Bedingung noch keine Rücksicht genommen hat, ob sie gleich wie die allgemeine Zeichenlehre zeigt, nicht zu verabsäumen ist: so hat man doch schon Versuche gemacht, die Idee überhaupt zum Theil auszuführen. Wenn indessen diese Ausführung auch vollständig möglich ist (wie es denn, nach der Analogie mit der Musik zu schließen, wohl nicht zu bezweifeln

*) „Was stehst du da und sperrst das Maul auf!“ ist daher in der gemeinen Sprache ein Verweis! den man dem Neugierigen giebt.

zweifeln steht); so scheint es doch, daß sie mehr für den Theoretiker intressant, als für den ausübenden Künstler von sonderlichem Gebrauche seyn werde. Denn die Idee, den Deklamator die Höhe und Tiefe, Stärke und Schwäche, Langsamkeit und Geschwindigkeit u. s. w. der Töne bestimmt vorzuschreiben, ist 1) an sich unanwendbar bei allen Reden, worin nicht eine herrschende Empfindung zum Grunde liegt. Denn diese Reden haben weder einen so bestimmten Ton, noch auch einen so bestimmten Rhythmus, daß eine solche Vorschrift statt finden könnte. Daher auch die Musik in die nämlichen Grenzen eingeschlossen ist, die sie nicht ungestraft überschreiten darf. Sie kann nur solche Reden darstellen, die aus Empfindung entspringen. Die gedachte Idee ist aber 2) bedingt (in Rücksicht auf die menschliche Stimme) unanwendbar bei allen Reden überhaupt; wenigstens stellt sich ihr eine sehr große Schwierigkeit entgegen. Die menschlichen Stimmen sind nicht wie die Klaviere, die einmal einen bestimmten Umfang von Tönen enthalten, wo man die vorgeschriebenen höhern und tiefern Töne, die vorgeschriebnen Ausweichungen, Uebergänge, Sprünge, Bewegungen allemal auf einerlei Art willkührlich hervorbringen kann, und wo eben deshalb einerlei

Inter-

Intervalle immer einerlei Wirkung thun. Vielmehr hat die Stimme bei einem Menschen einen großen Umfang, bei dem andern einen geringen, bei dem einen geht sie leicht in merklich höhere oder tiefere Töne über, bei dem andern sehr schwer u. s. w., auch ist dies bei den verschiedenen Gemüths- und körperlichen Zuständen verschieden. Eine bestimmt vorgeschriebne Deklamation also, die für den einen leicht und natürlich wäre, würde für den andern holprigt und unnatürlich oder gar unmöglich seyn; ein Uebergang in einen vorgeschriebnen höhern Ton (eine Quinte z. B.), der den einen gar keine Anstrengung kostete, und bei ihm also noch gar kein Ausdruck von Feuer und großer Thätigkeit wäre, würde bei dem andern die fühlbarste Anstrengung erfodern, und also der kräftigste Ausdruck von angespannter Thätigkeit seyn.

Denkt man aber zu sagen: die Bezeichnung der Deklamation bei einer Rede, solle die Deklamation, nicht gleichsam auf Noten setzen, wie die Musik die ihrige; sondern nur überhaupt vorschreiben, was höher oder tiefer als das übrige, was stärker oder schwächer u. s. w. gesprochen werden müsse; so ist dagegen nichts zu erinnern. Aber dann ist es keine durchgängig bestimmte Bezeich-

zeichnung; (significatio omnimode definita), sondern nur eine bestimmte Bezeichnung im Allgemeinen, wie sie §. 158. gewünscht ist. An dieser müssen wir uns begnügen. Die Theorie giebt dem Künstler allgemeine Regeln; das Individuelle überläßt sie seinem Genie.

Des

Des zweiten Abschnitts
zweites Kapitel.
Von den Gebehrden.

Erste Abtheilung.
Von der absoluten Schönheit der Gebehrden.

§. 183.
Absolute und relative Schönheit der Gebehrden.

Diejenige Schönheit, welche den Gebehrden zukömmt, sofern man sie an sich betrachtet und also von dem Inhalte der Rede ganz absiehet, ist ihre absolute Schönheit; diejenige aber, die ihnen in Beziehung auf den Inhalt der Rede zukömmt, ihre relative.

§. 184.
Allgemeine Bedingungen der absoluten Schönheit der Gebehrden.

Die erste allgemeine Bedingung, wovon die absolute Schönheit der Gebehrden abhängt, ist ein wohlgestalteter Körper, der die Fertigkeit hat, die mannichfaltigsten Gebehrden mit Leichtigkeit

(§. 115.)

(§. 115.) hervorzubringen. Diese Fertigkeit setzt angeborne Anlage und Ausbildung derselben durch sorgfältige Uebung voraus; und ein wohlgestalteter Körper ist nöthig, weil das Anschauen der körperlichen Schönheit des Redenden das Wohlgefallen an allen seinen Stellungen und Bewegungen vermehrt; wogegen dieses Wohlgefallen durch das Anschauen körperlicher Häßlichkeit sehr vermindert, oder auch wol gänzlich gestört wird.

Anmerkung.

Uebungen in der Tanzkunst.

§. 185.

Fortsetzung.

Die andre allgemeine Bedingung, wovon die absolute Schönheit der Gebehrden abhängt, ist ein feines Gefühl, das alle, auch die unbemerkbaren, Modifikationen in den Stellungen und Bewegungen empfindet, verbunden mit einem zarten Geschmacke, der alles, was an diesen Modifikationen schön oder häßlich ist, zu beurtheilen, das erstere auszuwählen und das andre zu verwerfen, vermag.

§. 186.

Klarheit und Deutlichkeit der Gebehrden.

Alle Gebehrden müssen so bestimmt hervorgebracht werden, daß sie leicht bemerkt und von einander unterschieden werden können. Hierin besteht ihre Klarheit und Deutlichkeit, welche aus eben den Gründen nothwendig ist, wie bei den Gedanken und übrigen Ausdrücken.

§. 187.

Lebhaftigkeit der Gebehrden.

Die Gebehrden, womit man eine Rede begleitet, sind lebhaft, sofern sie mit einer angemessenen Kraft und Stärke hervorgebracht werden, indem dadurch die größere Thätigkeit und lebendige Theilnahme des Redenden anschaulich gemacht wird (§. 26. Anm. 1). Wenn es an dieser Lebhaftigkeit fehlt, so ist das Gebehrdenspiel matt; und heißt insbesondre schleppend, wenn ihm diejenige Lebhaftigkeit fehlt, die aus einer angemessenen Geschwindigkeit in den Bewegungen, und überhaupt in der Folge der Gebehrden entsteht. Sofern die einzelnen Bewegungen zu langsam geschehen, sind sie schläfrig. Der Grund, warum die Gebehrden lebhaft seyn müssen, erhellet, wie bei §. 120.

§. 188.

Reiz.

Das Reizende in den Bewegungen und Stellungen, wenn darunter das angenehme Materiale derselben verstanden wird, ist zwar, so wie der Wohlklang der Stimme bei der Deklamation (§. 121.), nicht unmittelbar selbst eine Schönheit des Gebehrdenspiels (§. 4. Anm. 1.); aber doch eine unerlaßliche Bedingung seiner Schönheit. Denn der Mangel desselben zerstört das Wohlgefallen an ihm oder vermindert es wenigstens beträchtlich. Aus diesem Grunde müssen also alle diejenigen Gebehrden in der Regel vermieden werden, die an sich einen widrigen sinnlichen Eindruck machen, ihre Form mag seyn, wie sie will, (z. B. einen schiefen Mund zu machen, mit den Augen zu blinzeln, geduckt da zu stehn, sich zu kratzen ꝛc.); ob es gleich Fälle geben kann, wo im Zusammenhange das Reizende höhern Regeln der Schönheit aufgeopfert werden muß, so wie die Deklamation oft genöthigt ist, den Wohlklang der Töne aufzuopfern, oder die Musik, Dissonanzen anzubringen.

§. 189.

§. 189.

Natürlichkeit der Gebehrden.

Da alles Unnatürliche das Wohlgefallen stören kann (§. 36.); so erfordert die absolute Schönheit der Gebehrden, daß sie, sofern sie blos als Bewegungen und Stellungen und noch nicht als Ausdrücke betrachtet werden, der Natur des redenden Subjekts gemäß seyen. Man muß ihnen also nichts Affektirtes, Gekünsteltes oder Gezwungenes anmerken. Dazu gehört unter andern, daß das Spiel der Hände völlig frei und leicht zu seyn scheint. Deshalb müssen auch die Hände, sofern sie in Bewegung sind, sich, der Regel nach, in der mittlern Höhe halten: sie müssen die Höhe der Schultern nicht merklich übersteigen, und nicht merklich unter die Gegend der Hüften herabsinken.

§. 190.

Anstand und Würde des Gebehrdenspiels.

Da Bewegungen und Stellungen an sich betrachtet, abgesehen von dem was dadurch ausgedrückt wird, weder moralisch gut noch böse seyn, noch auch dergleichen darstellen können: so kann auch das Gebehrdenspiel, an sich betrachtet, unmittelbar weder edel seyn, noch Anstand oder

Würde

Würde haben (§. 31. Anm.); mittelbar aber in sofern, als es Kultur zeigt, die der Sittlichkeit anständig ist und sie befördert. Aus diesem Grunde müssen alle Gebehrden vermieden werden, die einen Mangel an Kultur verrathen, alles Gemeine, Platte und Pöbelhafte in den Bewegungen und Stellungen.

In einer uneigentlichen Bedeutung wird dem Gebehrdenspiele auch alsdann Würde beigelegt, wenn es einen gewissen Ernst, eine gewisse Hoheit, ein gewisses imposantes Wesen an sich hat, das eine Art von Achtung einflößt, und sich am kenntlichsten macht in der Art und Weise, wie der Stolz sich zu gebehrden pflegt.

§. 192.

Grazie in den Gebehrden.

Bewegungen und Stellungen des menschlichen Körpers oder einzelner Theile desselben sind vorzüglich der Sitz der Grazie (§. 125.), die sich hier durch eben die Eigenschaften kenntlich macht, wie in der Deklamation. Nichts stehet ihr mehr entgegen, als das Steife und Maschinenartige, wie z. B. wenn man die Hände oft in gerader Linie bewegt, oder ihre Bewegungen unter gradlinichten

Winkeln

Winkeln verbindet. Krummlinichte Bewegungen sind daher, zwar nicht immer, aber doch in der Regel die schönsten; ob sie gleich bald mehr bald weniger von der geraden Linie abweichen werden, je nachdem der Grad ihrer Lebhaftigkeit, die Natur des Redenden (sein Temperament, die Gelenkigkeit seines Körpers ꝛc.), und die gegebnen Umstände verschieden sind; aus welchem Grunde auch keine bestimmte krumme Linie (wie etwa die Hogarthsche Schönheitslinie) geradehin für die schönste Form der Bewegungen ausgegeben werden kann.

§. 192.

Das Fließende des Gebehrdenspiels.

Das Gebehrdenspiel ist fließend, sofern die Gebehrden mit bemerkbarer Leichtigkeit auf einander folgen. Diese Schönheit (die aber nicht selten andern Schönheiten aufgeopfert werden muß) erfordert also, daß theils bei keiner einzelnen Stellung oder Bewegung, theils auch bei keinem Uebergange von der einen zur andern eine fühlbare Anstrengung wahrgenommen werde.

§. 193.

Mannichfaltigkeit und Einheit.

Sofern man nicht sowohl auf die einzelnen Theile einer Rede siehet, als vielmehr die Rede als ein Ganzes betrachtet, so ist das allgemeinste Gesetz für die absolute Schönheit des sie begleitenden Gebehrdenspiels dieses: in den Stellungen und Bewegungen muß Mannichfaltigkeit und Einheit seyn (vergl. §. 81.).

Die Mannichfaltigkeit erfordert: 1) daß Bewegungen und Stellungen von verschiedener Art mit einander abwechseln, 2) daß sie auf verschiedene Art abwechseln 3) daß die Grade der Geschwindigkeit in ihrer Folge und 4) daß eben so die Grade ihrer Stärke verschiedentlich abwechseln.

Wenn es an dieser Mannichfaltigkeit fehlt, so wird das Gebehrdenspiel einförmig. Die Gründe aber, warum dieses vermieden und jene befördert werden muß, sind denen bei §. 127. völlig ähnlich.

§. 194.

Fortsetzung.

Aller dieser Mannichfaltigkeit ungeachtet muß doch 1) die herrschende Art der Gebehrden und

ihrer

ihrer Abwechselungen bei einer Rede durchgängig einerlei bleiben; (von welcher Art sie seyn müssen? wird durch den Inhalt der Rede bestimmt, und ist eine Frage, welche die Theorie der absoluten Schönheit nichts angeht). Das Gebehrdenspiel muß, wie die Deklamation (§. 128.) gleichsam in Einem Tone, und bei einerlei Thema bleiben; dergestalt, daß einerlei Theile der Rede mit einerlei, ähnliche mit ähnlichen, Gebehrden begleitet werden. Hierin besteht die Eumetrie des Gebehrdenspiels. Auch folgt aus dieser Einheit noch, daß die zugleich seyenden Gebehrden einstimmig seyn, oder zu einander passen müssen, (so daß z. B. eine leutselige, bittende Miene nicht von einer geballten, drohenden Faust begleitet werde; oder die Hand ruhig im Busen stecke, wenn der Fuß wütend auf den Boden stampft), welches man die Harmonie des Gebehrdenspiels nennen kann *).

2) Bei jeder Rede muß der herrschende Grad der Geschwindigkeit und Stärke in dem Gebehrdenspiele einerlei seyn; so daß beide, Geschwindigkeit und Stärke, zu allen Theilen der Rede in einerlei

*). S. Engels Min. Br. XXIV.

nerlei Verhältnisse bleiben. Hierin besteht die Symmetrie des Gebehrdenspiels.

Hieraus siehet man, wie sehr diejenigen irren, die mit dem Gebehrdenspiele beständig abwechseln zu müssen glauben, wenn auch die vorzutragenden Gedanken einerlei oder ähnlich sind; wie es z. B. Schauspieler giebt, die, bei wiederholter Aufführung eines Stücks, bei den nämlichen Scenen immer ein neues Gebehrdenspiel anbringen zu müssen, und dadurch ihre Kunst recht zeigen zu können glauben. Dieser Irrthum ist um so verwerflicher, da doch jedesmal nur Ein Gebehrdenspiel das schönste seyn kann.

Zweite Abtheilung.

Von der relativen Schönheit der Gebehrden.

§. 195.

Allgemeines Gesetz für die relative Schönheit der Gebehrden.

Wenn die Gebehrden überhaupt relative Schönheit haben sollen; so müssen sie zu dem, was die Gedanken und Ausdrücke der Rede bewirken sollen, so viel als möglich mitwirken; am allerwenigsten

aber

aber dürfen sie so beschaffen seyn, daß sie diese Wirkung ganz oder zum Theil verhindern, welches eben so wie §. 129. erhellet. Das allgemeine Gesetz für die relative Schönheit des Gebehrdenspiels ist also dieses: Alle Gebehrden müssen mit den Gedanken und Ausdrücken der Rede so viel als möglich zusammenstimmen.

§. 196.

Folgesatz.

Wenn aber die Gebehrden mit den Gedanken und Ausdrücken der Rede zusammenstimmen sollen; so müssen sie auch mit der Natur des Redenden, unter den gegebnen Umständen übereinstimmen; welches eben so zu verstehen ist, und aus eben dem Grunde erhellet, wie §. 130. Also alle schönen Gebehrden müssen (subjektiv) natürlich seyn (§. 36.). Sie sind also insofern immer natürliche Ausdrücke (§. 9,) nämlich natürliche Zeichen von einem gegebnen Zustande des Redenden.

Anmerkung.

Es gilt auch hier wieder, was §. 130. Anm. erinnert ist.

§. 197.

Objektive und subjektive Semiotik des Gebehrdenspiels.

Unter den Zeichen, oder (§. 196.) Ausdrücken, welche das Gebehrdenspiel enthält, bezeichnen einige zunächst etwas Objektives, andre zunächst etwas Subjektives, das in dem redenden Subjekte ist. Die erstern können objektive, die letztern subjektive Gebehrden heißen. Die Lehre von den Zeichen in dem Gebehrdenspiele heiße überhaupt die Semiotik des Gebehrdenspiels. Sie enthält zwei Theile: 1) die objektive Semiotik des Gebehrdenspiels, welche von den objektiven Gebehrden handelt, und 2) die subjektive Semiotik des Gebehrdenspiels, welche die subjektiven Gebehrden betrachtet.

Erster Absatz.

Objektive Semiotik des Gebehrdenspiels.

§. 198.

Malende Gebehrden.

Die objektiven Gebehrden (§. 197.) nennt man vorzugsweise malende, obgleich dieser Name auch

auf

auf viele subjektive paßt, indem sich das Subjektive zum Theil, durch die Gebehrden, eben so gut malen läßt als das Objektive.

§. 199.

Materei solcher sinnlichen Objekte, die Stellungen oder Bewegungen sind.

Unmittelbar können die Gebehrden nur sichtbare Objekte, und unter diesen, nur Stellungen und Bewegungen nachahmen. Diese sind also auch die eigentlichen Objekte für die Materei des Gebehrdenspiels. Gebehrden, worin dergleichen Objekte nachgeahmt werden, sind eine metaphorische Materei, dergleichen z. B. entsteht, wenn jemand von dem Betragen eines stolzen Mannes erzählt und dabei die Stellung eines Stolzen annimmt, oder, wenn er bei der Beschreibung eines schwankenden Schiffes mit dem Kopfe hin und her schwankt. Liegt nun die Nachahmung in dem Materiellen der Gebehrden, so ist die Metapher materiell, liegt sie aber in dem Formellen der Gebehrden, so ist dieselbe formell.

§. 200.

§. 200.

Malerei solcher sinnlichen Objekte, die keine Bewegungen und Stellungen sind.

a. Metaphorische.

Da das Materielle der Gebehrden denjenigen sinnlichen Objekten, die keine Bewegungen und Stellungen sind, nicht bemerkbar ähnlich, sondern davon specifisch verschieden ist; so hat das Gebehrdenspiel keine materiellen Metaphern, wodurch dergleichen Gegenstände gemalt werden könnten. Wohl aber formelle. Denn das Formale einer Gebehrde, oder eines Inbegriffs von mehreren, kann Objekten von gedachter Art ähnlich seyn, und zu einer anschaulichen Darstellung derselben dienen. Wenn man von einer schlechten Musik sagt, daß darin allerlei Instrumente verworren durcheinander getönt haben, und dabei verworrene Bewegungen mit den Händen macht; oder wenn man von einem großen Gebäude redet und dabei die Hand hoch in die Höhe bewegt, oder einen weiten Umfang damit beschreibt: so sind das formelle Metaphern von gedachter Art.

§. 201.

b. Metonymische.

Wenn der sinnliche Eindruck eines Objekts, das keine Bewegung oder Stellung ist, dem sinnlichen

lichen Eindrucke einer Bewegung oder Stellung ähnlich ist (vergl. §. 135); so kann das Gebehrdenspiel die letztere nachahmen, und ihren Eindruck durch Nachahmung hervorbringen. Dadurch wird dann zugleich der Eindruck des erstern Objekts, vermittelst besagter Aehnlichkeit, nachgeahmt, und also dieses Objekt selbst gemalt, durch eine Metonymie (§. 51.), welche die Ursache mit der Wirkung vertauscht. Sanfte Töne machen einen ähnlichen Eindruck aufs Gehör, als eine sanfte Miene, oder sanfte Bewegungen, aufs Gesicht. Wer also den süßen, sanften Ton einer Flöte lobt, und dabei eine sanft freundliche Miene annimmt, oder seine Worte mit sanften Bewegungen begleitet, der macht eine metonymische Malerei des Gebehrdenspiels von der beschribenen Art.

Es hat aber das Gebehrdenspiel auch noch metonymische Malereien von andrer Art für solche Objekte, die keine Stellungen oder Bewegungen sind. Statt der Objekte selbst, die eigentlich bezeichnet werden sollen, werden andre gemalt, die mit jenen zusammen, oder überhaupt natürlich mit ihnen vergesellschaftet sind. Das geschieht z. B. wenn man bei der Beschreibung der außerordentlich dicken Gestalt eines Menschen, den Gang nachahmt, den dergleichen Personen zu haben pflegen.

§. 202.

Malerei des Unsinnlichen.

1) Wenn das Unsinnliche einem sinnlichen Objekte ähnlich ist (vergl. §. 136.), und das letztere durch ein Gebehrdenspiel nachgeahmt werden kann; so wird dadurch mittelbar auch das erstere gemalt. Diese Malerei ist dann metaphorisch. Wenn ich unwillig ausrufe: „Dieser Treulose hat das Band der Freundschaft zerrissen!" und dabei eine Bewegung mit den Händen mache, als wenn ich etwas entzweirisse; so ist das ein metaphorisches Gebehrdenspiel von der beschriebnen Art.

2) Besonders kann die Succession der Veränderungen unsinnlicher Objekte der Folge der Veränderungen sinnlicher Gegenstände ähnlich seyn, und also durch die Art der Succession in dem Gebehrdenspiele nachgeahmt werden. Das giebt ebenfalls eine metaphorische Malerei des Unsinnlichen; wie etwa, wenn ich von jemanden sage, daß in seiner Seele ein Gedanke den andern verdrängt, und tausend Wünsche sich durchkreuzt haben, und bei dem erstern Satze eine Bewegung mit der Hand mache, als wenn ich etwas fortschieben wollte, und bei dem andern mehrere Bewegungen, die sich einander durchkreuzen.

3) Oft

3) Oft ist mit dem Unsinnlichen etwas Sinnliches zusammen, oder natürlich vergesellschaftet, das sich durch Gebehrden bezeichnen läßt. Dadurch wird dann jenes Unsinnliche metonymisch vorstellig gemacht; wie z. B. wenn ich von der spöttischen Gesinnung eines Menschen rede, und dabei die Mienen nachahme, die ein Spöttischer zu machen pflegt.

§. 203.

Gesetz der malenden Gebehrden.

Jede malende Gebehrde muß ein natürlicher Ausdruck seyn (§. 196).

Anmerkung.

Alles, was §. 138. von der malenden Deklamation gesagt ist, gilt, mit gehöriger Anwendung auch hier. Der Redner hat also vorzüglich darauf zu sehen, daß er sich keine malenden Gebehrden erlaube, die dem subjektiv Natürlichen entgegen sind. So wäre es eine ungereimte Malerei, wenn jemand die Ramlersche Ode:

Gebt mir den königlichen Rebensaft,
— — — — —
Der meiner Seele neue Flügel
Und einen kühnern Taumel schaft!

deklamirte, und bei dem Worte Flügel die Arme wie Flügel ausbreitete und bewegte, und bei dem Worte Taumel mit dem Kopfe taumelte.

Zweiter Absatz.

Subjektive Semiotik des Gebehrdenspiels.

§. 204.

Zustände der Ruhe und der Thätigkeit. Kontemplative und pathologische Zustände.

Die Theorie des Gebehrdenspiels hat die Zustände der Ruhe von den Zuständen der Thätigkeit, und unter den letztern die kontemplativen von den pathologischen zu unterscheiden, aus eben den Gründen und in eben der Bedeutung, wie die Theorie der Deklamation (§. 139. §. 140.).

§. 205.

Ausdruck der Unthätigkeit.

So wie sich die habituelle Spannkraft und Munterkeit der Gemüthskräfte, und der Mangel derselben, in der Stimme zu erkennen geben (§. 141.), so charakterisiren sie sich auch auf eine ähnliche Art in dem Gebehrdenspiele. Jene durch eine habituelle Energie und Lebhaftigkeit, diese durch

eine

eine habituelle Schlaffheit und Trägheit aller Bewegungen und aller Gebehrden überhaupt. Das nämliche zeigt sich auch in einzelnen Zuständen. Die gänzliche Unthätigkeit der Gemüthskräfte kündigt sich an durch eine gänzliche Ruhe der körperlichen Kräfte, also durch die Abwesenheit aller Bewegungen und aller Stellungen, die eine bemerkbare Thätigkeit der körperlichen Kräfte erfordern. Hiezu gehört, wenn der Ausdruck vollkommen seyn soll, die liegende Stellung des ganzen Körpers, weil in dieser Lage alle körperlichen Kräfte am meisten in Ruhe seyn können. Das aufrecht Sitzen giebt schon mehr Thätigkeit derselben zu erkennen, das Stehen noch mehr und das Gehen noch mehr.

§. 206.

Fortsetzung.

Wenn die Unthätigkeit der Gemüthskräfte zwar nicht mehr den höchsten, aber doch den nächstfolgenden Grad hat; so offenbart sie sich durch den Mangel aller Gebehrden, die eine bemerkbare Anstrengung verrathen. Die Stellung des ganzen Körpers ist schlaff und nachlässig, die Mienen sind einförmig und weichen von den habituellen selten und nicht auffallend ab; die Bewegun-

gen

gen sind eben so einförmig, schleichen langsam dahin und werden durch häufige Ruhepunkte unterbrochen. Je mehr sich nun die Gemüthskräfte der Thätigkeit nähern, desto mehr Leben zeigt sich auch in dem Gebehrdenspiele. Wer in gänzlicher Unthätigkeit, mit ausgestreckten Armen und Beinen dalag, wird, wenn ihm irgend ein Gegenstand auffällt und seine Aufmerksamkeit nach und nach immer mehr reizt, zuerst den Kopf aufrichten, ihn aber noch auf dem untergestützten Arme ruhen lassen. Hiernächst läßt er diese Stütze fahren und hält den Kopf allein etwas weiter in die Höhe, hierauf richtet er sich so weit auf, daß er in die sitzende Stellung kömmt, bald nachher zieht er die Füße nach sich (um sich zum Aufstehen zu bereiten), stützet alsdann eine oder beide Hände auf seinen Sitz (um sich aufzuhelfen), stehet endlich auf und setzt zuletzt sich in Bewegung.

Bei allen diesen Veränderungen nimmt auch in dem Mienenspiele das Leben gleichförmig zu. Die schlaffen Muskeln werden nach und nach mehr angespannt, das Auge wird aufgeschlagen und nach und nach mehr erweitert.

Auch bei der stehenden Stellung kündigt sich die Unthätigkeit, und der allmähliche Uebergang zur Thätigkeit auf eine ähnliche Art an. Wer

einem gleichgültigen Gespräche zuhört und dabei völlige Langeweile empfindet, der stehet da mit etwas eingesunknen, wenigstens nicht straff angezognen Knien; die Hände sind auf den Rücken gelegt, (eine Lage, welche sie von der Thätigkeit am weitesten entfernt); der Leib ist ein wenig zusammengefallen, der Kopf etwas gesenkt und das Auge halb verschlossen. Wenn sich die Langeweile nach und nach vermindert; so wird zuerst das eine Knie straff angezogen, wenn auch der andre Fuß in völliger Ruhe bleibt, die Arme werden vor der Brust über einander geschlagen (wo sie der Thätigkeit schon näher sind), und das Auge mehr geöffnet. Noch etwas mehr Thätigkeit kündigt es an, wenn man die Hände zusammenlegt, mit den Fingern ein leichtes Spiel treibt, auf beiden Füßen völlig aufrecht steht, den Kopf in die Höhe richtet und das Auge vollkommen aufschließt.

Bei allen diesen, so wie überhaupt bei allen ähnlichen Wahrheiten versteht es sich, daß die angedeuteten Züge, bald stärker, bald schwächer, bald so, bald ein wenig anders modificirt, erscheinen werden, je nachdem die individuelle Beschaffenheit des Subjekts verschieden ist. Der feurige Sanguiniker wird, auch wenn er in der größten Unthätigkeit dasteht, seine Knien nicht so schlod-

schloddern lassen, als der träge Phlegmatische, und dieser, wenn die Aufmerksamkeit gereizt wird, das Auge nicht so schnell aufschlagen und den Kopf nicht so hastig aufrichten als jener. Indessen bleiben die wesentlichen Charaktere immer die nämlichen.

§. 207.

Ausdruck des höchsten Grades von Thätigkeit der Gemüthskräfte.

Der höchste Grad von Thätigkeit der Gemüthskräfte zeigt sich in dem Gebehrdenspiele auf eine ähnliche Art, wie in der Deklamation, nämlich durch eine gänzliche Bewegungslosigkeit *). Aber diese Bewegungslosigkeit ist nicht die schlaffe Ruhe, die sich bei der Unthätigkeit zeigt (§ 205.), sondern entsteht aus einer, in allen Muskeln sichtbaren, überspannten Anstrengung der körperlichen Kraft, die in ein bewegungsloses Hinstarren übergeht in dem Augenblicke, wo die Thätigkeit der Gemüthskrafte den höchsten Grad erreicht, und zwar aus dem nämlichen Grunde, weswegen, in dem gesetzten Zustande, die Rede verstummt (§. 143.). Der höchste Grad einer Leidenschaft ist vor-

*) Der gemeine Sprachgebrauch deutet dies an durch Ausdrücke, wie diese: „Vor Zorn steif und starr werden; ganz versteinert seyn vor Verwundrung u. s. w.

vorzüglich geschickt, diese Erscheinung hervorzubringen.

§. 208.

Fortsetzung.

Wenn die Thätigkeit der Gemüthskräfte nicht mehr den höchsten, aber doch den nächstfolgenden Grad hat; so ist das Gebehrdenspiel in heftiger Bewegung. Zwar sind die Bewegungen nicht merklich zusammengesetzt und zusammenhängend, noch weniger künstlich verbunden, sondern einfach, abgebrochen und naiv; aber die ganze Spannkraft der Seele wird sich in ihnen lebendig darstellen. Beschaffenheit, Stärke und Geschwindigkeit derselben wechseln mannichfaltig ab, und überhaupt sind alle Gebehrden, Bewegungen und Stellungen, so lebhaft und anschaulich, als es die Natur des gegebnen Subjekts verstattet. Selbst alsdann ist dieser hohe Grad von Thätigkeit nicht zu verkennen, wenn die Seele in sich gekehrt ist und also den Körper verhältnißmäßig weniger in Thätigkeit setzt, als wenn ihre Wirksamkeit nach außen gerichtet ist. Das Unzusammenhängende der Bewegungen zeigt sich in dem Mangel des Fließenden (§. 192.).

§. 209.

Unterschied in dem Ausdrucke kontemplativer und pathologischer Zustände überhaupt.

Bei dem Ausdrucke kontemplativer Zustände ist das Gebehrdenspiel mehr angehalten, bei dem Ausdrucke pathologischer Zustände mehr unangehalten, beides in eben der Bedeutung, und aus eben dem Grunde, wie §. 145. Um sich diesen Unterschied anschaulich zu machen, vergleiche man z. B. das Gebehrdenspiel eines Menschen, der, nach völlig gestilltem Appetit, eine wohl zubereitete Speise ansieht, und über ihre Beschaffenheit und ihren Einfluß auf die Gesundheit ganz ruhig redet, mit dem Gebehrdenspiele des Hungrigen, der gierig nach der Schüssel hineilt, um sobald als möglich zu genießen. Bei dem letztern streben alle Gebehrden sichtbar nach außen. Vorwärts eilen die Hände, vorwärts biegt sich der Körper, strebt insbesondre der Kopf, und das Auge fliegt dem begehrten Gegenstande zu und bleibt auf ihn geheftet. Dies alles ist bei dem Gebehrdenspiele des erstern nicht der Fall.

§. 210.

§. 210.

Allgemeiner Unterschied zwischen dem Ausdrucke der Gedanken des Verstandes und dem der sinnlichen Vorstellungen.

Je mehr die Seele bloß mit abstrakten Gedanken des Verstandes beschäftigt ist, desto mehr nähern sich die Gebehrden der völligen Ruhe, und entfernen sich um so mehr davon, je mehr sinnliche Vorstellungen im Gemüthe herrschend sind. Der Grund hievon ist der nämliche, der eine ähnliche Erscheinung bei der Deklamation bewirkt (§. 146).

Da das Denken, einem sinnlichen Scheine nach, im Kopfe geschieht; so deuten auch die Gebehrden hierauf hin, wenn wir uns im Zustande des Nachdenkens befinden. Wir halten die Hand ans Kinn und lassen den Kopf darauf ruhen, oder wir neigen ihn, beim Sitzen, zur Seite und stemmen den Arm unter, beides, um den von Gedanken schweren Kopf zu unterstützen, oder, um ihn in eine bequeme Ruhe zu versetzen, damit er desto ungestörter innerlich arbeiten könne. Eben den Sinn hat es gewöhnlich, wenn man beim Nachdenken den Finger an die Nase legt *). Man will

*) Zuweilen ist diese Gebehrde freilich auch anders zu erklären. Wenn z. B. der Horchende den Finger an die Nase legt, so geschieht das, um Mund und Nase zu verschließen,

will den Kopf darauf ruhen lassen. Deswegen wird auch diese Gebehrde, bei dem gedachten Zustande, nur alsdann gemacht, wenn sich der Kopf vorwärts niederbeugt. Auf eine ähnliche Art ist es zu erklären, wenn man die flache Hand vor die Stirn hält, ob dies gleich auch geschehen kann, um die Augen zu bedecken, damit man durch keine äußern Eindrücke gestört werde.

Uebrigens ist im nachdenkenden Zustande die Stellung des Körpers ruhig und nachlässig, allenfalls ein leichtes Spiel mit den Fingern, am Kinn, am Munde, oder an einem Theile der Kleidung; das Auge wird, wenn nicht die Betrachtung auf ein äußerliches Objekt gerichtet ist, halb verschlossen und auf einen Punkt unverwandt geheftet, jedoch so, daß es auch diesen Punkt nicht anzusehen, sondern in sich selbst gekehrt zu seyn scheint; die Füße nehmen ihre Sellung so, daß der Körper bequem ruhet, die Arme liegen übereinander geschlagen vor der Brust, oder man stehet da mit zusammengeschlagnen oder gefalteten Händen. Nicht

selten

damit das Reden und die hörbaren Athemzüge verhindert werden, indem er dadurch gestört werden könnte. Vielleicht will er auch (die Bewegung des Fingers geschieht immer von unten herauf) das Augenlied in die Höhe schieben, um das Auge desto weiter zu öffnen. (§. 164). Anders erklärt Engel eine völlig ähnliche Gebehrde in seiner vortreflichen Mimik B. II. S. 134.

selten wird auch der Kopf ein wenig rückwärts gebogen und das Auge so in die Höhe geschlagen, daß es in die Luft sieht, damit man von allen Dingen um sich her gänzlich abstrahire, und in seinem Nachdenken durch keinen Eindruck von ihnen gestört werde.

§. 211.

Leichte und schwierige Entwickelung der Gedanken.

Wenn eine Reihe von Gedanken leicht und ohne Anstoß auf einander folgen; so ist auch die Succession der begleitenden Stellungen und Bewegungen fließend (§. 192). Das Gegentheil zeigt sich, wenn sich die Gedanken mit Schwierigkeit entwickeln. Denn, wenn die Seele viele saure Mühe anwenden muß, eine gesuchte Vorstellung zu finden, oder sie klar und deutlich zu machen, mithin bei derselben auch lange aufgehalten wird; so zeigt sich auch ein Aufenthalt, eine Stockung in dem Gebehrdenspiele, so wie sich in demselben auch das mühsame Suchen, und die angestrengte Thätigkeit anschaulich darstellt. Wenn uns in einer Reihe leichter Gedanken plötzlich eine schwierige Idee aufstößt, so steht die Hand, die eben in einer Bewegung begriffen war, plötzlich still, (so wie wir, bei einer solchen Situation, im Selbstgesprä-

Wart! stille! halt! u. dgl. auszurufen pflegen) und bleibt in der Stellung, worin sie sich in diesem Augenblicke befindet, oder bewegt sich ganz langsam nach der Stirn, oder sonst in eine Lage, die sich zu der nachdenkenden Stellung schickt (§. 210.). War man im Herumgehen begriffen, so steht man plötzlich still, bleibt eine Weile und geht wieder fort, aber unruhig, schwerfällig und in veränderter Richtung, gleichsam, als wenn man die gesuchte Idee auf einem andern Wege zu finden trachtete. Auf eine ähnliche Art steht dann das Auge plötzlich bei einem Punkte still, ändert aber öfters seinen Gesichtspunkt und wird bald gen Himmel gerichtet, bald zur Erde niedergeschlagen. Nicht selten wird die Stirn gerieben, oder mit der flachen Hand daran geklopft, gleichsam, als wenn man die festsitzende Idee losmachen wollte. Diese Gebehrde ist besonders gewöhnlich, wenn man sich worauf besinnen will, weil uns hier ein dunkles Gefühl sagt, daß die gesuchte Vorstellung wirklich in der Seele sey und nur nicht vor den Spiegel des Bewustseyns treten wolle.

Wenn es der Seele im höchsten Grade sauer wird, eine gewisse Vorstellung hervorzubringen, oder klar zu machen; so nähern sich die Gebehrden, besonders die Mienen, denjenigen, die sich bei kör-

per-

perlichem Schmerze zeigen. Die Stirn wird einwärts, zwischen den Augen vorzüglich, gefaltet, der Mund etwas in die Breite und die Oberlippe etwas in die Höhe gezogen, so daß die obere Reihe der Zähne ein wenig entblößt wird, und die physiognomische Hauptlinie, die von dem Ende der Nase bis an den Mund geht, auffallend stark erscheint.

Sobald sich die schwierige Idee aufklärt, verschwindet alles Schwerfällige, aller Anstoß, alle sichtbare Anstrengung in den Stellungen und Bewegungen. Das Gebehrdenspiel wird munterer, wie die Stimmung des Gemüths durch das Vergnügen über die gemachte Entdeckung; der Körper, besonders der Kopf, richtet sich auf, und die Hand macht eine Bewegung in die Höhe, nach der Analogie mit dem innern Gefühle, indem sich die Seele über die besiegte Schwierigkeit erhoben fühlt; endlich geschehen die Bewegungen, in dem ersten Augenblicke nach der gemachten Entdeckung, etwas hastig, ja! es biegt sich auch wol der ganze Körper vorwärts, um gleichsam der gefundenen Idee zuzueilen, daß sie nicht wieder entwische.

§. 212.

Gewißheit und Ungewißheit in den Gedanken.

Wenn die vorgetragnen Gedanken mit vollkommner Gewißheit, in dem Gefühle einer festen Ueberzeugung gesagt werden; so hat auch das Gebehrdenspiel 1) eine gewisse Präcision und Festigkeit, die dem innern Zustande analog ist. Dahin gehört z. B. die senkrechte Stellung des Körpers, (welche ein Zeichen von Festigkeit ist), ein perpendikulärer, rascher Schlag mit der Hand, ein Schlag mit der flachen Hand gegen das Herz, als den scheinbaren Sitz des Gefühls der Ueberzeugung, ein festes Auftreten mit dem Fuße beim Herumgehen und dergleichen: 2) zeigt sich in dem Gebehrdenspiele ein gewisser Nachdruck und eine gewisse Dreistigkeit, welche anzeigen, daß man die vorgetragnen Gedanken einem jeden ganz klar vorzulegen sich getraue, und keinen Zweifel dagegen fürchte. Dieser Charakter zeigt sich besonders im Auge, welches sich weit aufthut, und den Zuhörer frei und unverwandt ansieht; ingleichen durch solche Bewegungen mit der Hand, wodurch man die Sache, wovon man redet, dem Zuhörer gleichsam hinzeigt, und seine Augen darauf lenkt, z. B. durch ein öfteres Hinweisen der flachen Hand,

und

und Hindeuten mit dem Zeigefinger. Beide Eigenschaften des Gebehrdenspiels nehmen ab, so wie die Gewißheit sich vermindert. Bei völliger Ungewißheit sind die Gebehrden unbestimmt und schwankend, angefangne Bewegungen werden oft nur halb vollendet, oft schlüpfen sie eiligst dahin, als wenn sie sich fürchteten, das Gesagte klar und anschaulich zu machen, man geht unruhig und mit unsicherm Schritte bald hiehin, bald dahin, das Auge irrt von einer Seite zur andern und sieht den Zuhörer mit flüchtigem Blicke oder von der Seite an. Die nämliche Erscheinung zeigt sich auch alsdann, wenn man nicht redet, sondern das Gemüth nur für sich von Zweifeln heftig beunruhigt wird, und zwischen mehrern Meinungen hin und her schwankt, ungewiß, welche es ergreifen solle.

§. 213.

Mimischer Accent. Gebrauch desselben.

Unter einem mimischen Accente ist jede Modifikation einer Gebehrde zu verstehen, wodurch dieselbe vor den übrigen bemerkbar ausgezeichnet wird. Der Gebrauch desselben entsteht aus denselben Gründen, und hat den nämlichen Zweck, wie der Gebrauch des deklamatorischen Accents (§. 149.).

§. 214.

§. 214.

Verschiedne Arten des mimischen Accents.

Es giebt vier verschiedne Arten des mimischen Accents, die den vier Arten des deklamatorischen (§. 150.) analog sind. Das Gebehrdenspiel hat nämlich 1) einen melodischen Accent, welcher darin besteht, wenn die Stellungen oder Bewegungen sich bemerkbar erheben, oder bemerkbar herabsinken, wo er dann im ersten Falle der steigende, im andern der fallende Accent heißen kann. Wenn sich, bei einem Ausrufe der Bewunderung, der Kopf merklich in die Höhe richtet, und die ausgebreiteten Hände bis über den Kopf emporsteigen; oder, wenn bei der Erwähnung einer verächtlichen, geringfügigen Kleinigkeit, der Kopf sich gegen die Erde neigt, und die Hände bis unter die Hüften herabsinken; so hat man im ersten Falle einen steigenden, im andern einen fallenden, melodischen Accent des Gebehrdenspiels. 2) Die zweite Art des mimischen Accents ist der harmonische. Es entsteht aber ein solcher Accent, wenn man ein Wort oder einen Satz mit Gebehrden begleitet, die von ganz andrer Art sind, als die übrigen, wie z. B. wenn man mit einemmale rauhe, unfreundliche Gebehrden eintreten läßt, da die übrigen sanft und freundlich waren. 3) Die dritte Art des

mimi-

mimischen Accents ist der intensive, welcher darin besteht, daß man einer Gebehrde eine merklich größere Lebhaftigkeit und Stärke giebt, als den übrigen. Endlich 4) die vierte Art ist der protensive Accent. Dieser zeigt sich darin, wenn man einer Gebehrde eine verhältnißmäßig längere Dauer giebt als den übrigen.

Anmerkung.

Der Analogie zu Gefallen, die sich unter den Sachen findet, habe ich hier auch die nämlichen Worte zur Bezeichung der verschiedenen Accente gebraucht, die mir in der Theorie des deklamatorischen Accents die passendsten zu seyn schienen (§. 150.). Wem diese Ausdrücke nicht gefallen, dem stehet es frei, sich andre zu wählen.

§. 215.

Ausdruck des Zusammenhanges und andrer Verhältnisse der Gedanken.

Was §. 152 — §. 156. von der Art und Weise gesagt ist, wie die Deklamation den Zusammenhang und andre Verhältnisse der Gedanken bezeichnet, gilt mit gehöriger Anwendung auch von dem Gebehrdenspiele. Genau zusammenhängende Vorstellungen werden von zusammenhängenden, ineinander fließenden Gebehrden begleitet. Die Trennung

der

der Gedanken stellt sich dar durch Ruhepunkte in dem Gebehrdenspiele. Bei Gedanken, die eine Erwartung enthalten, erhebt sich das Gebehrdenspiel und wird lebhafter, bei solchen, welche die Erwartung befriedigen, sinkt es und neigt sich zur Ruhe, u. s. f. Hie und da aber zeigen sich in dem Gebehrdenspiele auch eigenthümliche Ausdrücke, die mit den deklamatorischen nicht parallel sind. So wird z. B. bei einer Frage der Arm vorwärts gestrekt, und die etwas konkav gehaltene, innere Fläche der Hand aufwärts gekehrt, grade so, als wenn man jemanden um etwas bittet und zugleich die Hand hinhält, um es zu empfangen, gleichsam als wenn man die Hand hinreichte, um sich die gesuchte Antwort auf die vorgelegte Frage darein geben zu lassen. Dabei aber findet sich noch eine Verschiedenheit. Das Auge sieht entweder mit unverwandtem Blicke in die vorgestreckte Hand, oder es schauet darüber weg, in die Ferne hin. Das erstere, wenn man eine bestimmte Antwort mit Gewißheit erwartet; das andre, wenn die Antwort gleichsam in weitem Felde liegt, und mehr gesucht, als erwartet wird. Wer die verworfnen Handlungen eines Böfewichts erzählt und dabei in die Frage ausbricht: „Ist das nicht niederträchtig?“ der wird seinen Blick in die Hand

richten,

richten, dahingegen derjenige darüber wegschaut, der bei einer verwickelten Angelegenheit frägt: „Wo finde ich den Ausgang aus diesem Labyrinthe?“ Bei einer Frage der ersten Art wechselt freilich das Gebehrdenspiel nicht selten dahin ab, daß man den Zuhörer fest ins Gesicht sieht, welches ein Charakter der Gewißheit überhaupt ist (§. 212.), und hier also diejenige Gewißheit andeutet, womit man eine gewisse, bestimmte Antwort auf seine Frage erwartet; wogegen man den Befragten mit verstohlnen Blicken ansieht, wenn man eine andre Antwort fürchtet, als man wünscht.

§. 216.

Abhängigkeit der Gebehrden von der Willkühr.

Was §. 159. von der Deklamation gesagt ist, in Absicht auf den Unterschied des Ausdrucks kontemplativer und pathologischer Zustände, das gilt auch von dem Gebehrdenspiele.

Einige sichtbare, körperliche Verändrungen aber, die zwar eigentlich keine Gebehrden, aber oft sehr bedeutende Ausdrücke sind, hängen unmittelbar von unsrer Willkühr gar nicht ab; weil wir uns gar nicht bewußt sind, wie sie mit den Gemüthszuständen, die sie ausdrücken, zusammenhängen

gen

gen und von ihnen verursacht werden; als z. B. das Weinen, das Erröthen, das Erblassen. Ein einziges Mittel giebt es indessen, diese Ausdrücke so in die Gewalt der Willkühr zu bringen, daß sie dieselben mittelbar hervorbringen kann. Dieses Mittel, das freilich nicht jedem zu Gebote steht, ist ein ungewöhnlich hoher Grad von Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, und ein reizbares Nervensystem, das von den Veränderungen des Gemüths leicht und stark afficirt wird. Wer, mit diesen Vollkommenheiten ausgerüstet, sich in Gedanken ganz in eine gewisse Lage versetzt, der kann dadurch eben so afficirt werden, als wenn er sich wirklich darin befände, die Bilder seiner Phantasie werden eben so auf ihn wirken, als wenn die vorgestellten Objekte wirklich wären *), und auch im Körper werden sich dieselben Ausdrücke zeigen, die sonst mit der wirklichen Empfindung dieser Objekte verbunden sind.

§. 217.

*) Cardanus soll diese Gewalt der Phantasie so weit getrieben haben, daß sie im Stande war, ihm in jedem beliebigen Theile des Körpers das Gefühl eines heftigen Schmerzes zuwege zu bringen, daß er z. B. in der Hand ein heftiges Brennen zu fühlen glaubte, wenn er sich einbildete, eine glühende Kohle darin zu halten.

§. 217.

Bewundrung.

Die Erweiterung des Gemüths bei der Bewundrung des Großen und Erhabnen (§. 165.) offenbart sich auch in dem Gebehrdenspiele. Weit geöffnet schaut das Auge den Gegenstand an, die erweiterten, übrigens ruhigen Gesichtszüge verkünden die gefühlte Freude, auch der Mund bleibt nicht verschlossen. Die ausgedehnte Brust strebt empor, die Arme werden aufgehoben und ausgebreitet, der ganze Körper hebt sich. Die Bewegungen geschehen langsam und feierlich, wie in der Deklamation, und aus demselben Grunde (§. 163.). Ist der Gegenstand nur groß, nicht erhaben, so daß wir ihn in der Anschauung fassen zu können fühlen, so neigt sich der Körper vorwärts, und vorwärts streben die ausgebreiteten Arme, als wenn wir den Gegenstand umfassen wollten. Ist aber das Objekt erhaben, und also die erregte Idee für die Anschauung unerreichbar (§. 8.); so werden die Arme mehr zurückgezogen, mehr in grader Linie ausgebreitet, und mehr in die Höhe, als vorwärts, bewegt, der Kopf und oft der ganze Körper, biegt sich rückwärts und das Auge schaut in die endlose Höhe des Himmels hinauf, um der Einbildungskraft, welche der erregten Idee des

Unendlichen eine Anschauung unterlegen will, (§. 8.) zu Hülfe zu kommen; oder wenigstens um so eher den Gegenstand zu ermessen, und an ihm hinauf zu schauen. In beiden Fällen, vorzüglich aber, wenn das Objekt nur groß ist, findet sich die beschriebne Bewegung und Stellung der Arme meist nur in den ersten Augenblicken des Affekts, wo wir noch den Gegenstand erst zu fassen streben, hernach, wenn wir ihn schon genießen, sinken sie langsam herunter.

Bei den geringsten Graden der Bewundrung erheben sich die herunter hängenden Arme nicht, sondern blos die Hände; die Arme werden nun ein wenig vom Körper abgerückt. Bei den nächstfolgenden Graden des Affekts erhebt sich blos der eine Arm.

Anmerkung.

In dem besondern Falle, wenn es außerordentliche körperliche Kräfte sind, die wir bewundern, pflegen auch wol unsre eignen, ähnlichen Kräfte in Bewegung zu gerathen. Wir machen, uns selber unbewußt, Bewegungen, die denen, welche wir anschauen ähnlich sind. (S. Engels Mimik Br. 12). Allein dies ist kein eigenthümlicher Charakter der Bewundrung; sondern blos eine Folge von der hohen, die ganze Aufmerksamkeit

auf

auf sich fesselnden, Lebhaftigkeit der Vorstellung, die auch in andern Fällen ähnliche Malereien bewirkt (§. 203. §. 138.).

§. 218.

Verwundrung. Erstaunen.

Die allgemeinsten Gebehrden der Verwundrung sind §. 164. schon angegeben. Ein sehr charakteristisches Gebehrdenspiel dieses Affekts ist aber auch ein gewisses Schütteln und ein gewisses Wiegen des Kopfs. Das erste ist der bekannte Ausdruck des Verneinens *), und wird daher nur in solchen Fällen angebracht, wo wir uns über einen Erfolg, der unsrer Erwartung widerspricht, der, unsrer Meinung nach, hätte anders ausfallen sollen, oder über etwas Aehnliches, verwundern; in solchen Fällen, wo sich die Verwundrung durch Ausdrücke, wie diese: „Hm! das sollte man nicht denken!“ anzukündigen pflegt. Das Wiegen des Kopfes bedeutet das hin und her Ueberlegen: man wendet die gegebne Vorstellung gleichsam von einer Seite zur andern, um sie recht zu beschauen (§. 164.). Daher findet sich diese Gebehrde der Verwundrung alsdann, wenn ein gewisses Gefühl von der Unerklärlichkeit des gegebnen Gegenstan-

des

*) wovon unten §. 220.

des herrschend ist, wo wir nicht begreifen können, (wenigstens auf den ersten Blick nicht), wie es mit einer gewissen Sache beschaffen sey, oder, wie jemand eine gewisse Handlung habe thun können, und wo wir uns durch solche Ausdrücke, wie: „Hm! wie ist das? Ei! denkt doch einmal!" zu äußern pflegen.

Bei dem Erstaunen (§. 164.), das den Kopf und den ganzen Körper gern rücklings überbiegt, um das Objekt von unten bis oben desto besser beschauen zu können, sind alle diese Ausdrücke in vorzüglich hohem Grade lebhaft; wenigstens, was die Gebehrden des Gesichts anbetrift. Denn den übrigen Körper hält ein sehr lebhaftes Erstaunen in der nämlichen Stellung, worin uns der angestaunte Gegenstand überrascht, einige, oft viele, Augenblicke hindurch, gefesselt. Die Bewegungen, die schon angefangen waren, erstarren gleichsam, man stehet da, wie eine Statüe. Das gegebne Objekt nämlich erfüllt die Seele so gänzlich, daß sie auch nicht so viel Aufmerksamkeit übrig behält, als zur Hervorbringung einer willkührlichen Bewegung erfordert wird (§. 207.). Bei den geringern Graden des Affekts erstarren zwar die Arme nicht in der Bewegung, worin sie begriffen sind, aber sie werden doch in eine bewegungslose

Attitüde

Attitüde versetzt. Man schlägt die Hände zusammen und steht so, unbeweglich still. Wenn man daher im gemeinen Leben von jemandem sagen will, er habe sich sehr verwundert, so sagt man oft: der schlug in seine Hände.

Anmerkung.

Auf die Eigenschaft der Verwundrung, daß sie die Augen weit öffnet (§. 164.), gründet sich eine gemeine Redensart. „Der machte ein Paar Augen" sagt man, anstatt: der verwunderte sich.

§. 219.

Wahrheitsgefühl. Schönheitsgefühl. Moralisches Gefühl.

Hier gilt von dem Gebehrdenspiele, was §. 165. von der Deklamation gesagt ist.

Auch in dem besondern Falle, wenn uns das Bewußtseyn eines Irrthums überrascht, geht das Gebehrdenspiel mit der Deklamation parallel. Die Hand weicht von der Bewegung, worin sie eben begriffen war, plötzlich ab, dreht sich schnell und verworren hin und her und bewegt sich, mit dem ganzen Arme, zur Seite, und ein wenig aufwärts, wobei gewöhnlich der Kopf nach der andern Seite hin gedreht wird. Dieser Ausdruck im Gebehrdenspiele ist zum Theil aus eben dem Grunde erklärlich,

klärlich, wie der ähnliche in der Deklamation (§. 165.), zum Theil aber ist er Ausdruck der Verneinung (man sehe den folgenden §.); man will das, was man irrigerweise für wahr hielt, nun verneinen.

§. 220.

Achtung und Verachtung. Billigung und Mißbilligung überhaupt.

Die Achtung zeigt sich im Gebehrdenspiele, wie die Bewundrung (§. 166.) mit einem offnen Blicke, mit ruhigen, erweiterten Gesichtszügen und langsamen Bewegungen, die sich dem Objekte zu nähern streben. Die Verachtung dagegen verengt das Auge und die Gesichtszüge, auf die Art, wie es §. 166. beschrieben ist; und zieht die Bewegungen von dem Objekte weg. Wird eine Sache als böse, als moralisch schlecht, verachtet, so macht die Hand eine Bewegung, oder begiebt sich in eine Stellung, als wenn sie die Sache wegschieben, oder von sich abhalten wollte. Auch wird wol das Gesicht abgewandt und der Kopf nach der andern Seite gedreht. Wenn man dagegen eine Sache als klein, geringfügig, nichtswürdig, verachtet; so macht die Hand, die innere Fläche aufwärts gekehrt, eine leichte Bewegung, so, als wenn man eine geringe, in der Hand liegende,

Kleinigkeit fortwürfe. Auch wird zuweilen die Hand in der beschriebnen Stellung still gehalten, und leicht darüber hin geblasen, als wenn man aus, ihr etwas wegpusten wollte; eine Malerei, wodurch ebenfalls die Geringfügigkeit des Objekts versinnlicht werden soll. Mit dieser Gebehrde hängt es auch vielleicht zusammen, daß eine vorhängende, oder vielmehr vorgedrückte Unterlippe auch Verachtung ankündigt.

Ein äußerst kränkender Ausdruck der Verachtung einer Person ist es, wenn man sie geflissentlich gar nicht bemerkt, es gar nicht sehen oder zu hören scheint, wenn sie etwas thut oder sagt. Wir zeigen dadurch, daß wir es schlechterdings nicht der Mühe werth halten, sie zu beobachten. Ein solches Betragen, zumal wenn der Verachtete schon im Affekt ist, ist das empfindlichste von der Welt, wodurch derselbe sich gleichsam vernichtet fühlt, und, wie die Erfahrung lehrt, leicht in die äußerste Wuth gebracht werden kann.

Der mimische Charakter der Billigung überhaupt ist Annäherung an das Objekt, oder Bestreben danach, so wie Entfernung von dem Objekte, oder Bestreben nach derselben, der Mißbilligung eigen ist. Bei jener suchen wir das Objekt uns, oder uns dem Objekte zu nähern. Daher ist

das Neigen des Kopfes (das Nicken mit dem Kopfe) ein Zeichen der Billigung überhaupt und der Bejahung insbesondre; denn es ist ein Hinneigen zu dem Gegenstande (adnuere). Das Kopfschütteln dagegen ist ein Ausdruck der Mißbilligung überhaupt und der Verneinung insbesondre; weil es ein Wegwenden von der Sache ist (abnuere).

Die Stelle des Neigens und Schüttelns mit dem Kopfe vertritt zuweilen ein ähnliches Neigen und Schütteln der Hand. Auch wird bei einer bloßen Verneinung, wenn sie sehr lebhaft ist, oft die Hand vorgehalten, als wenn man etwas von sich abhalten, oder wegschieben wollte, wie, wenn man jemandem bei einer falschen Behauptung mit einem: „bewahre Gott!" schnell und hitzig in die Rede fällt.

Bei einer sehr lebhaften Billigung zeigt sich oft das vorher erwähnte doppelte Bestreben zugleich, das Bestreben, sich dem Gegenstande, und den Gegenstand sich zu nähern. Der ganze Körper neigt sich vorwärts, dem Objekte zu; und die ausgestreckten Arme ziehen sich nach dem Herzen zurück, als wenn man das Objekt an sich heranziehen wollte.

Eben das gilt von den höhern Graden der Mißbilligung, wo sich ebenfalls der vorher be-

schriebne doppelte Ausdruck zugleich zu zeigen pflegt. Der Körper biegt sich abwärts, von dem Objekte weg, wenigstens wird das Gesicht davon abgewandt, und die Hand macht zugleich eine fortschiebende, oder wegstoßende Bewegung.

§. 221.

Entschlossenheit und Unentschlossenheit des Begehrungsvermögens.

Die Entschlossenheit und Unentschlossenheit des Begehrungsvermögens zeigen sich im Gebehrdenspiele wie die, ihnen zum Grunde liegenden, Zustände der Gewißheit und Ungewißheit in der Erkenntniß (§. 212.); nur, daß die Ausdrücke stärker und unangehaltner sind (§. 209).

§. 222.

Fröhlichkeit. Zufriedenheit. Frohseyn.

Das Gebehrdenspiel des Affekts der Fröhlichkeit ist nach denselben Regeln geformt, und beruht auf denselben Gründen, wie der §. 168. beschriebne deklamatorische Ausdruck dieses Zustandes. Die erweiterten Mienen sind vollkommen freundlich d. i. in dem Zustande, der beim Lächeln, oder zunächst vorher wirklich ist: eben so freundlich schaut das lichtvolle Auge offen und funkelnd umher, die Brust strebt empor, das Haupt

schwillt

schwillt sanft aus den Schultern, aufrecht und kraftvoll wird der Körper getragen, die Bewegungen geschehen leicht und hüpfend und ihr Rhythmus ist schnell. Die Hände insbesondre schweifen voll Leben und Thätigkeit in der Luft umher, und werden, vermöge eben dieser Kraftäußerung, oft zusammengeschlagen, und fahren elastisch wieder auseinander. So entsteht das Händeklatschen als ein Ausbruch der Freude, obgleich bei manchen Arten der Freude das ihnen eigne Bestreben nach Geräusch und Lärm auch Antheil daran haben mag. Als Ausbruch der Freude ist das Händeklatschen auch ein Zeichen des Beifalls. Durch die in allen Theilen belebten Kräfte werden auch die Wangen mit einem sanften Roth gefärbt, und so sind alle Erscheinungen der Fröhlichkeit, oder der lebhaften Freude überhaupt schön und anmuthig, ein Ebenbild von dem Gemüthszustande selber *). Bei dem Enthusiasmus der Freude scheint die ganze Gestalt zu schweben und der Fuß kaum den Boden zu berühren.

Bei dem weniger wackern Affekte der Zufriedenheit behält das Gebehrdenspiel zwar seine Freund-

*) Von den verschiedenen Schattirungen der Freude s. Engels Mim. Br. XX.

Freundlichkeit, weil der Gemüthszustand rein angenehm ist, aber die Kraftäußrung darin verliert sich, weil die Kräfte sich zur Ruhe legen (§. 168): das Auge funkelt nicht, die Bewegungen hüpfen nicht, jenes blickt ruhig umher, diese folgen in langsamem Rhythmus aufeinander.

Der mimische Ausdruck des Frohseyns ist wie der Ausdruck der Zufriedenheit überhaupt; nur im vorzüglichen Grade lebhaft; weil der gegewärtige, angenehme Gemüthszustand durch den Kontrast mit dem vergangnen unangenehmen eine vorzügliche Lebhaftigkeit gewinnt (§. 168.). Beim Anfange der Rede hebt sich die Brust hoch empor aus dem §. 168. schon angezeigten Grunde.

§. 223.

Hoffnung. Zuversicht. Muth. Kühnheit. Trotz.

Bei dem Affekte der Hoffnung verkündigen das erheiterte Gesicht und das offne Auge die in der Seele herrschende Freude. Der Blick sieht in die Ferne, gleichsam in die Zukunft hin, die das gehoffte Gut noch in ihrem Schooße trägt, oder er wird gen Himmel gerichtet, zu dem, von dem alles Gute kömmt. Je ungewisser aber die Hoffnung ist, desto mehr vermischt sich ihr Ausdruck mit dem Ausdrucke der Ungewißheit (§. 212.), welches sich beson-

besonders durch einen, nicht fixirten, umherirrenden Blick offenbart. Wenn aber die Hoffnung zur Zuversicht wird, so verliert sich das Zweifelnde in den Gebehrden, und die Ausdrücke bekommen das Feste, Bestimmte und Fixirte, wie bei der festen Ueberzeugung überhaupt (§. 212).

Von Muth und Kühnheit gilt mit gehöriger Anwendung, was davon in der Lehre von der Deklamation §. 169. gesagt ist. Ihr Spiel ist kein andres, als das der Zuversicht, erhöht durch die sichtbare Kraftäußerung, die man in dem funkelnden Auge und in den angespannten Muskeln wahrnimmt; und die den Muthvollen antreibt, der gefahrvollen, oder überhaupt, schwierigen Unternehmung entgegen zu gehen, in dem Gefühle, daß er Kraft genug habe, den Kampf zu bestehen.

Bei dem Trotze werden die Mienen unfreundlich, die Bewegungen hastig, rauh, kurz abgestoßen, der Fuß stampft heftig und schnell auf den Boden, oder die geballte, zum Angriffe fertige Faust macht einen ähnlichen Schlag gegen die Hüfte, oder auf einen andern dastehenden Körper, oder in die Luft. Wenn der Trotzige einen Gegner herausfordert, so stemmt er die Arme in die Seite. Dadurch giebt er sein Selbstgefühl und die Verachtung seines Gegners zu erkennen. Indem er näm-

lich

lich die Arme in Ruhe versetzt, so will er damit andeuten: er fühle sich seinem Gegner so überlegen, daß er nicht nöthig habe, sich zum Angriff, oder zur Vertheidigung bereit zu halten.

§. 224.

Bitten. Droben.

Der Bittende giebt seinen Gebehrden so viel Grazie, als es die jedesmal vorhandnen Umstände zulassen (§. 170.). Zugleich aber mischt sich in sein Spiel auch Ausdruck der Hoffnung und der zweifelnden Frage, wovon bald der erstere, bald der andre hervorsticht, je nachdem man der Erfüllung seiner Bitte mit mehr oder weniger Gewißheit entgegen sieht. Dieses zeigt sich besonders in dem Blicke des Auges. Bald schaut das Auge den Gebetnen zuversichtlich an, bald blickt es nur verstohlen nach ihm hin, bald wird es wieder zur Erde gesenkt (§. 212.).

Zu diesen allgemeinen kommen noch mehrere besondre Gebehrden, die, nach Verschiedenheit der Umstände, abwechseln. Oft hält der Bittende die Hand hin, als wenn er sich das Erbetne wollte darein geben lassen, wenn gleich von keiner solchen Sache die Rede ist, die man jemandem in die Hand geben kann; oft streckt er die Arme gegen den Ge-

betnen

betnen hin, als wenn er ihn liebkosend umfangen wollte; oft steht er da mit ineinander geschlagenen, oder gefalteten, Händen. Diese Vereinigung der Hände ist theils ein Zeichen, daß die ganze Aufmerksamkeit auf die vorliegende Sache gerichtet ist (§. 210), theils auch ein Ausdruck von der Innigkeit und der innigen Vereinigung aller Wünsche, der sich stufenweise noch verstärkt, wenn erstlich die Hände fest zusammengedrückt, wenn sie ferner überdem noch an die Brust gedrückt, und wenn endlich auch zugleich die Arme fest an den Leib angedrückt, werden.

Der Drohende sieht uns mit einem muthigen, aber unfreundlichen Blicke an (§. 170). Wenn er im großem Affekt ein großes Uebel droht, so beißt er die Zähne zusammen, (§. 170), streckt die geballte, zum Angriffe fertige Faust vor, und schüttelt sie, schon in voller Thätigkeit, hin und her. Bei weniger heftigen Drohungen wird blos die geballte Faust hingewiesen, bei noch geringern wird der Zeigefinger vorgestreckt und geschüttelt, und bei noch geringern blos der vorgestreckte Zeigefinger hingewiesen.

§. 225.

§. 225.

Harm. Traurigkeit. Reue. Sehnsucht. Wehmuth. Schwermuth.

Die Gebehrden des Harmes (§. 171.) sind wie die des körperlichen Schmerzes. Bei dem höchsten Grade dieses Affekts wird die Stirn nach innen zusammengezogen, das Auge, von keiner lindernten Thräne benetzt, beinahe verschlossen, die Zähne werden zusammengebissen, die Spitzen der Augenbraunen hinaufgezogen, und, mit einem Worte alle Mienen so verzerrt, wie es bei äußerst heftigen körperlichen Schmerzen geschieht. Die gewaltsam zusammen gedrückten Hände werden vor die Brust gepreßt, die Arme an den Körper, die Schultern hoch herauf gezogen (welches eine Erleichterung des Schmerzes ist) und der Kopf, gleichsam nach Luft schnappend, zurückgebogen. Nach den heftigsten Ausbrüchen erschlaffen die Muskeln, der ganze Körper ist abgespannt, man stehet da in hinstarrender Bewegungslosigkeit (§. 171. §. 207.).

Bei geringern Graden des Affekts ist die beschriebne Verzerrung des Gesichts weniger grell; besonders werden die Zähne nicht zusammen gebissen; das Auge blickt flehend gen Himmel, oder irrt, Hülfe suchend, umher, und die Hände wer-

den

den gerungen. Dies letztere ist ein Ausbruch von dem innern Ringen nach Hülfe. Die Seele kämpft, das Uebel fortzuschaffen und theilt diese Thätigkeit dem Körper mit, und wenn diesem kein Objekt gegeben ist, worauf er zu wirken hat, so lassen die Hände ihre Thätigkeit an sich selber aus; eine Erscheinung, die sich auch in andern Fällen zeigt. So ringt z. B. der Zornige auch die Hände, wenn er den Gegenstand seiner Rachbegierde sucht, und ausruft: „Wo? wo ist er? ich will ihn —"

Was den Rhythmus der Bewegungen anbetrift, die der Harm erzeugt, so sind dieselben rasch, abgestoßen und eckigt.

Langsamer, und überhaupt sanfter, ist der mildere Affekt der Traurigkeit über das Vergangne. So wie der Harm überhaupt das Bild des kämpfenden Leidens ist, so ist dieser das Bild des duldenden Leidens überhaupt. Er verzerrt das Gesicht nicht, sondern verzieht es nur zum Weinen, er preßt den Körper nicht zusammen, sondern beklemmt nur die Brust. Wenn das Ringen nach Hülfe in der Seele herrschend ist, so werden auch die Hände gerungen, aber langsamer und weniger heftig, als beim Harme; und das Auge blickt, Hülfe flehend, gen Himmel, aber der Kopf ist nicht so weit, als bei dem leztern Af-

fekte

fekte zurückgebogen. Ueberhaupt (§. 171.) sind alle Muskeln weniger gespannt, und, wenn das eben erwähnte Bestreben nicht herrschend ist, völlig schlaff, die Bewegungen langsam schleichend, das Auge matt und trübe; der Kopf neigt sich kraftlos auf die Schulter. Trauern wir über ein verlornes Gut, dessen Vorstellung in unserm Gemüthe so stark ist, daß sie den Gedanken an den Verlust zuweilen überwiegt, so wechselt auch der Ausdruck. Sobald die erstere Vorstellung herrschend wird; so erheitert sich das Gesicht, das Auge wird helle und funkelt, die Muskeln spannen sich an, der Kopf richtet sich auf, die Bewegungen werden schneller und kraftvoller. Aber bald kehren die erstern Gebehrden mit erneuerter Stärke wieder zurück, sobald der andre Gedanke wieder das Uebergewicht bekömmt; und so gehen die Ausdrücke wechselseitig ineinander über (§. 171.).

Auf die Affekten der Reue, der Sehnsucht, der Wehmuth und der Schwermuth können diese Betrachtungen, mit Hülfe des 171sten §. leicht angewandt werden.

Anmerkung.

Da das Heraufziehen der Schultern überhaupt ein Zeichen des Schmerzes ist; so gebrauchen wir es auch

auch, um Bedauern auszudrücken. Wir zucken die Achseln, wenn wir bedauern, daß wir einem Gesuche nicht willfahren können, oder wenn wir überhaupt etwas mit Bedauern verneinen. Auch bei manchen Arten der Verachtung werden, aus eben dem Grunde, die Achsel gezuckt, wenn wir nämlich ausdrücken wollen: die Sache sey so schlecht, daß sie uns daure,

§. 226.

Besorgniß. Furcht. Grausen. Kleinmüthigkeit. Verzweiflung. Schreck.

Das Gebehrdenspiel der Furcht, von welcher die Besorgniß sich nur dem Grade nach unterscheidet, ist, in soweit es auf die Deklamation Einfluß hat, §. 172. schon beschrieben und aus seinen Gründen abgeleitet. Dazu kommen aber noch andre Symptome, die freilich größtentheils von dem mit der Furcht verbundnen Bestreben herrühren, das gefürchtete Uebel abzuwehren, oder ihm zu entfliehen, oder auch, das Gefühl der Furcht selbst zu unterdrücken, oder wenigstens zu schwächen. Wenn dieses leztere Bestreben in der Seele vorwaltet, so sucht der Fürchtende heterogene Eindrücke auf seine Sinne zu machen, um dadurch seine Aufmerksamkeit zu zerstreuen und von dem Gefühle der Furcht abzulenken. Wer in der grauenvollen

Dämme-

Dämmrung eines einsamen Kirchhofes umherirrt, fängt in der Angst seines Herzens oft an, zu singen, so wie der Spieler am Pharotische, der den Ausschlag der trüglichen Charte mit Furcht und Zittern erwartet, sich ebenfalls eins singt oder pfeigt und dazu mit den Fingern auf seiner Dose trillert, oder auf dem Tische spielt, als wenn er ein Klavier vor sich hätte.

Wenn dagegen das Bestreben, dem gefürchteten Uebel zu entgehen prädominirt; so modificirt sich der Ausdruck auf verschiedne, andre Art. Zuweilen herrscht in der Seele (wenn auch in dem Felde der Dunkelheit) die Vorstellung: daß man dem Uebel vielleicht heimlich entwischen könne. Alsdann schleicht man in der größten Stille rückwärts, geht dabei ganz leise auf den Zehen und wagt kaum einen Athemzug. Das Auge ist weit offen, um recht auf der Hut zu seyn. Oft tritt auch an die Stelle dieses Bestrebens ein andres: das Bestreben, sich zu verbergen. Der Furchtsame der des Nachts in seinem einsamen Zimmer ein Geräusch hört, kriecht unter die Decke. Auffallend, aber leicht begreiflich, sind bei diesem, und ähnlichen Bestreben die Selbsttäuschungen, welche die Zerstreuung bewirkt. Man will sich vor dem Gegenstande verbergen, und verbirgt den Gegen-

stand vor sich. Man verschleiert das Gesicht, oder hält die Hände vor die Augen, gleichsam als wenn man nicht gesehen würde, wenn man selber nicht sieht.

Wenn aber auch die Vorstellung, dem Uebel heimlich zu entwischen, nicht herrschend ist, so kann das Bestreben, ihm auszuweichen, deshalb doch thätig seyn. Alsdann werden die Hände vorgehalten, (um den Gegenstand abzuwehren), der Körper biegt sich abwärts, von dem Gegenstande weg, das Auge aber bleibt auf ihn gerichtet, oder schielt doch nach ihm hin, (um ihm desto sichrer auszuweichen), die Knie sinken ein, und der Körper kriecht zusammen und senkt, oder, biegt sich nieder, (um sich so klein als möglich zu machen, damit uns das Objekt um so weniger treffen könne); oder er sträubt sich, wenn das Ubel von unten kömmt, in die Höhe, um sich so von ihm zu entfernen. Ist das gefürchtete Uebel ein körperlicher Schmerz, so werden überdem noch die Schultern zusammen gezogen, als wenn man den Schmerz schon fühlte. Flieht man von dem Objekte zurück, so geht man nicht grade aus, sondern, in der beschriebnen Attitüde, rückwärts, oder von der Seite. Wenigstens, wenn man grade ausgeht, werden die Hände an der einen Seite nach hinten zu

vorge-

vorgehalten, und nach eben der Seite dreht sich der Kopf, um nach dem Gegenstande zurückblicken zu können.

Erscheint das Objekt der Furcht unvermuthet und plötzlich, (wo also die Furcht ein Schreck ist), so ist das Zusammenfahren des Körpers (§. 172.) das eigenthümliche Symptom, wodurch sich das Gebehrdenspiel vor dem vorigen auszeichnet. Fährt der Körper zugleich auch von dem Objekte zurück, (so wie man z. B. vor einem Blitze zurückfährt), so wendet sich meistentheils auch das Gesicht plötzlich von demselben weg, die Hände aber werden eben so plötzlich vorgestreckt.

Die Malerei des Objektiven, welche sich bei dem Grausen in der Deklamation findet (§. 172), zeigt sich auch in dem Gebehrdenspiele. Das stiere Auge wird weit aufgethan, und, kraft der schon öfter erwähnten Symphatie, auch der Mund (§. 217). Ueberdem ist das Bestreben, den Gegenstand abzuwehren, im höchsten Grade lebhaft. Alles sträubt sich gegen ihn *).

Das

*) Selbst die Haare auf dem Kopfe sträuben sich empor. Daher sagt man im gemeinen Leben: „mir kam ein solches Grausen und Entsetzen an, daß mir die Haare zu Berge standen."

Das Spiel der Kleinmüthigkeit und der Verzweiflung kann aus dem vorigen, verbunden mit den Bemerkungen im 172sten §., leicht beurtheilt werden.

§. 227.

Stolz. Hochmuth. Demuth. Kriecherei.

Das Gebehrdenspiel des Stolzes ist ein Analogon von dem Gemüthszustande bei diesem Affekte. So wie der Stolze in seinem Gemüthe sich erhebt und sich wichtig dünkt; so erheben sich auch der Körper, die Bewegungen und einzelnen Theile des Körpers, und alle Stellungen und Bewegungen gewinnen das Ansehen der Wichtigkeit. Der Stolze stehet nicht allein völlig aufrecht, sondern, um von dem Niederbücken noch weiter entfernt zu seyn, lehnt sich der Körper etwas rückwärts über, und zum Behufe dieser Attitüde, (um das Gleichgewicht zu erhalten), greift der eine Fuß etwas vor. Der Kopf hebt sich aus den Schultern und biegt sich ein wenig hinten über; die Augenbraunen ziehen sich in die Höhe, die Brust strebt heraus und empor. Wenn die Hand in den Busen gesteckt wird, so geschiehet es in den höhern Regionen, nahe unter dem Kinn. Wenn eine Bewegung der Hand die Rede begleitet, so hält sie sich

gern

gern in der Höhe. Bewegt sich der ganze Körper, so gehet er mit etwas steifen Knien, und hebt sich, indem er fortschreitet, ein wenig auf dem vordern Theile des Fußes. Ueberdem haben sowohl der Gang, als auch die Bewegungen einzelner Theile des Körpers einen abgemessenen Rhythmus, sind verhältnißmäßig langsam, gravitätisch und voller Accente, wodurch alles, was gesagt und gethan wird, das Ansehen der Wichtigkeit gewinnt.

Das Spiel des Hochmuths ist das nämliche; nur daß sich die Eigenthümlichkeit desselben, die Verachtung gegen andre außer sich, darin kenntlich macht; und zwar hauptsächlich durch die vorschwellende Unterlippe (§. 220.). Aber auch noch durch eine andre Gebehrde. Wer, aufgeblasen vom Hochmuth, mit einem andern redet, der würdigt ihn nur selten, ihn geradezu anzusehen, (gleichsam, als wenn er sagen wollte: es sey nicht der Mühe werth, ihn zu bemerken), sondern er sieht ihn von oben herab zur Seite an. Daher schreibt sich die Redensart: jemanden über die Achseln ansehen.

Das Gebehrdenspiel der Demuth ist das Gegentheil von dem des Stolzes. So wie dieser sich erhebt und sich wichtig macht, so erniedrigt sich jene und nimmt das Ansehen der Unwichtigkeit an.

Insbesondre liebt sie die gebeugte Stellung des Körpers, oder doch eine solche, die an das Niederbücken angrenzt; zum wenigsten beugt sich der Kopf, entweder vorwärts, oder zur Seite, auf die Schulter hängend. Ein höherer Grad des nämlichen Ausdrucks ist es, wenn man sich auf die Knie niederläßt, und der höchste, (wie bei einigen orientalischen Völkern), wenn man den ganzen Körper niederwirft, und so mit dem Gesichte die Erde berührt. Bei der stehenden Stellung hängen die Arme nachläßig herunter, oder die Hände sind nachläßig in einander geschlagen, und wenn sie die Rede mit Bewegungen begleiten, so sind diese von geringem Umfange, ohne bemerkbare Accente und völlig anspruchslos, so daß das Gesagte das Ansehn des Unbedeutenden bekömmt. Mund, Wangen und Augenbraunen ziehen sich nieder.

Wird der Ausdruck der Demuth übertrieben, so hat man das Gebehrdenspiel der Kriecherei.

Anmerkung.

1. Die Gebehrden der Andacht sind an sich selbst eigentlich keine andern, als die des aufmerksamen, in sich gekehrten Nachdenkens (§. 210.). Weil sich aber mit einem solchen Andenken an die Gottheit das Gefühl der Demuth und der tiefsten

tiefsten Achtung, oder Verehrung verbindet, so mischt sich der Ausdruck dieser Gefühle in das Gebehrdenspiel mit ein (§ 227. §. 220.). So betet die Andacht gern kniend, oder doch mit gesenktem Haupte *); aber das Gesicht bleibt erheitert, und das weit offne Auge blickt vor sich hin, oder gen Himmel. Sofern aber bei der Andacht, und überhaupt, bei der Verehrung das Gefühl unsrer Unvollkommenheit in Vergleichung mit dem verehrten Wesen wach wird, entsteht eine Art von Furcht, die uns in einer gewissen Entfernung von demselben zurückhält.

2. Von Eitelkeit und Koketterie gilt, was darüber §. 174. gesagt ist.

§. 228.

Scham. Frechheit.

Die eigenthümliche Gebehrde der Scham, die freilich eigentlich keine Gebehrde ist (§. 112.), sondern nur im weitern Sinne dazu gerechnet werden kann, ist das Erröthen. Dieses Erröthen ist zugleich ein Zeichen von der, dem Körper mitgetheilten Thätigkeit der Seele, worin sie durch das Bestreben versetzt wird, das, worüber sie sich schämt, zu verbergen oder zu verbessern. Ist aber hiezu

*) Woher es auch kömmt, daß diejenigen, die sich den äussern Schein frommer Demuth geben, Kopfhänger genannt werden.

gar keine Hoffnung (wenn das Objekt der Scham von Wichtigkeit ist und unverberglich am Tage liegt), so läßt die Seele allen Muth sinken, ihre Thätigkeit erstirbt und das Gesicht erblaßt *).

In den Stellungen und Bewegungen der Scham sieht man die nämliche Verlegenheit, die man in der Deklamation bemerkt (§. 175.). Der Blick senkt sich zur Erde und irrt unstätt umher, als wenn er einen Ausweg suchte; besonders ist er nicht im Stande, jemandem fest ins Auge zu sehen, selbst alsdann nicht, wenn man nur erst Verachtung besorgt, und in dem Gesicht andrer ausspähen will, wie sie urtheilen. Daher ist dem Beschämten nichts empfindlicher, als wenn man sucht, ihm ins Auge zu sehen, und er steift mit aller Gewalt den Nacken, wenn man ihm den Kopf in die Höhe heben will. Die Hände, besonders wenn man redet, oder zu reden versucht, machen verworrene, hin und her laufende, kurze Bewegungen, oder werden auf eine ähnliche Art aneinander gerieben.

Wer in seinen Gebehrden keine Scham zeigt, wo er Ursache hätte, sich zu schämen, und Gebehrden

*) Hienach entscheidet sich die psychologische Frage: ob die Scham ein aktiver, oder passiver, Gemüthszustand sey?

behrden macht, die man zu machen sich schämen sollte, der gebehrdet sich frech.

§. 229.

Wohlwollen. Zärtlichkeit. Liebe. Mitleiden.

Das Wohlwollen offenbart sich durch einen offnen, heitern Blick, und durch eine vollkommne Freundlichkeit des Gesichts, die sich besonders in den Zügen um den Mund herum zeigt, die aber, zugleich mit einem sanften Ernste verbunden ist (§. 176.); so wie auch überhaupt alle Bewegungen den nämlichen Charakter annehmen: sie sind sanft, ohne zu tändeln. Ueberdem neigen sie sich gern nach dem Gegenstande des Wohlwollens hin, welches sich öfters bloß durch den etwas vorstrebenden Kopf offenbart.

Das Spiel der Zärtlichkeit hat die Freundlichkeit, aber nicht den Ernst des bloßen Wohlwollens; es ist tändelnder. Alle Stellungen und Bewegungen haben eine Feinheit und Behutsamkeit, die ihnen einen Anstrich von Furcht geben. Ein zärtlicher Händedruck fängt von der äußersten Schwäche an und wird allmählich stärker. Wer meine Hand in demselben Augenblicke, wo er sie ergreift, gewaltig zusammenpreßt, kann es herzlich meinen, aber zärtlich ist er nicht; vielmehr

wird

wird sich die Zärtlichkeit oft begnügen, die geliebte Hand nur mit einem einzelnen Finger, nicht mit der ganzen Hand, zu drücken. In dem Auge, diesem unerschöpflichen Redner, der ohne Worte mehr sagt, als alle Zungen zu sagen vermögen, zeigt sich die Zärtlichkeit durch einen gewissen Blick, der eben so seelenvoll als unbeschreiblich ist, und den man deshalb nicht aus Büchern, sondern aus der Natur kennen lernen muß.

Das ungemischte Gebehrdenspiel der Liebe besteht aus dem Spiele des Wohlwollens, modificirt durch das Spiel des Verlangens nach Vereinigung mit dem geliebten Gegenstande (§. 176.). Dieses letztere Spiel, das besonders bei der Geschlechtsliebe hervorsticht, da bei ihr das gedachte Verlangen überwiegend ist, zeigt sich zuvörderst in einem schmachtenden Blicke (§. 171.), und sodann in dem Bestreben, sich dem geliebten Gegenstande zu nähern. Je mehr dies geschieht, desto stärker ist der Ausdruck der Liebe. Annäherung ohne Berührung, Berührung des Gewandes, Handschlag, Kuß, Umarmung, Umarmung mit festem Andrücken an die Brust — sind verschiedne Grade des Ausdrucks der Liebe, wie sie der Stärke nach auf einander folgen: denn jeder folgende ist eine engere Vereinigung, eine innigre Annäherung, als der vor-

auf-

aufgehende. Daher fühlt sich auch die Liebe mehr oder weniger glücklich, je nachdem ihr der eine oder der andre dieser Ausdrücke vergönnt ist. Ein zärtlicher Druck der Hand macht den Liebenden glücklich, ein Kuß entzückt ihn, und vor der Seligkeit einer innigen Umarmung schwinden Himmel und Erde. Das Wohlwollende der Liebe zeigt sich in dem Bestreben, alles zu sagen und zu thun, was der geliebten Person angenehm ist, ihre Vollkommenheit ins Licht zu stellen, alles, was einen Schatten drauf werfen könnte, wegzuschaffen, allen ihren Wünschen zuvor zu kommen. Der ganze Ausdruck der Liebe modificirt sich aber natürlicherweise verschiedentlich, je nachdem der übrigens vorhandne Gemüthszustand verschieden ist, eben so, wie der Ausdruck in der Deklamation (§. 176.).

Das Gebehrdenspiel des Mitleidens ist zusammengesetzt aus dem Spiele der Liebe und der Betrübniß, wovon bald das eine, bald das andre vorwaltet, je nachdem der eine oder der andre Bestandtheil des Affekts in dem Gemüthe herrschend ist. Bei diesem Uebergange des einen Charakters in den andern bleiben oft mehrere Züge von dem vorigen noch zurück, wenn der folgende schon herrschend geworden ist; und zwar um so länger, je

weniger

weniger die Organe, worin sie existiren, reizbar sind, und von der Willkühr abhängen. Wenn z. B. die herrschende Betrübniß gemildert und der angenehme Bestandtheil des Mitleidens überwiegend wird, so wird das Auge schon lichtvoller und heiterer, während daß die Mienen ihr weinerliches Ansehen noch beibehalten.

§. 230.

Das Hämische. Haß. Boshafte Schadenfreude.

Das Mienenspiel des Hämischen, welches eine lebendige Darstellung ist von dem ictum obliquum meditari des Horaz, ist §. 177. schon beschrieben. Die übrigen Bewegungen sind rauh und unfreundlich, so wie auch bei dem Hasse, der ihnen überdem eine gewisse Heftigkeit mittheilt, den ganzen Körper von dem verhaßten Gegenstande sich zurückbiegen oder zurückziehen, und die Hände Stellungen annehmen, oder Bewegungen machen läßt, als wenn man den Gegenstand von sich abhalten, oder ihn zurückstoßen wollte.

Das Spiel der boshaften Schadenfreude hat den nämlichen doppelten Charakter, den die Deklamation zeigt, und den diese Leidenschaft selber an sich trägt (§. 177.). Eines Theils ist der Blick hämisch und die Mienen sind im höchsten Grade

finster

finster und unfreundlich; andern Theils aber verkündigt sich die Freude durch das Funkeln des Auges, durch den Rhythmus der Bewegungen, auch durch die Art derselben (ein Händeklatschen z. B.) und oft durch ein Lachen, das man mit Recht das Gelächter der Hölle nennt, und das den Mienen ihr finstres Ansehen nicht benimmt.

Anmerkung.

Neid und Mißgunst sind Arten des Hasses. Ihre auszeichnende Gebehrde ist, daß sie ihren Gegenstand mit Seitenblicken anschielen, die unter sich gekehrt sind, und dem Körper eine halbverwandte Stellung geben; welches entsteht aus dem Bestreben, sich zu verheimlichen, indem man sich einer so kleinen Leidenschaft schämt.

§. 231.

Verspottung. Ironie.

Die gemeinste Gebehrde des Affekts der Verspottung ist das verachtende Naserümpfen, das §. 166. beschrieben ist, nur daß hier zugleich, weil dieser Affekt eine Art der Freude ist, die Mienen sich ein wenig zum Lächeln verziehen, oder in ein wirkliches Lächeln übergehen. Dies geschieht insbesondre alsdann, wenn der Gegenstand als klein, geringfügig, oder nichtswürdig verspottet wird.

Der

Der bittre Hohn zeigt das freudige Gefühl mehr in dem Auge.

Wenn die Verspottung, wie es nicht selten geschieht, den Kopf hinten überwirft, und die Unterlippe vorschwellen läßt, so ist das eine Gebehrde des Stolzes (§. 227.), wodurch sich das Selbstgefühl verräth, das sich über den Verspotteten erhebt.

Die spottende Ironie pflegt man zuweilen mit einem langsamen, etwas tiefem Kopfnicken zu begleiten. Diese Gebehrde, die ein Ausdruck der Billigung ist (§. 220.), hat eben den Sinn, als die Rede, ihrem Wortverstande nach. Man billigt dadurch, dem Scheine nach, die Sache, wovon man redet; so wie man sie, den Worten nach, lobt. Das Langsame und Gedehnte dieses Kopfnickens aber ist parallel mit der ähnlichen Beschaffenheit der Deklamation, und hat einen ähnlichen Sinn (§. 178.). Man will den äußern Schein der Billigung auffallend machen, damit man daran merke, daß es nicht so gemeint sey.

§. 232.

Unwille. Verdruß. Aerger. Zorn. Wuth.

Unwille, Verdruß, Aerger, Zorn und Wuth haben auch im Gebehrdenspiele den Charakter gemein,

mein, welcher der Deklamation dabei eigen ist (§. 179.). Sie geben alle den Mienen ein mürrisches Ansehen, dem Auge einen unfreundlichen Blick und den Bewegungen Rauheit und abgestoßene Kürze. Sie unterscheiden sich aber auch von einander durch mehrere Eigenthümlichkeiten. Der Unwille zeichnet sich aus durch ein gewisses Kopfschütteln, das in einem vorzüglichen Grade lebhaft, und ein Ausbruch der lebhaften Mißbilligung ist (§. 220.), welche der Unwille enthält. In höhern Graden des Affekts wird, auf eine ähnliche Art, auch die flache Hand von einer Seite zur andern hin und her geschüttelt. Auch dreht und wendet sich wol der ganze Körper unruhig von einer Seite zur andern, zumal wenn mit dem Affekte eine gewisse Unentschlossenheit verbunden ist, wo man nicht gleich weiß, was man zu der Sache, die den Unwillen erregt, sagen, wie man sich dabei benehmen, wie man einen Ausweg finden, wolle.

Bei dem Verdrusse schwellen die Lippen *), die untre Kinnlade hängt etwas herunter, die Augenbraunen ziehen sich gegen einander, die Augen ver-

*) Darauf gründen sich die platten Redensarten: „ein dikkes Maul machen" und ähnliche (§. 130.).

verschließen sich merklich, und der Blick ist in sich gekehrt.

Beim Aerger ist das Auge weniger verschlossen, und das Kinn hängt nicht herunter, vielmehr werden zuweilen die Zähne zusammengebissen. Ist der Aerger mehr innerlich, so daß er sich weniger in Worten und Handlungen ausläßt, so sieht man ein gewisses Zittern, eine Art von konvulsivischer Bewegung der Unterlippe. Hat der Aerger mehr seinen freien Lauf, so sieht man, wenn er sich auch nicht wirklich an einem vorhandnen Gegenstande auslassen kann, doch ein Streben danach, das eine unruhige Thätigkeit erzeugt: Man stampft mit dem Fuße, zupft am Kinn, an den Schößen der Weste, zerwirkt, was man in der Hand hat, nagt an der Lippe, kraut sich im Kopfe, oder hinter den Ohren. Dies letzte hat zugleich einen physiologischen Grund, der bei dieser Art von Affekten überhaupt ein unangenehmes Gefühl in der Haut des Kopfes erzeugt. Daher die platte Redensart, sich hinter den Ohren kratzen. Wie es zugehe, daß der Aerger auf die Galle wirkt, und dadurch auch die Gesichtsfarbe entstellt *), vermag man eben so wenig zu erklären, als man im Stande ist, einzusehen,

*) „Man möchte schwarz werden vor Aerger" ist eine sehr gemeine Redensart.

sehen, warum eine traurige Vorstellung auf die Thränendrüsen, und eine komische auf das Zwergfell wirkt.

Die Gebehrden des Zornes und der Wuth gehören zu den häßlichsten, die es giebt *). Das aufgerißne, gerändete und geröthete Auge rollt im Kopfe herum und schießt flammende Blicke auf den Gegenstand des Zorns. Die Zähne werden gefletscht und knirschen, und der verzerrte Mund läßt sie uns sehen. Denn der Zorn setzt alle zum Angreifen und Zerstöhren dienliche Werkzeuge in eine unruhige Thätigkeit. Aus dieser Ursache ziehen sich auch die Hände krampfhaft zusammen, und die geballte Faust drohet; oder, fährt unruhig in der Luft umher, oder pocht gewaltsam in die andre Hand. Ueberhaupt werden alle äußern Theile des Körpers mit Kraft ausgerüstet, die mit Blut überfüllten Gefäße strotzen und zittern, das Gesicht glühet; der Athem wird hörbar ausgestoßen und durch die Zähne gezogen, die Brust und das Blut scheinen zu kochen. Die Bewegungen sind heftig, schneidend, erschütternd. In den höhern Graden der Wuth wird ein Geifer ausgesprudelt, oder fließt seitwärts aus dem Munde, und die Rachbegierde

*) Nescio, sagt Seneka vom Zorn, an magis detestabile sit vitium, an deforme.

gierde, die sich nicht halten kann, läßt sich blindlings an jedem vorkommenden Gegenstande aus, (wie etwa ein Verliebter einen Brief, der ihm die Untreue seiner Geliebten verräth, mit den Zähnen zerreißt), oder in Ermangelung dessen, an sich selber. Der Wüthende rauft sich die Haare aus, beißt sich in die Finger oder Lippen, oder zerfleischt sich auf andre Art. Diese Raserei verübt auch die tobende Verzweiflung (§. 226.).

Anmerkung.

Auch alsdann, wenn man auf sich selbst zürnt, richtet man die Angriffe des Zorns gegen sich selbst, wie bei der innern Qual der Gewissensbisse. Man schlägt sich vor die Stirn, wenn man einen gehabten Entschluß verwünscht, gegen das Herz, wenn man ein Gefühl, eine Leidenschaft verdammt, rauft sich die Haare u. s. w.

§. 233.

Abscheu.

Der Abscheu überhaupt verzieht das Gesicht auf eben die Art, wie der Ekel an einer sehr übelschmeckenden Speise. Das Auge verschließt sich, der Kopf oder der ganze Körper biegt oder wendet sich von dem Gegenstande weg, die Hände werden vorge-

vorgehalten, die Kehle zusammengedrückt, so daß das Unterkinn vortritt, der Athem weggehaucht und, besonders wenn der Gegenstand ein sinnlicher ist, mit den Lippen eine Bewegung gemacht, als wenn man ein Br! hervorbringen wollte — alles Ausbrüche von dem Bestreben, den Gegenstand nicht wahrzunehmen, nichts von ihm zu empfinden (§. 180.). Bei manchen Arten des Abscheues, besonders wenn das Verabscheute etwas Unmoralisches ist, das wir verachten, speien wir aus, als wenn wir einen widrigen Geschmack los zu werden, den Mund zu reinigen strebten.

§. 234.

Neugierigkeit.

Wie sich die Neugierigkeit gebehrde, ist zum Theil schon §. 181. bemerkt. Sie verkündigt sich überdem noch durch einen auf ihr Objekt geheften, spähenden Blick, eine Folge von dem Bestreben, dieses Objekt so bald, und so genau als möglich, zu erkennen. Der Körper neigt sich nach dem Objekte hin und der vorgestreckte Kopf bestrebt sich, ihm noch näher zu kommen. Je mehr die Neugierigkeit gereizt wird, desto mehr äußert sich dieses Bestreben nach Annäherung und desto mehr

scheint der Blick, den Gegenstand gleichsam zu verschlingen.

§. 235.

Unbestimmte Begierden und Verabscheuungen.

Ein unbestimmtes Begehren, wo wir uns nach einem Etwas sehnen, dessen wir uns selbst nicht bewußt sind, oder zu dessen Erreichung wir gar keine Mittel und Wege vor uns sehen, ein solches unbestimmtes Begehren drückt sich aus, wie Zweifel, Ungewißheit und Anstoß in der Erkenntniß (§. 211. §. 212.). Man wendet sich hiehin und dahin, läuft in verschiednen Richtungen hin und her, steht still, reibt die Hände, setzt sich nieder, steht auf; mit einem Worte, man macht allerlei Bewegungen, die ein unbestimmtes Suchen, ein reges Streben, aber keinen festen, bleibenden, bestimmten Zweck ankündigen.

§. 236.

Uebereinstimmung in den Gebehrden aller auf äußerliche Gegenstände gerichteten Begierden und Verabscheuungen.

Alle Begierden und Verabscheuungen, die auf äußerliche Gegenstände gerichtet sind, haben folgendes mit einander gemein: 1) sie geben dem Körper eine schiefe Lage, die sich, bei den erstern, nach dem Objekte hin, bei den andern, von demselben

selben weg, biegt, und nach Verschiedenheit der Umstände, verschiedentlich modificirt wird, so daß z. B. der Horchende sich zur Seite biegt, der Neugierige aber, der etwas beschauen will, vorwärts; 2) sie bewegen sich in grader Linie, die Begierden nach dem Objekte hin, die Verabscheuungen von ihm weg, weil sie den kürzesten Weg zu ihrem Ziele lieben. Daher drängt sich der Zornige in grader Linie durch den dicksten Haufen auf seinen Gegner zu, wenn er gleich durch einen kleinen Umweg bequemer und geschwinder dahin gelangen könnte.

Die erwähnten Eigenschaften des Gebehrdenspiels sind indessen nicht ausschließend den Fällen eigen, wo ein äußerlicher Gegenstand gegeben ist, sondern sie werden auch auf andre übergetragen. Wer vor einer abscheulichen Idee, die in ihm selber aufsteigt, erschrickt, fährt zurück, als wenn er sich vor einem äußerlichen Gegenstande entsetzte.

§. 237.

Regel der zusammengesetzten Gebehrden.

Die Zusammensetzung aller zusammengesetzten Gebehrden muß mit der Zusammensetzung des darzustellenden Gemüthszustandes übereinstimmen (§.

196.). Es müssen also 1) die einzelnen Elemente des Gebehrdenspiels zu den einzelnen Bestandtheilen des Gemüthszustandes sich schicken, und 2) müssen sie sich eben so gegen einander verhalten, wie die letztern, so daß z. B. der Ausdruck desjenigen Affekts, der im Gemüthe herrschend ist, auch im Gebehrdenspiele hervorsteche; und zwar in eben dem Grade, wie jener in dem Gemüthe. Nach diesem Gesetze können alle zusammengesetzten Gebehrden leicht beurtheilt und eingerichtet werden; selbst alsdann, wenn Affekten von entgegengesetzter Art zu vereinigen sind, wofern nur, welches freilich nicht angeht, ihre Gebehrden nicht durch ein und eben dasselbe Werkzeug hervorzubringen sind. Wenn z. B. ein heiß geliebter Freund, den wir verloren oder weit entfernt glaubten, unvermuthet hereintritt; so ergreift uns, mit dem Gefühle der Freude und Liebe, auch ein Erstaunen, das eine Art von Schreck ist. Das letztere entfernt und biegt den Körper zurück, das erstere neigt ihn vorwärts und nähert an. Man wird daher in dem ersten Augenblicke mit dem einen Fuße einen Schritt zurück thun und den Körper rücklings lehnen, während daß die ausgebreiteten Arme dem Freunde schon entgegen eilen. Je mehr nun das Gefühl der Freude überwiegend ist, desto schneller und höher

werden

werden die Arme gehoben, desto weiter dem Freunde entgegen gestreckt, desto weniger und desto langsamer tritt der Fuß zurück, beugt sich der Körper hinten über. Je mehr aber das schreckartige Erstaunen vorwaltet, desto langsamer und weniger werden die Arme empor gehoben und vorwärts gestreckt, desto weiter und schneller tritt der Fuß zurück, desto mehr lehnt sich der Körper hinten über.

Des zweiten Abschnitts
Drittes Kapitel
Von der Verbindung der Deklamation und der Gebehrden unter sich und zu einem Ganzen.

§. 238.
Allgemeines Gesetz.

Alle Verbindung der Deklamation und der Gebehrden unter sich und zu einem Ganzen muß (subjektiv) natürlich seyn; denn dies ist das Gesetz für die ganze Sprache der körperlichen Beredtsamkeit überhaupt (. 196. §. 130.).

§. 239.
Folgesatz 1.

Was nach der Natur zusammen ist, muß auch der Redner zusammen vorbringen, was getrennt ist, muß er trennen, und zwar in der Ordnung, wie es (subjektiv) natürlich ist.

§. 240.

§. 240.

Folgesatz. 2.

Der Ton des Ganzen, in der Deklamation sowohl als im Gebehrdenspiele, muß mit der Stimmung des Gemüths, die dem Redner, als solchen zukömmt, übereinstimmen, Der begeisterte Rhapsode, der eine prachtvolle Stelle der Messiade deklamirt, hat eine höhere Gemüthsstimmung als derjenige, der eine Gellertsche Fabel hersagt; bei jenem muß beides, Deklamation und Gebehrdenspiel, einen höhern Schwung haben.

§. 241.

Grade der Deklamation und des Gebehrdenspiels.

Es lassen sich aber in der Deklamation drei Grade unterscheiden: die gemeine, die höhere und die höchste (gleichsam, wie in der Schreibart das genus tenue, medium und sublime). Bei der letztern ist Ton und Rhythmus durchgängig bestimmt, sie ist Gesang. Bei der zweiten ist Ton und Rhythmus, besonders der letztere, weniger bestimmt; sie ist gesangartig, ohngefähr wie der Vortrag eines unbegleiteten Recitativs. Bei der ersten ist beides, Ton und Rhythmus am wenigsten bestimmt; sie ist die gewöhnliche Art zu deklamiren im gemeinen Leben.

Eben diese drei Grade können auch in dem Gebehrdenspiele unterschieden werden: Es giebt ein gemeines, ein höheres und ein höchstes Gebehrdenspiel. Das letztere ist Tanz, und ist durchgängig bestimmt in der Art der Gebehrden und in dem Rhythmus ihrer Folge. Das zweite gehört dem begeisterten Redner, das erste sieht man in den gewöhnlichen Unterredungen des gemeinen Lebens, und auf guten Schaubühnen, obgleich der Schauspieler in einzelnen Stellen auch begeisterter Redner seyn kann.

Es versteht sich: daß diese Grade unendlich verschiedne Abstufungen zulassen, und daß es daher der Beurtheilungskraft des Redners überlassen bleibt, wenn auch der Grad im Allgemeinen bestimmt ist, dann erst noch zu entscheiden, wie hoch er auf diesem Grade herauf, oder wie tief er herab stimmen müsse, um mit den mehr oder weniger gespannten Saiten der Seele in Harmonie zu kommen.

§. 242.

Haltung des Gebehrdenspiels und der Deklamation.

Gebehrdenspiel und Deklamation müssen Haltung haben, d. i. alle ihre Theile müssen zu dem Ganzen, folglich auch unter einander, in einem

richtigen

richtigen Verhältnisse stehen. Sie müssen daher nicht bloß so eingerichtet seyn, daß ihr Grad überhaupt zu dem Tone des Ganzen paßt, sondern auch so, daß jeder Theil der Rede in eben dem Verhältnisse mehr herausgehoben wird, in welchem er wichtiger ist. Der Redner muß also bei starken Stellen seine körperliche Beredtsamkeit nie auf den höchsten Grad treiben, wenn noch stärkere folgen, sondern für diese den höhern Grad der Kraft und des Nachdrucks aufbewahren.

§. 243.

Stätigkeit des Gebehrdenspiels.

Das Gebehrdenspiel muß stätig seyn, d. i. es müssen lauter zur Rede gehörige Gebehrden ununterbrochen auf einander folgen, selbst die Pausen und Ruhepunkte müssen zu der Rede gehörig seyn. Denn der, der Rede zum Grunde liegende Gemüthszustand dauert stätig fort, oder wird doch von dem Zuhörer als fortdauernd gedacht. Folglich muß dies auch im Gebehrdenspiele der Fall seyn. Denn, wenn Gebehrden mit unterlaufen, die zu der Rede nicht gehören, die also kein natürlicher Ausdruck von dem zum Grunde liegenden Gemüthszustande sind; so sind sie eben darum der Schönheit entgegen (§. 196.). Da wir überdem,

wenn

wenn wir auch den Redner nicht immer hören, ihn doch immer vor uns sehen; so erblicken wir, wenn sein Gebehrdenspiel nicht stätig ist, eine doppelte Person in ihm. Diese Verwirrung ist ein Anstoß, welcher den Zusammenhang der Vorstellungen unterbricht und also die Wirkung der Rede stört.

§. 244.

Uebergang aus affektlosen in affektvolle Zustände.

Da die menschliche Seele, wie die Natur überhaupt, keine Sprünge macht, sondern aus jedem gegebnen Zustande in einen andern durch eine stätige Fortschreitung übergeht, obgleich die Zwischenverändrung oft so schnell geschieht, und so unmerklich ist, daß sie sich aller Wahrnehmung entzieht; so kann sie auch aus Ruhe in Affekt, und aus Affekt in Ruhe niemals unmittelbar und plötzlich, sondern nur mittelbar und allmählich übergehen. Der vorige Zustand dauert noch zum Theil fort, indeß der folgende schon anfängt, und das giebt einen gemischten Mittelzustand, durch den die Seele erst hindurch muß, ehe der folgende ganz rein existiren kann. So wie ein kalter Körper nicht mit einemmale, sondern nur nach und nach glühend wird, wenn man Feuer anzündet, und ein glühender nicht plötzlich, sondern nur allmählich wieder

der kalt wird, wenn man das Feuer auslöscht; so geräth auch die kalte, ruhige Seele nicht mit einemmale in Glut, wenn sich das Feuer eines Affekts entzündet, und wird, wenn sie in Glut ist, nicht plötzlich wieder kalt und ruhig, wenn auch die Ursache des Affekts aufhört.

Nach diesem Gesetze der Seele muß sich die körperliche Beredtsamkeit genau richten (§. 238.). Der Redner darf also nicht aus einem affektlosen Ausdrucke plötzlich in einen affektvollen herüber, oder aus diesem in jenen zurück, fallen, sondern muß beide durch einen stätigen Uebergang verbinden. Indem der folgende Ausdruck anfängt, muß von dem vorigen noch etwas übrig seyn, und so ein gemischter Mittelausdruck entstehen, der den voraufgehenden mit dem nachfolgenden ohne Sprung verbindet, obgleich dieser Zwischenausdruck im höchsten Grade kurz und unmerklich seyn kann. Wer z. B. in einem ruhigen Gespräche mit jemandem begriffen ist, und unvermuthet auf das empfindlichste von ihm beleidigt wird, der wird in Deklamation und Gebehrdenspiel nicht mit einemmale die ganze Flamme des Zorns auflodern lassen, sondern nach und nach. Nicht gleich beim ersten Ausbruche wird der Ton pfeifen, kreischen, in einem gewaltsamen gestoßnen Rhythmus forteilen;

sondern

sondern er steigt ohngefähr (in den gewöhnlichen Fällen) in Tertien in die Höhe, wächst ohngefähr in eben dem Verhältniß an Stärke, ist anfänglich noch mehr gehalten, mild, und gebunden, und wird ohngefähr in dem vorigen Verhältnisse gestoßner, rauher, unordentlicher, schneller. Eben so im Gebehrdenspiele. Zuerst ändert sich das Auge, funkelt und rollt im Kopfe herum, die Lippen fangen an zu zucken und sich zu verziehen, und erst dann verbreitet sich die krampfhafte Unruhe über die übrigen Gesichtszüge, in die Hände und den übrigen Körper. Also im Gebehrdenspiele sowohl als in der Deklamation herrscht in den ersten Augenblicken noch etwas von der Ruhe des voraufgehenden Zustandes, wenn schon der Sturm des nachfolgenden zu toben angefangen hat.

Wie hier, so in allen Fällen. Allemal bleiben von dem voraufgehenden Zustande diejenigen Ausdrücke am längsten zurück, die in den weniger reizbaren Theilen liegen, oder überhaupt weniger von der Willkühr abhängen. Die reizbarern, empfindlichern, ausdrucksvollern Theile zeigen den Ausdruck des nachfolgenden Zustandes zuerst. Bei einem Wechsel von Traurigkeit und Freude lächelt oft das Auge schon, wenn die Züge um den Mund herum noch weinen.

§. 245.

§. 245.

Uebergang aus einem Affekte in den andern.

Affekten können verwandte heißen, sofern die Seele leicht aus dem einen in den andern übergeht; entfernte, sofern das nicht ist *); ohngefähr so, wie man die körperlichen Stoffe verwandt nennt, wenn sie einander anziehen. Je entfernter nun die Affekten sind, die ein Redner gleich nach einander darstellen soll; desto sorgfältiger hat er auf einen vermittelnden Zwischenausdruck zu sehen, wenn sein Spiel keinen Sprung machen, keine, wenigstens scheinbare, Widernatürlichkeit enthalten soll. Ein Verstoß gegen diese Regel ist ohngefähr eben das, was in der Musik eine verbotne Quinten- oder Oktaven-Folge ist. Diese ist auch ein nicht — stätiger Uebergang aus einer Harmonie in eine andre.

Es frägt sich also: wovon die größere, oder geringere Verwandtschaft der Affekten abhänge, und woran sie erkannt werde?

Affekten sind um so näher verwandt, je mehr der Ton und der Rhythmus (§. 84.) der einen dem Tone und dem Rhythmus der andern ähnlich ist; und sie sind um so entfernter, je mehr Ton

und

*) Engels Mim.

und Rhythmus unähnlich sind. Denn ein Affekt kann um so leichter entstehen, je mehr er in Ton und Rhythmus einem schon vorhandnen ähnlich ist (§. 84.), und sein Entstehen wird um so mehr erschwert, oder verhindert, je mehr sein Ton und Rhythmus von dem des vorhandnen Affekts abweicht, je weniger die Seele für ihn gestimmt ist (§. 84.).

Bei der Verwandtschaft zweier Affekten kömmt also nichts darauf an: ob sie beide angenehm, unangenehm, gemischt, oder in dieser Absicht ganz verschieden sind. Der angenehmste Affekt kann mit dem unangenehmsten sehr nahe verwandt seyn, wenn sie nur im Ton und Rhythmus, oder auch nur in dem letztern allein, sehr ähnlich sind. So gehet z. B. die ausschweifendste Freude sehr leicht in den wildesten Zorn über, wovon die oft blutigen Händel bei Trink- oder andern Freuden-Gelagen Zeugniß geben. Denn Zorn und ausschweifende Freude sind einander ähnlich in dem wild fortströmenden Rhythmus und in der brausenden Heftigkeit des Tones, der alle Fibern spannt und den Klang jeder berührten Saite in der Seele verdoppelt.

Eine Pause, in der Deklamation wenigstens, kann oft den Uebergang aus einem Affekte in den andern

andern erleichtern; sie darf aber nur gebraucht werden, wenn sie natürlich ist (§. 243. §. 238.).

§. 246.

Idee einer tabellarischen Methode in der Lehre von der körperlichen Beredsamkeit.

Wenn man die Theorie der körperlichen Beredtsamkeit in eine tabellarische Methode bringen, und dabei ein psychologisches Princip zum Grunde legen wollte; so würde sich dazu die Verwandtschaft der Gemüthszustände am besten schicken. Man müßte dann die sämtlichen, zu betrachtenden Gemüthszustände nach ihrer Verwandtschaft klassificiren, welches ohne große Schwierigkeit geschehen kann, und sie dann nach der Reihe abhandeln, wie es die Gesetze einer tabellarischen Methode mit sich bringen.

§. 247.

Vorbereitung zum schönen mündlichen Vortrag einer Rede.

Wenn sich ein Redner zu einem schönen mündlichen Vortrage einer Rede vorbereiten will; so hat er nicht blos zu überlegen, wie er Gebehrdenspiel und Deklamation einzurichten habe, sondern er hat auch dafür zu sorgen, daß er bei dem wirklichen Vortrage nirgends, weder den Gedanken, noch den Ausdruck, erst mühsam zu suchen brau-

che. Denn sonst behält er nicht Aufmerksamkeit genug für den Vortrag übrig. Er muß aber so viel dafür übrig haben, daß er nicht blos auf den Ausdruck der einzelnen Gedanken achten, sondern zugleich auch auf die Idee des Ganzen und das Verhältniß der Theile gegen einander Rücksicht nehmen kann (§. 242.).

Will er zu dem Ende die Rede Wort für Wort auswendig lernen, so muß er alle Mittel anwenden, die Sicherheit der Wiedererinnerung zu befördern; will er das nicht, sondern die Rede, ganz oder zum Theil, extemporiren; so muß er sich der Gedanken versichern und des Ausdrucks völlig mächtig seyn.

Anmerkung.

Hülfsmittel zur Erleichtrung des Auswendiglernens sind folgende. 1) Man sorge, wenn man die Rede selbst macht, für Zusammenhang und Ordnung. Das Unzusammenhängende und Unordentliche ist schwer zu behalten. 2) Man präge sich zuerst die Folge der Hauptgedanken ein: ihrer sind wenige; und, wenn man ihre Folge inne hat, so associiren sich die Nebengedanken leichter. 3) Man achte in der Folge der Gedanken auf die individuellen Merkmale *), und

mache

*) S. m. Versuch üb. die Einbildungskr. S. 119.

mache sich dergleichen so viele, als man kann, auch äußerliche. Man mache auf dem Papier bei dem einen Gedanken ein Kreuz, bei dem andern einen Stern, diesen Satz unterstreiche man einfach, jenen doppelt, merke sich die Stelle auf dem Blatte, wo die Sätze stehen (memoria localis) u. s. f. Aus dem letztern Grunde muß man keine veränderten Handschriften machen. 4) Man lese die Rede oft laut. Was man durch zwei Sinne empfindet, prägt sich besser ein. 5) Anfänglich suche man bei dem Memoriren alle begleitenden, voraufgehenden und nachfolgenden, lebhaften Vorstellungen zu vermeiden, weil sie die aufzufassenden, oder erst schwach aufgefaßten Gedanken verdunkeln.. Man lese daher z. B. die Rede unmittelbar vor Schlafengehen und gleich nach dem Erwachen. Nachher aber 6) lese oder recitire man sie unter begleitenden lebhaftern Vorstellungen, damit man sich gewöhne, sich dadurch nicht stören zu lassen, welcher Gefahr man sonst bei einem öffentlichen Vortrage beständig ausgesetzt ist. Auch in dieser Rücksicht ist das laute Lesen beim Memoriren zu empfehlen. Denn wer seine Rede blos stillschweigend gelernt hat, kann, wenn er noch nicht geübt ist, beim öffentlichen Vortrage durch den Schall seiner eignen Worte gestört werden 7) Man lerne die letztern Theile der Rede zuerst. An die erstern denkt man ohnehin öfter, und wenn man beim öffentlichen Vortrage wegen der letz-

tern völlig sicher ist, so erleichtert dies auch die erstern. 8) Kurz vorher, ehe die Rede gehalten werden soll, wiederhole man sich die Hauptgedanken, aber nicht die ganze Rede. Das Bewußtseyn, jene wohl inne zu haben, vermehrt die Sicherheit; die Wiederholung der ganzen Rede in dieser Zeit aber wird den Ungeübten gewöhnlich nur verwirren, weil er gerade zu dieser Zeit am ängstlichsten ist, unfehlbar hie und da anstößt, und dadurch also nur noch ängstlicher gemacht wird.

Anhang

Anhang

zu der allgemeinen Rhetorik.

§. 248.

Von der Erfindung.

Wenn man in der Rhetorik von der Erfindung der Gedanken (de inventione) und von der Einkleidung derselben in Worte (de elocutione) handelt; so kann man zuvörderst, bei dem erstern, nicht die eigentliche Erfindung im Sinne haben. Denn eines Theils bedarf es zu einer schönen Rede eben nicht neu erfundner Gedanken, andern Theils läßt sich auch das Erfinden nicht lehren, weil dasjenige, was man denken, thun, hervorbringen gelernt hat, eben deshalb keine Erfindung ist. Das Erfinden ist und bleibt Sache des angebornen Genies. Man kann also nur das Auffinden der Gedanken meinen. Sodann aber gehört die Lehre de inventione gar nicht in die Rhetorik. Die Rhetorik betrachtet nur die Schönheit, also nur die Form der Reden; das Geschäft, den Stoff

dazu herbei zu schaffen, geht sie nichts an, diesen setzt sie als gegeben voraus; eben so, wie die Logik nur die Form der Vernunftschlüsse, aber nicht den Stoff derselben, kennen lehrt.

Ein Redner muß freilich noch etwas mehr können und wissen, als Rhetorik. Er muß, außer natürlichem Talent, 1) eine reiche Sachkenntniß von den Dingen haben, worüber er reden will, die er sich durch Erfahrung, durch Umgang mit der Welt, durch Lektüre, durch wissenschaftliches Studium, erwirbt 2) eine eben so reiche Kenntniß der menschlichen Natur, da er auf Menschen wirken will — diese muß er besonders aus einem sorgfältigen Studium der empirischen Psychologie herzunehmen suchen, und er muß 3) denken, und besonders praktisch denken, gelernt haben; daß er im Stande ist, aus dem Vorrathe seiner Erkenntniß jedesmal das herauszufinden, auszuwählen und gehörig anzuwenden, was zu seinem Zwecke dient. Zu dem Ende muß er sein gesammtes Erkenntnißvermögen methodisch gebildet haben *).

*) Einen vortreflichen Unterricht über die stufenweise fortschreitende Kultur des Erkenntnißvermögens findet man in Niemeyers Grundsätzen der Erziehung §. 108. ꝛc.

Zweiter

Zweiter Theil.

Reine besondre Rhetorik.

Einleitung.

§. 249.

Idee der in der besondern Rhetorik zum Grunde gelegten tabellarischen Methode.

Eine prosaische Rede ist, in Absicht auf den äußern Vortrag, (ob er nämlich mündlich oder schriftlich sey), entweder durch ihr Wesen bestimmt, oder nicht. Daher theilen sich die prosaischen Reden in zwei Klassen. Es giebt

I. solche, die in Absicht auf den äußern Vortrag durch ihr Wesen nicht bestimmt sind. Diese müssen also nicht nothwendigerweise mündliche, auch nicht nothwendigerweise schriftliche, sie

sie können eben sowohl das eine, als das andre, seyn. Ihre specifischen Unterschiede gründen sich auf die Materie. Sie sind

A. lehrende, sofern sie Erkenntnisse wirken; und zwar

a. dogmatische, sofern sie allgemeine Wahrheiten lehren,

b. historische, sofern sie individuelle Wahrheiten (Thatsachen) lehren; entweder

aa. Begebenheiten — erzählende, oder

bb. solche Thatsachen, die keine Begebenheiten sind — beschreibende;

B. erweckende, sofern sie Gefühle wirken;

C. bewegende, sofern sie Begierden und Verabscheuungen wirken;

a. praktische (§. 58.)

b. rührende (§. 58.)

D. gemischte;

II. solche,

II. solche, die, in Absicht auf den äußern Vortrag, durch ihr Wesen bestimmt sind. Sie theilen sich in zwei Gattungen. Man hat

1. solche, zu deren Wesen es gehört, daß sie schriftlich vorgetragen werden — Briefe;

2. solche, zu deren Wesen es gehört, daß sie mündlich vorgetragen werden. Unter diesen giebt es zwei niedrigere Gattungen:

A. diejenigen, denen es wesentlich eigen ist, daß die Gedanken während der Rede entstehen — Selbstgespräch, Gespräch,

B. diejenigen, denen das nicht eigen ist — die eigentlichen Reden.

Anmerkung.

1. Unter Gefühlen sollen alle, blos als subjektiv, unter Erkenntnissen die als objektiv, gedachten Vorstellungen verstanden werden (vergl. §. 138. Nr. 1.); so daß alles, was in der Seele vorgeht, entweder eine Erkenntniß, oder ein Gefühl, oder ein Begehren (Begierde oder Verabscheuung) ist. Dies begründet die Vollständigkeit der Eintheilung unter Nr. I.

2. Ein

2. Ein strenger Logiker kann an vorstehender Abtheilung, wie ich wohl weiß, eins und das andre tadeln. Aber es werden auch bei jeder andern Schwierigkeiten übrig bleiben. Das liegt in der Natur der Sache. Denn die mannichfaltigen prosaischen Reden unterscheiden sich bald durch die Materie, bald durch die Form, und haben bald bei einerlei Inhalt verschiedene Formen, bald bei einerlei Form verschiednen Inhalt.

Der reinen besondern Rhetorik

Erster Abschnitt.

Von der innern Schönheit der einzelnen Arten der prosaischen Rede.

Erstes Kapitel.

Von den dogmatischen Reden.

§. 250.

Nähere Entwickelung des Begriffs.

Da eine Rede dogmatisch heißt, sofern sie allgemeine Wahrheiten lehrt (§. 249.), so sind alle, oder wenigstens die Haupt-Gedanken derselben abstrakt und nur für den Verstand. Denn, das Allgemeine zu denken, ist Geschäft des Verstandes. Wenn also sinnliche Vorstellungen vorkommen, so sind sie bloße Nebenvorstellungen, den allgemeinen, abstrakten Hauptgedanken untergeordnet, und nur zum Behufe derselben vorhanden.

Anmerkung.

Didaktischer oder Lehr-Stil.

§. 251.

§. 251.

Wiefern eine dogmatische Rede schön seyn könne.

Da demnach in einer dogmatischen Rede oft alle, oft wenigstens die Hauptgedanken, bloß abstrakte Wahrheiten für den Verstand enthalten, alles Schöne aber nicht bloß den Verstand, sondern auch die Sinnlichkeit beschäftigen muß (§. 4); so frägt sich allerdings: wiefern eine dogmatische Rede überhaupt eigentlicher Schönheit empfänglich seyn könne? Sie kann es, weil sie 1) mittelbar die Sinnlichkeit beschäftigt, indem die Thätigkeit, worin sie den Verstand setzt, wie jeder Gemüthszustand, von dem innern Sinne empfunden wird; ferner 2) weil sie sinnliche Nebenvorstellungen enthalten kann, und endlich 3) weil der Ausdruck, an sich selbst betrachtet, allemal ein sinnliches Objekt ist.

§. 252.

Was in einer dogmatischen Rede von Seiten des Geschmacks, im Allgemeinen, für den Verstand hauptsächlich zu thun sey.

Da eine dogmatische Rede bloß, oder doch hauptsächlich, Gedanken für den Verstand vorträgt; so kann es diesem, wenn jene Gedanken nur nicht zu klein und zu unbedeutend sind, an hinreichender Beschäftigung nicht fehlen. Der gute Geschmack

schmack hat also hauptsächlich nur dafür zu sorgen, daß die erregte Thätigkeit desselben eine angemessene bleibe, damit sie von dem innern Sinne mit Wohlgefallen empfunden werde (§. 3.); also dafür, daß dem Verstande sein Geschäft so viel als möglich erleichtert werde. In sofern nun hiezu Deutlichkeit, Bestimmtheit, strenge Methode, und überhaupt die logischen Vollkommenheiten der Gedanken und Ausdrücke nothwendig sind, in sofern sind sie auch zur Schönheit einer dogmatischen Rede unentbehrlich.

Anmerkung.

Kürze. Ausführlichkeit. Kunstwörter. Eigentliche und uneigentliche Ausdrücke, insbesondre Tropen. Zweckmäßige und zweckwidrige Lebhaftigkeit. Vorstellung der allgemeinen Wahrheiten in concreto. Anwendung derselben auf gegebne Fälle: Beispiele. Wesentliche Ausdrücke und Verbindungen derselben.

§. 253

Worauf demnächst zu sehen sey.

Wenn gleich eine dogmatische Rede lauter allgemeine Gedanken für den Verstand enthält, so können dieselben doch so klein und unbedeutend, oder so vorgestellt, seyn, daß sie den Verstand

nicht

nicht hinreichend beschäftigen, wie etwa, wenn sie weitschweifig sind. Es ist also Sache des Geschmacks (§. 3.), dies zu vermeiden. Auch liegt es ihm ob, für alles dasjenige im Ausdrucke zu sorgen, was der Verstand zur Schönheit desselben, der innern sowohl als der äußern, erfordert (§. 78. — §. 101.).

§. 254.

Ferner, in Absicht auf die Sinnlichkeit.

Was der Geschmack, in einer dogmatischen Rede, in Absicht auf die Sinnlichkeit, im Allgemeinen, zu thun hat, bestehet in zwei Stücken. Er muß 1) soweit es dem Zwecke des Ganzen, also auch den einzelnen Hauptgedanken, keinen Abbruch thut, anschauliche Nebenvorstellungen einweben, um die Sinnlichkeit auch unmittelbar zu unterhalten, 2) muß er für alles dasjenige im Ausdrucke sorgen, was die Sinnlichkeit zur Schönheit desselben erfordert. (§. 78. — §. 101.).

§. 255.

Einschränkung.

Da es das Wesen einer dogmatischen Rede ist, den Verstand durch allgemeine Wahrheiten zu belehren (§. 250.); so ist diesem Zwecke überhaupt

alle

alle Schönheit untergeordnet. Folglich muß auch jede Schönheit des Ausdrucks aufgeopfert werden, sobald sie mit den logischen Vollkommenheiten der Rede im Widerstreite ist. Dieses kann schon alsdann der Fall seyn, wenn sie die Aufmerksamkeit zu sehr auf sich zieht, und also von den Gedanken ablenkt. Aus diesem Grunde darf, unter andern, eine dogmatische Rede zwar Numerus haben, aber dieser Numerus darf nicht bis zum Rhythmus, am wenigsten bis zu einem völlig bestimmten Rhythmus (dem Sylbenmaße) erhöht werden; obgleich auch noch ein andrer Grund vorhanden ist, der dies verbietet, der nämlich, daß der Ausdruck unnatürlich seyn würde, weil der Zustand des abstrakten, ruhigen Denkens keinen bemerkbaren, ihm eigenthümlichen Rhythmus hat.

§. 256.

Lehrbuch. Abhandlung.

Eine dogmatische Rede, worin alle Hauptwahrheiten einer Wissenschaft summarisch (d. i. im höhern Grade kurz §. 68.) vorgetragen werden, ist ein Lehrbuch (Compendium) dieser Wissenschaft; eine solche aber, worin einzelne Wahrheiten ausführlich (§. 68.) entwickelt werden, eine Abhandlung.

Anmer-

Anmerkung.

1. Grenzen der Kürze in einem Lehrbuche. Trockne Schreibart.

2. In einem Lehrbuche ist die Regel des 252sten §. vorzüglich streng zu beobachten, weil hier ein großer Inbegriff mannichfaltiger Wahrheiten zu fassen ist, ohne daß die Ausführung derselben dem Verstande zu Hülfe kömmt.

3. Die Kunst, seinen Gedanken und Ausdrücken die zur Schönheit erforderlichen logischen Vollkommenheiten zu geben, imgleichen in der Verbindung derselben die jedesmal zweckmäßigste Methode zu wählen und streng zu beobachten, muß der Redner von der Logik gelernt haben. Die Rhetorik lehrt ihn nur den Gebrauch, den er als Redner davon machen soll (§. 252.).

§. 257.

Gelehrte und populäre Abhandlungen.

Eine Abhandlung ist eine gelehrte, sofern sie bei dem Leser oder Zuhörer Talente, oder Kenntnisse voraussetzt, welche die meisten nicht haben, sofern sie dergleichen nicht voraussetzt, ist sie eine populäre. Da eine Abhandlung der letztern Art auch zu dem ungeübtern Verstande reden will; so hat sie verhältnißmäßig mehr, als die gelehrte,

darauf

darauf zu sehen, das Denkgeschäft zu erleichtern, und der Sinnlichkeit zu Hülfe zu kommen (§. 252. §. 254.).

Anmerkung.

Obgleich in einer populären Abhandlung ein Fehler gegen die strenge Wahrheit, oder gegen die übrigen logischen Vollkommenheiten, nicht allemal gradehin der Schönheit entgegen ist (§. 35.); so streitet er doch immer gegen den höhern Zweck der dogmatischen Rede, den Verstand zu unterrichten. Wenn diesem Zwecke möglichst Genüge geleistet werden soll, so erfordert der populäre Vortrag einer Wissenschaft grade den größten Meister in der Kunst. Denn er erfordert nicht allein die genaueste und vollständigste Bekanntschaft mit der vorzutragenden Wissenschaft, um unter den mannichfaltigen Wahrheiten derselben jedesmal das auszusuchen; was dem gemeinen Verstande am nöthigsten, nützlichsten, angenehmsten ist; sondern überdem auch noch die Kunst, dies populär vorzutragen, ohne der logischen Vollkommenheit im mindesten zu nahe zu treten. Die Meinung: daß man es bei einem populären Vortrage einer Wissenschaft mit der logischen Strenge so genau nicht zu nehmen brauche, ist selbst eine populäre.

§. 258.

Thema und Ausführung.

Die Hauptidee, die in einer Abhandlung zum Grunde liegt, (sey sie nun: eine Wahrheit zu erläutern, oder zu beweisen, oder was sie sonst wolle), heißt das Thema der Abhandlung; und der Inbegriff der Gedanken, die zur Entwickelung des Thema gebraucht werden, ist die Ausführung im objektiven Sinne (exornatio). Jede Abhandlung muß ein Thema und eine Ausführung enthalten (§. 256.); auch müssen Thema und Ausführung Einheit haben; das Thema, weil sonst nicht Eine Abhandlung vorhanden, sondern mehrere in einander verschlungen wären, die Ausführung, weil jede Rede, wenn sie schön seyn soll, materielle Einheit haben muß (§. 69.). Ein solcher Theil in einer Abhandlung, der zur Entwickelung des Thema nicht unmittelbar gehört, ist eine Abschweifung (Digression). Eine solche Abschweifung aber muß doch mittelbar zur Ausführung des Thema dienlich seyn (§. 69.). Die formelle Einheit einer Abhandlung, die zur Schönheit ebenfalls unentbehrlich ist (§. 77), heißt auch der Plan derselben.

Anmer-

Anmerkung.

1. Wie man seine Beschreibungen, Erklärungen und übrigen Mittel zur Beförderung der Deutlichkeit und Bestimmtheit der Bearisse gehörig einrichten, wie man die analytischen und synthetischen, die rationalen und empirischen Beweise gehörig führen solle, und was dahin mehr gehört, wird als bekannt vorausgesetzt. (§. 256. Anm. 3.).

2. Auch setzt die Rhetorik voraus: daß man die Quellen kenne, woraus der Stoff zur Ausführung herfließt, (die übrigens die nämlichen sind, die uns alle unsre Kenntnisse überhaupt liefern: Vernunft und Erfahrung), und daß man fähig sey, aus diesen Quellen zu schöpfen. Denn der Geschmack hat nur damit zu thun, den bereits herbeigeschafften Stoff zu formen, das, was sich zu seinen Formen schickt, auszusuchen, und das übrige zu verwerfen (§. 248.).

3. In einer beweisenden Abhandlung kann der Redner alle Arten der überredenden Argumente (§. 41 ꝛc.) als eine Zugabe gebrauchen.

§. 259.

Einleitung und Beschluß einer Abhandlung.

Zu einer Abhandlung kann noch eine Einleitung und ein Beschluß hinzukommen, wovon die erstere die Erreichung des Endzweckes derselben vorbereiten, und der letztere den erreichten End-

zweck sichern und befestigen soll. Da nun die erste vorläufige Bedingung, wovon die Erreichung des Endzwecks einer Abhandlung abhängt, darin besteht, daß die nöthige Aufmerksamkeit auf das Thema derselben gerichtet sey; so ist, dies zu bewirken, das wesentliche Geschäft einer schönen Einleitung. Sie kann daher 1) die Wichtigkeit der abzuhandelnden Sache bemerkbar machen, indem die Aufmerksamkeit dadurch geneigt wird, auf dieselbe zu achten; 2) kann sie vorläufige Begriffe vortragen, die zur klaren und deutlichen Vorstellung des Thema nöthig sind, z. B. höhere oder niedrigere, verwandte oder entgegengesetzte Begriffe, subalternirende oder subalternirte Sätze, u. s. f. 3) kann sie zeigen, wie sich andre die abzuhandelnde Sache vorgestellt haben; 4) kann sie die Veranlassung zu der Abhandlung erörtern; auf alle Fälle aber muß sie 5) mit dem Thema in einem nahen und genauen Zusammenhange, folglich der Uebergang von ihr zu dem Thema leicht und natürlich seyn, weil sie widrigenfalls nicht dazu dienen könnte, die Aufmerksamkeit auf das Thema hinzulenken; und aus eben dem Grunde muß sie 6) verhältnißmäßig kurz seyn, damit sie nicht der eigentlichen Abhandlung zu viel Aufmerksamkeit entziehe und nicht selbst zu einer Abhandlung werde.

Der

Der Beschluß einer Abhandlung kann seiner Absicht gewöhnlich am besten dadurch Genüge leisten, wenn er die Hauptideen der Abhandlung, in ihrem Zusammenhange, mit größtmöglicher Kürze und Lebhaftigkeit wiederholt. Dadurch wird die Uebersicht des Ganzen dem Gemüthe erleichtert, vergegenwärtigt, eingeprägt.

Anmerkung.

In der Einleitung wird die Aufmerksamkeit auf das zu betrachtende Objekt gelenkt (animus advertitur); in der eigentlichen Abhandlung selbst denkt sie nach (reflexio), und in dem Beschlusse überdenkt sie (comparatio).

Zweites Kapitel.

Von den historischen Reden.

§. 260.

Nähere Entwickelung des Begriffs.

Da eine Rede historisch ist, sofern sie individuelle Wahrheiten lehrt (§. 249.) das Individuelle aber, als solches, nicht von dem Verstande gedacht, sondern von der Sinnlichkeit vorgestellt wird, so sind die Hauptvorstellungen einer historischen Rede sinnlicher Natur, und die abstrakten oder allgemeinen Wahrheiten des Verstandes, die sie enthält, sind Nebenvorstellungen.

§. 261.

Allgemeine Bedingungen der Schönheit einer historischen Rede.

Die erste allgemeine Bedingung der Schönheit einer historischen Rede ist daher diese: es muß alles so vorstellig gemacht werden, daß die Einbildungskraft sowohl die einzelnen Thatsachen, als auch die Folge derselben leicht auffassen und ohne bemerkbare Anstrengung ein klares Bild davon entwerfen kann (§. 3.). Die andre allgemeine Bedingung

dingung ist: daß auch der Verstand hinlänglich beschäftigt werde (§. 4.). Das Hauptinteresse aber, was der Verstand bei der Betrachtung der Thatsachen hat, ist: das Daseyn oder Entstehen derselben zu begreifen, also ihren Zusammenhang mit ihren Ursachen einzusehen. Eine historische Rede kann also der zweiten Bedingung der Schönheit in vorzüglichem Grade Genüge leisten, wenn sie die Methode des realen Zusammenhanges *), entweder allein, oder in Verbindung mit einer andern, beobachtet.

Es kann aber eine historische Rede auch sonst auf mancherlei andre Art den Verstand beschäftigen: durch moralische, politische, teleologische, philanthropische, kosmopolitische, und andre Betrachtungen, die sie entweder ausdrücklich einstreut, oder nur veranlaßt, so daß sie sich dem denkenden Verstande von selbst ergeben. Auf alle Fälle muß sie irgend eine Ordnung beobachten, und wenigstens hiedurch dem Verstande eine Unterhaltung gewähren (§. 77.); sollte es auch nur die bloße chronologische oder geographische Methode seyn.

§. 262.

*) S meine Logik §. 309.

§. 262.

Historische Kunst.

Die Kunst, einer historischen Rede die Vollkommenheiten überhaupt zu geben, deren sie fähig ist, heißt die historische Kunst, wovon die Kunst, sie schön zu formen, ein Theil ist.

§. 263.

Zusatz.

Ein besonders wichtiger Theil der historischen Kunst ist die historische Kritik. In sofern diese Kritik nöthig ist zur Erreichung der zur Schönheit unentbehrlichen Wahrheit und Gewißheit (§. 34 ꝛc. §. 38 ꝛc.), in sofern muß auch ein Redner ihrer mächtig seyn, wenn er schöne historische Reden hervorbringen will. Da nun die historische Erkenntniß entweder auf eigner Erfahrung, oder auf dem Zeugnisse andrer beruht; so muß der Redner von der Logik gelernt haben, sowohl die eignen Erfahrungen, als auch die Zeugnisse andrer zu beurtheilen und anzuwenden *).

§. 264.

Allgemeine Regeln der historischen Schreibart.

Die erste vorzügliche Eigenschaft, die man von der historischen Schreibart fordert, ist eine voll-

*) S. meine Log. §. 315 ꝛc. §. 328 ꝛc. §. 389 ꝛc. §. 407 ꝛc.

vollkommne Klarheit. Sowohl die Objekte, von denen die Rede ist, als auch die Prädikate, die ihnen zukommen, und die Verhältnisse, worin sie gegen einander stehen sollen, müssen bestimmt angegeben werden, so daß man die einzelnen Objekte, und, wie sie sich aufeinander beziehen, genau und leicht fassen kann.

Diese Klarheit hat in der historischen Rede zugleich auch Lebhaftigkeit zur Folge. Denn, da die Objekte, von denen die Rede ist, individuell sind, so wird die Phantasie, unter der gesetzten Bedingung, von ihnen und ihrer Folge ein lebendiges Bild auffassen, wofern nur die vorgetragnen Thatsachen aus irgend einem Grunde interessant sind; welches aber, sofern die Materie der Rede gegeben ist, den Redner, als solchen, nichts angeht.

Es muß aber die Lebhaftigkeit in einer historischen Rede noch durch ein andres Mittel befördert werden. Dieses ist: möglichste Kürze *) (§. 68.). Denn theils kann, bei der Erzählung oder Beschreibung des Individuellen (da dies unmittelbar nicht für den Verstand ist) die Ausführlichkeit am leichtesten zur Weitschweifigkeit werden, theils kann

auch

*) Cicero: Nihil est in historia pura brevitate dulcius.

auch, wenn die vorzutragenden Thatsachen zusammengesetzter sind, sehr leicht die Klarheit, (folglich auch wieder die Lebhaftigkeit) darunter leiden, wenn nicht alles, so viel als möglich, zusammengedrängt wird. In diesem letztern Falle ist daher auch die Simplicität des Vortrages (§. 98.) vorzüglich zu empfehlen; wogegen die kleinern, einfachern Erzählungen und Beschreibungen mehr Schmuck vertragen.

Zu diesen Eigenschaften muß noch die historische Würde hinzukommen, welche nichts anders ist, als eine angemessene Größe der historischen Schreibart (§. 107.). Niemand aber kann diese Würde in einem vorzüglichen Grade erreichen, wenn ihm nicht ein hoher Grad von dem, was man Gemeingeist nennt, zu Theil wurde. Dieser, dem vortreflichen Historiker unentbehrliche, Gemeingeist ist die allgemeine, nach keinen Privatbedingungen urtheilende Vernunft, die den innern und äußern Werth jedes Objekts, sein Verhältniß zu andern und zum Ganzen, mithin die wahre Größe der Dinge richtig zu schätzen, und, nach Verhältniß dieser Schätzung, ein Interesse für oder wider dieselben zu erregen, weiß.

Anmer-

Anmerkung.

Mit andern Mitteln zur Beförderung der Lebhaftigkeit, besonders mit den Tropen, muß die historische Schreibart vorsichtig umgehen. Denn da diese meist Wirkungen der Phantasie sind, die Einmischung der Phantasie aber die Wahrheit verdächtig machen kann; so müssen dergleichen Figuren sparsam gebraucht werden; so viel es angeht, nur bei Nebenvorstellungen, und müssen nicht in hohem Grade kühn, sondern von schwächerer Art seyn.

Das nämliche gilt, aus demselben Grunde, auch von andern ähnlichen Figuren, wie z. B. wenn man Personen redend einführt, oder überhaupt, das Vergangne als gegenwärtig vorstellt; welches ein Zeichen von erhitzter Einbildungskraft ist.

I.

Von den erzählenden historischen Reden.

§. 265.

Verschiedne Arten der erzählenden Rede.

Wenn man unter den erzählenden, historischen Reden die eigentliche Erzählung von der eigentlichen Geschichte unterscheidet, so versteht man unter der letztern eine größere, unter der erstern aber eine kleinere, erzählende Rede.

Der

Die Begebenheiten aber, welche die Geschichte erzählt, bestehen entweder aus freien Handlungen, oder nicht. Im erstern Falle ist sie moralische Geschichte, (im weitern Verstande des Wortes), im andern aber Naturgeschichte (physische). Erzählt die Geschichte Veränderungen, welche nicht bloß gewisse, bestimmte Subjekte, sondern die Menschen, als solche, überhaupt betreffen; so ist sie Geschichte der Menschheit. Erzählt sie Begebenheiten bestimmter Subjekte; so kann sie sowohl Veränderungen in dem Reiche der Erkenntniß, als auch Begebenheiten von andrer Art vortragen. Sofern sie das erstere thut, ist sie sogenannte gelehrte Geschichte, die auch die Religionsgeschichte mit unter sich begreift. Sofern das andre der Fall ist, erzählt sie entweder die Begebenheiten einer einzelnen Person, oder einer Gesellschaft. Im erstern Falle entsteht eine Lebensbeschreibung (eigentlich, Lebensgeschichte), im andern Falle aber politische Geschichte im weitern Sinne, welche alsdann im eigentlichen Verstande politisch genannt wird, wenn die Gesellschaft ein Staat ist.

§. 266.

§. 266.

Bedingungen der Klarheit und Lebhaftigkeit in der erzählenden Rede.

Eine jede Erzählung muß die zu der vorzutragenden Begebenheit gehörigen Handlungen und deren Folgen, ingleichen die handelnden Personen, und die bei jener Begebenheit in Anschlag kommenden Umstände, bestimmt angeben, und kenntlich machen, in soweit davon die Verständlichkeit abhängt, oder der Phantasie es dadurch erleichtert wird, die erzählten Thatsachen und ihre Folge aufzufassen, und sich ein klares Bild davon zu machen. Oft haben Ort und Zeit, oder andre Umstände, eine solche Beziehung auf eine Begebenheit, daß man sich die letztere gar nicht, oder nur mit Mühe, klar vorstellen kann, wenn man die erstern nicht kennt. Oft bleibt eine Begebenheit dunkel, wenn die Gesinnungen, das Temperament, der Charakter der handelnden Personen unbekannt sind. Das ist besonders der Fall, wenn die Handlungen von der gewöhnlichen Handelsweise der Menschen merklich abweichen. Durch je kürzere und charakteristischere Züge nun die individuelle Beschaffenheit der handelnden Personen sowohl als der obwaltenden Umstände kenntlich

gemacht

gemacht wird, desto mehr werden Klarheit und Lebhaftigkeit befördert (§. 264.).

Was §. 264. von der Simplicität gesagt ist, gilt vorzüglich für die erzählende Rede, und, in sofern daraus ein fließender Stil folgt, ist auch dieser unentbehrlich.

Es hängt aber die Lebhaftigkeit einer Erzählung noch von zwei Stücken ab. 1) Der Erzähler muß die Kunst inne haben, die Thatsachen gehörig zusammenzustellen, oder, zu gruppiren. Jede derselben muß genau nach Verhältniß ihrer Wichtigkeit oder Unwichtigkeit ins Licht oder in den Schatten gestellt werden. Wo es angeht, muß man die Erzählung mit einer Thatsache anfangen, die Erwartung und eine Begierde, das Uebrige zu wissen, erregt. Dadurch wird die Aufmerksamkeit auf die Erzählung gefesselt, und also alles klärer und lebhafter aufgefaßt. Auch werden dadurch die, an sich unbedeutenden, aber zum Zusammenhange gehörigen, Handlungen oder Umstände, intressant gemacht, als besonders die entferntern, an sich unintressanten Ursachen oder Veranlassungen der zu erzählenden Begebenheit; wogegen, wenn man mit den letztern die Erzählung anfängt, das Gegentheil bewirkt wird. Hieraus ist klar, was man damit sagen wolle: daß sich der Erzähler

gleich

gleich in die Mitte der Begebenheiten werfen müsse. Indessen kann der Prosaist die letztere Regel hauptsächlich nur bei eigentlichen Erzählungen anwenden, weniger bei der Geschichte im engern Sinne, wenn er sie in chronologischer Methode behandeln will; obgleich dadurch die allgemeinere Regel, gleich im Anfange Erwartung und Intresse zu erregen, nicht ausgeschlossen wird.

2) In sofern es von dem Geschmacke abhängt, von dem vorhandnen Stoffe zu wählen und zu verwerfen, müssen immer die wichtigern Thatsachen ausgesucht, und die unwichtigern nicht mit in die Erzählung aufgenommen werden. Denn die erstern machen einen stärkern Eindruck auf das Gemüth, als die letztern; durch diese wird also die Erzählung matt, durch jene lebhaft gemacht (§. 26.). Es können aber insbesondre die menschlichen Handlungen wichtig seyn, ihrer Gründe und ihrer Folgen wegen. Wenn eine Handlung die Wirkung eines großen Verstandes, einer ungewöhnlichen Tugend, einer außerordentlichen Leidenschaft ist; so wird ihr eben sowohl eine Wichtigkeit beigelegt, als wenn sie auf die Erkentniß, auf den Willen, auf die Glückseligkeit, auf das Schicksal des Handelnden oder andrer einen grossen Einfluß hat.

§. 267.

§. 267.

Größe und Wahrheit.

Die historische Würde (§. 264.) verlangt aber nicht sowohl, daß die Begebenheiten, die erzählt werden, an sich selbst groß und wichtig seyn, als vielmehr, daß sie, sofern sie es sind, als solche vorstellig gemacht werden sollen (§. 30.), daß also der Schriftsteller alles Niedrige, Possenhafte, Gemeine zu vermeiden suche. Eine andre, eben so wichtige Eigenschaft ist die Unpartheilichkeit. Ohne sie kann der Gemeingeist nicht bestehen, der den Historiker beleben muß (§. 264.). In wiefern aber überhaupt strenge Wahrheit zur bloßen Schönheit einer Erzählung nothwendig sey? muß aus §. 34. und §. 35. beurtheilt werden.

§. 268.

Abschweifungen.

Wenn der Erzähler eine Abschweifung macht; so kann sie zwar nicht unmittelbar, aber sie muß doch mittelbar, zur Erreichung des Endzweckes der Erzählung dienen (§. 258), also ein Mittel zu einem untergeordneten Zwecke seyn. Aber eben deswegen muß sie auch die Aufmerksamkeit nicht mehr auf sich ziehen, als die zu der Erzählung selbst unmittelbar gehörigen Theile, sie muß nicht

lebhaf-

lebhafter, erhabner, rührender, mit einem Worte, nicht schöner seyn, als diese.

§. 269.

Lebensgeschichte.

Da Begebenheiten eines einzelnen Menschen, als eines solchen, wenn sonst alles Uebrige gleich ist, weniger wichtig und also in sofern weniger interessant sind, als Begebenheiten eines ganzen Volks; so hat die Lebensgeschichte vorzüglich darauf zu sehen, daß sie den Regeln des 266sten §. Genüge leiste. In das Leben eines jeden, auch des merkwürdigsten, Menschen sind eine Menge unbedeutender Begebenheiten und Veränderungen verwebt. Von diesen dürfen nur diejenigen, die zum Zusammenhange nothwendig sind, berührt, aber nicht ausführlich entwickelt werden. Uebrigens muß der Erzähler diejenigen Handlungen und Schicksale seines Helden aussuchen, bei denen sich entweder irgend eine vorzügliche Kraft desselben wirksam zeigte, oder die einen bedeutenden Einfluß hatten, auf den eignen Zustand desselben, oder auf den Zustand andrer, oder wohl gar auf das Schicksal eines ganzen Volks.

Anmer

Anmerkung.

Wenn das zu beschreibende Leben keine großen, wichtigen Begebenheiten enthält, so muß man desto mehr darauf bedacht seyn, diesen Mangel durch andre Vollkommenheiten zu ersetzen. Man muß dahin sehen, daß die aufgestellten Begebenheiten wenigstens nicht alltäglich seyen, und durch den Reiz der Neuheit und des Ungewöhnlichen gefallen, daß sie vorzüglich belehrend seyen für den Verstand, oder rührend für das Herz, obgleich die Rede in dem letzten Falle nicht rein historisch seyn würde (§. 249.).

§. 270.

Fortsetzung.

Dem 261sten §. zufolge muß eine Lebensgeschichte die innern und äußern Quellen von den Handlungen und Schicksalen ihres Helden mit möglichster Klarheit aufzudecken suchen. Sie muß daher den Charakter seines Kopfes und Herzens schildern, ingleichen die Erziehung, das Temperament, und die übrigen Umstände, welche auf die Bildung und Richtung dieses Charakters Einfluß hatten, in soweit dies dienlich ist, jenen Zweck zu erreichen. Von anderweitigen, voraufgehenden und gleichzeitigen Zuständen, Begebenheiten, Lokalverhältnissen, Zeitumständen, muß die Lebens-

geschichte

geschichte so viel mitnehmen, als nöthig ist, die Veränderungen in dem Leben ihres Helden begreiflich zu machen. Alsdann sieht man ein, wie er das wurde, was er war, wie er dazu kam, dieses zu thun, jenes zu unterlassen, wie die Schicksale desselben veranlaßt und hervorgebracht wurden.

Anmerkung.

1. Die Lebensgeschichte erzählt Begebenheiten, eines einzelnen Subjekts wegen, dessen Leben sie beschreiben will; die eigentliche Geschichte redet von einzelnen Subjekten nur der Begebenheiten wegen, die sie vorstellig machen will. Diese betrachtet die Begebenheiten in ihrem objektiven Zusammenhange unter sich, als einen Theil von dem Laufe der Natur überhaupt; jene betrachtet sie im subjektiven Zusammenhange mit einem individuellen Subjekte.

2. Die Schilderung des Charakters ist in der Biographie nicht Zweck, sondern bloßes Mittel. Sie muß sich also in den, im §. angegebnen Grenzen halten, und würde in den Fällen, wo der Charakter gar nichts Auszeichnendes, nichts von dem ganz Gewöhnlichen Abweichendes an sich hat, ganz wegfallen können, wenn nicht die Art, wie jemand zu der, sich bei ihm findenden, Richtung des Charakters gekommen ist, zu seinen wichtigsten Schicksalen gehörte, und also wenigstens kurz berührt werden müßte.

Es giebt auch überdem noch andre Gründe, weswegen eine gute Charakterschilderung (wovon hernach gehandelt werden soll) auf die Schönheit einer Biographie einen wohlthätigen Einfluß hat. Vermittelst derselben verschaft uns der Biograph 1) das Vergnügen des Vorhersehens, und 2) das Vergnügen einer lebhaftern Theilnehmung. Denn je besser wir den Charakter einer Person kennen, desto besser vermögen wir vorherzusehen, wie sie sich in jeder Situation, worin wir sie gerathen sehen, benehmen werde; und desto anschaulicher erkennen wir, was sie in jeder Lage empfinde, desto lebhafter nehmen wir Antheil an ihr, wenn sonst alles Uebrige gleich ist.

§. 271.

Gelehrte Geschichte.

Die gelehrte Geschichte, wenn darunter nicht Geschichte der Gelehrten (welche nichts anders ist, als Lebenbeschreibung), sondern Geschichte der Gelehrsamkeit verstanden wird, muß so eingerichtet werden, daß sie zugleich Geschichte des menschlichen Geistes ist (§. 19.).

II.

Von den beschreibenden historischen Reden.

§. 272.

Naturbeschreibung.

Zu der beschreibenden historischen Rede gehören zuvörderst alle Zweige der sogenannten Naturgeschichte, oder eigentlich, Naturbeschreibung, ihre Objekte mögen aus dem Thier- Pflanzen- oder Mineral-Reiche hergenommen seyn. Die erste Pflicht (§. 264.) einer solchen Rede ist, für die Ausführlichkeit *) ihrer Beschreibungen zu sorgen. Sie muß zu dem Ende die nothwendigen Merkmale der zu beschreibenden Objekte von den zufälligen zu unterscheiden wissen, und sich hauptsächlich nur der erstern bedienen **), wenn auch aus anderweitigen Absichten Merkmale der andern Art mitgenommen werden. Daher soll sie auch vorzüglich nur innere Merkmale der Dinge gebrauchen †); äußerliche nur alsdann, wenn sie bedingt nothwendig sind ††), oder wenn man gar keine, oder keine eben so guten, innern hat, wie z. B. gewöhnlich in der historischen Astronomie,

*) S. meine Logik §. 107. **) §. 31.

†) m. Log. §. 29. ††) Ebend.

wo man die Objekte durch ihre Stellung gegen andre kenntlich machen muß.

Anmerkung.

Es versteht sich, daß die Naturbeschreibung den übrigen Regeln einer guten, historischen Schreibart gemäß seyn, daß sie sich der Kürze befleißigen, für Lebhaftigkeit, durch die oben erwähnten Mittel, sorgen, auf Größe und Wichtigkeit sehen, den Verstand zu beschäftigen suchen, muß u. s. f.

§. 273.

Methode der Naturbeschreibung.

Die Methode, welche sich für die Naturbeschreibung in den meisten Fällen am besten schickt, ist die tabellarische *), welche die Objekte nach Gattungen und Arten klassificirt, und sie in dieser Ordnung abhandelt. Deshalb hat man auch diese Methode in der Naturgeschichte der Thiere der Pflanzen, der Mineralien überall anzubringen, und ihr die möglichste Vollkommenheit zu geben gesucht. Noch besser ist es (§. 261.), wenn man damit die Methode des realen Zusammenhanges verbinden kann; (wie es sich denn z. B. bei der Beschreibung einer Pflanze recht gut thun läßt, daß

*) m. Log. §. 312.

daß man von ihrem Ursprunge anfängt und dann ihre Theile, ihre Früchte, ihre Wirkungen, mit einem Worte, ihre Bestimmungen nach einander entwickelt, wie sie aus einander entstehen).

Die Naturbeschreibung kann aber auch eine geographische Methode*) befolgen, wie z. B. die historische Astronomie, oder, diese Methode mit der tabellarischen verbinden, wie, wenn man Pflanzen übrigens in tabellarischer Methode beschreibt, die einzelnen Arten aber in der Ordnung betrachtet, daß man zuerst diejenigen abhandelt, die in einer gewissen Gegend wachsen, hiernächst diejenigen, welche sich in der nächstangrenzenden Gegend finden, und so fort, oder auch, wenn man, bei der Beschreibung einer einzelnen Art, von dem Stamme anfängt, alsdann zu den Zweigen, von diesen zu den Blättern fortgeht.

Auf eine ähnliche Art läßt sich mit der tabellarischen auch die chronologische Methode **) verbinden. Man kann z. B. die Pflanzen in tabellarischer Methode beschreiben, und dabei die einzelnen Arten so auf einander folgen lassen, wie sie, in den verschiednen Jahreszeiten, nach einander zu wachsen pflegen, oder, bei der Naturbeschreibung

des

*) m. Logik §. 310. **) §. 311.

des Menschen, zuerst die Kindheit, hiernächst das mittlere, und dann das höhere Alter betrachten.

§. 274.

Charakterschilderung.

Als eine vorzüglich wichtige Art der beschreibenden, historischen Rede ist die Charakterschilderung zu merken. Es wird aber der Charakter eines Menschen, im eigentlichen Verstande, beurtheilt nach dessen gewöhnlicher Art und Weise zu handeln, und muß also in dem liegen, woraus die letztere entspringt. Da nun die Handlungen zunächst von den Begierden und Verabscheuungen abhängen; so ist der Charakter nichts anders, als der beharrliche Zustand des Begehrungsvermögens; und alle, zu diesem Zustande gehörigen, Bestimmungen heißen Charakterzüge. Dabei kömmt es vorzüglich auf das Verhältniß an, worin das obere, oder verständige, gegen das untere, oder sinnliche, Begehrungsvermögen stehet. Je nachdem das erstere dem andern, oder dieses dem erstern untergeordnet ist, ist der Charakter, im Allgemeinen genommen, gut oder schlecht. Charakterzüge, von denen die übrigen, alle oder größtentheils, abhängen, sind Grundzüge des Charakters, die übrigen, untergeordnete.

Eine

Eine innere Bestimmung des Begehrungsvermögens, vermöge deren eine gewisse Art von Begierde leicht entsteht, ist eine Neigung, die, wenn sie sinnlich ist, ein Hang, und von einigen alsdann in der engern Bedeutung eine Neigung, genannt wird. Das Verhältniß der Neigungen und übrigen Charakterzüge gegen einander und gegen die Grundzüge ist die Mischung des Charakters. Sofern der Charakter in Beziehung auf die Objekte betrachtet wird, schreibt man ihm eine Richtung zu, welche darin besteht, daß er eine gewisse Art Objekte zu begehren vorzüglich geneigt ist.

Anmerkung.

1. Zu dem Zustande einer Sache rechnet man bekanntlich nur die an sich zufälligen Bestimmungen derselben. Daher gehören nicht alle beharrlichen Bestimmungen des Begehrungsvermögens zum Charakter.

2. Eine Neigung kann angeboren, sie kann auch eine erworbene Fertigkeit seyn.

3. Grundzüge des Charakters können Neigungen seyn, sie können aber auch in Verhältnissen bestehen; so wie das Verhältniß der Größe des obern zu der des untern Begehrungsvermögens den ersten allgemeinsten und hauptsächlichsten Grundzug des Charakters ausmacht.

4. Wenn

4. Wenn das Begehrungsvermögen eines Menschen keinen beharrlichen Zustand hat, und wenn es insbesondre an bleibenden Grundzügen fehlt, so ist das ein Zustand, den man Charakterlosigkeit nennt, und der sich zwar im strengen Sinne in der Natur nicht findet, dem sich aber doch viele Menschen so weit nähern, daß sie in praktischer Rücksicht für charakterlos gelten können.

5. Wer von den möglichen Konbinationen gegebner Objekte einen Begriff hat, und also z. B. weiß, daß aus fünf Charakterzügen schon 1. 2. 3. 4. 5 = 120 verschiedne Mischungen möglich sind, und dann überdem bedenkt, daß ein und eben derselbe Charakter sehr viele verschiedne Grade haben kann, der wird die, auch in der Charakterzeichnung, unerschöpfliche Mannichfaltigkeit der Natur begreifen.

§. 275.

Fortsetzung.

Die Schilderung eines Charakters muß vor allen Dingen die Grundzüge desselben, und hiernächst seine individuelle Mischung, besonders das Eigenthümliche, oder Auszeichnende hierin klar und lebhaft vorstellig machen. Zur Beförderung der Lebhaftigkeit müssen nicht blos die Charakterzüge der geschilderten Person unmittelbar beschreiben, sondern

sondern auch aus dem Leben derselben solche Begebenheiten erzählt werden, worin sich ihr Charakter kenntlich offenbart. Andre Begebenheiten aus der Lebensgeschichte derselben, wenn sie auch übrigens noch so wichtig und intressant sind, darf die Charakterschilderung nicht erzählen, weil dadurch ihre innere materielle Einheit gestört würde (§. 69.). Durch vorgedachtes Verfahren aber erfüllt sie zugleich noch eine andre Regel der historischen Schreibart: sie befriedigt das Intresse des Verstandes. Denn sie zeigt ihm den Zusammenhang der äußern Handlungen und Schicksale mit ihren innern, im Charakter liegenden Gründen (§. 261.).

Anmerkung.

1. Die Charakterschilderung will das Innere des Menschen; und zwar etwas Beharrliches, beschreiben, die Lebensgeschichte das Aeußere, und zwar Veränderungen, erzählen. So wie nun in der letztern die Charakterschilderung bloß Mittel zum Zweck ist, und also nur in soweit beigebracht werden darf, als sie zu diesem Zwecke dient; so verhält es sich auch umgekehrt eben so mit der Lebensgeschichte in der Charakterschilderung.

2. Da die Charakterschilderung mit dem Innern des Menschen zu thun hat, dieses aber nicht unmittelbar

telbar wahrgenommen, sondern nur aus wahrgenommenen Thatsachen geschlossen werden kann; so ist sie in sofern schwieriger als die bloße Lebensgeschichte; und setzt voraus: daß man die Handlungen der Person, deren Charakter man schildern will, häufig beobachtet habe, und die Kunst, richtig zu beobachten und aus seinen Beobachtungen richtige Schlüsse zu ziehen, wohl inne habe.

3. Wenn eine Charakterschilderung sowohl von den Grundzügen als auch von der Mischung des Charakters eine hinlänglich klare und lebhafte Vorstellung erweckt, so wird sie die oben (§. 270. Anm 2.) erwähnte Wirkung haben.

§. 276.

Fortsetzung.

Ein durchgängig bestimmter Charaker eines einzelnen Menschen ist ein individueller, und ein Charakter, so weit er einer Art oder Gattung von Menschen (z. B. allen Stolzen) gemein ist, ein allgemeiner Charakter. Bei der Zeichnung allgemeiner Charaktere ist die Kunst, den Forderungen der ästhetischen Wahrheit (§. 34 ꝛc.) Genüge zu leisten, vorzüglich wichtig. Die Möglichkeit des gezeichneten Charakters in der wirklichen Natur muß nicht bloß an sich erweislich, sondern auch,

ohne

ohne weitere Zergliederung der Begriffe, einleuchtend seyn. Daher gefallen die Charaktere nicht, die völlig willkührlich zusammengesetzt sind, und die idealischen, wenn alles übrige gleich ist, weniger als die nicht idealischen, obgleich dies letztere noch einen andern, aber nicht hieher gehörigen Grund hat.

Zu der ästhetischen Wahrheit eines Charakters gehört es mit, daß sich seine Mischung nicht plötzlich ändre, sondern, wenn es geschieht, nur stufenweise und durch hinlängliche, voraufgehende Gründe, daß sie also eine gewisse Gleichförmigkeit behalte. Denn dies ist, der Regel nach, in der Natur der Fall. Gleichförmigkeit in der Mischung ist die Haltung des Charakters. Wenn also ein Charakter als handelnd vorgestellt wird, so erfordert die Haltung: daß alle erzählten Handlungen der einmal angenommenen Mischung des Charakters gemäß seyen, und sich daraus auf eine einleuchtende Art begreifen lassen. Ohne diese Eigenschaft würde überdem noch das Vergnügen des Vorhersehens und der Theilnahme größtentheils verloren gehen (§. 270. Anm. 2.).

Drittes

Drittes Kapitel.

Von den erweckenden Reden.

§. 277.

Verschiedenheit der Gefühle.

Gefühle sind Perceptionen von etwas, das bloß subjektiv, oder, in dem vorstellenden Subjekte, ist (§. 249. Anm. 1.). Sie sind entweder körperliche, oder geistige Gefühle, je nachdem das, was gefühlt wird, entweder in dem Körper oder in der Seele ist. Die erstern gehören für den äußern Sinn und kommen hier nicht in Betrachtung, weil eine Rede dergleichen nicht wirken will. Die geistigen aber, die dem innern Sinne angehören, sind entweder Perceptionen eines solchen Zustandes der Seele, der durch Vorstellungen, oder eines solchen, der durch Begierden und Verabscheuungen, entsteht. Diejenigen die von der letztern Art sind, werden durch bewegende Reden erweckt, und es kommen also hier nur die von der erstern Art in Erwägung. Unter diesen aber giebt es: 1) intellektuelle Gefühle, die sich auf das obere Erkenntnißvermögen beziehen. Dazu gehören das Wahrheitsgefühl und das moralische Gefühl

fühl*); 2) sinnliche, die sich auf das untere Erkenntnißvermögen beziehen, wie das Gefühl des Lächerlichen, oder das Gefühl des Wohlbehagens an einem Spiele der Phantasie, dergleichen z. B. durch eine Geistergeschichte, oder eine andre, bloß auf Ergötzung der Phantasie abzweckende, Erzählung erregt wird; 3) gemischte, die zum Theil intellektuell, zum Theil sinnlich sind, wie das Schönheitsgefühl.

Anmerkung.

1. Gefühle, an sich selbst betrachtet, sind freilich immer sinnlich; aber sie können sich auf etwas Intellektuelles beziehen, und danach benannt werden.
2. Wenn ein (geistiges) Gefühl existirt, so ist der innere Sinn afficirt, dieser Zustand also ein Affekt (§. 160.). Daher sagt man: dieses Gefühl hat mich in Affekt gesetzt. Aber man sagt auch: ich fühle den Affekt! Denn der innere Sinn percipirt auch seine eignen Zustände.

§. 278.

Mittelbar und unmittelbar erweckende Reden.

Alle erweckenden Reden wirken Gefühle (§. 249.). Sie sind aber unmittelbar erwe-

ckend.

*) S. meinen Versuch üb. die Einbildungskr. §. 51. und meine Log. §. 397.

eckend, wenn sie Objekte vorstellig machen, durch deren Vorstellung Gefühle hervorgebracht werden; mittelbar erweckend, wenn sie selber Gefühle ausdrücken, und so, vermittelst der Association, dieselben erwecken *). Sofern eine erweckende Rede so beschaffen ist, daß die zu erregenden Gefühle nicht hervorgebracht werden, ist sie frostig.

§. 279.

Allgemeine Regeln der erweckenden Reden.

Da ein, durch Vorstellungen bestimmter, Zustand von dem innern Sinne um so besser, oder um so unvollkommner, percipirt wird, je mehr, oder je weniger jene Vorstellungen lebhaft sind (§. 26.); so ist Lebhaftigkeit das höchste Gesetz für die unmittelbar erweckenden Reden. Auf Deutlichkeit der Vorstellungen kömmt es weniger, und nur in sofern an, als dieselbe zur Lebhaftigkeit nöthig ist.

Da ferner eine mittelbar erweckende Rede das zu erregende Gefühl, vermittelst der Association, um so besser, oder um so unvollkommner hervorbringt, je richtiger oder je unrichtiger sie den Ausdruck

*) S. meinen Vers. üb. d. Einbild. §. 41. Nr. 2, wo das dort Gesagte sich auch auf die Gefühle anwenden läßt.

druck desselben darstellt; so ist Wahrheit des Ausdrucks das erste Gesetz für diese Art der Reden *).

Uebrigens müssen sich die erweckenden Reden, je nachdem sie dogmatischen oder historischen Inhalts sind, nach den Regeln der dogmatischen oder historischen Schreibart richten.

Die Vorstellungen selbst, wodurch ein zu erregendes Gefühl erzeugt wird, oder das Materiale einer unmittelbar erweckenden Rede muß der Redner aus dem Vorrathe seiner psychologischen Kenntnisse schöpfen, so wie er daraus auch das Materiale einer mittelbar erweckenden Rede kennen muß, d. i. die Gedanken und Ausdrücke, wodurch sich das Gefühl, was er durch eine solche Rede erzeugen will, zu äußern pflegte.

§. 280.

Witzelei und Empfindelei.

Je stärker ein gegebnes Gefühl ist, desto weniger kann man auf Spiele des Witzes achten, besonders wenn sie Anstrengung und viel Aufmerksamkeit erfordern; und, wenn es geschieht, so wird dadurch das Gefühl, ganz oder zum Theil, vernichtet. Eine erweckende Rede muß sich also hüten,

*) Si vis me flere, dolendum est primum ipsi tibi. Horat.

hüten, solche witzige Gedanken anzubringen, die nicht vollkommen leicht sind, und sich nicht gleichsam von selbst anbieten. Widrigenfalls entstehet Witzelei, welche man demjenigen zuschreibt, der zur Unzeit Witz anbringt. Witzelei aber bewirkt Frost (§. 279.).

Wer zur Unzeit, d. i. alsdann, wenn kein begreiflicher, hinreichender Grund dazu vorhanden ist, Gefühle hat, oder mittheilen will, der empfindelt. Da aber Empfindelei den Verstand beleidigt und der Wahrheit entgegen ist (§. 34.); so wird eine erwekende Rede, durch Empfindelei, ihrem eignen Zwecke entgegen arbeiten (§. 279.), also frostig werden (§. 278.) und überhaupt nicht schön seyn können (§. 34.).

§. 281.

Würde der mittelbar erweckenden Reden.

Eine mittelbar erweckende Rede muß zwar, den Forderungen der Wahrheit zufolge (§. 279.), den Ausdruck desjenigen Gefühls, das sie erregen will, der Natur getreu nachbilden; aber sie muß ihn nicht von der rohen, sondern von der gebildesten und veredelten Natur entlehnen. Das erfordert die Würde des Vortrags (§. 124. §. 31.). Also alles Platte, niedrig Possenhafte, Verwor-

ne, kurz, alle Gedanken und Ausdrücke, wodurch sich ein Gefühl nur bei dem rohen Pöbel (in jedem Stande) äußert, muß die erweckende Rede vermeiden, weil dieselben, wenn gleich nicht mit der Wahrheit, doch mit der Schönheit überhaupt unverträglich sind.

§. 282.

Angemessenheit zu dem Grade des Gefühls.

Eine vorzügliche Rücksicht ist auch auf die verschiednen Grade des Gefühls, und auf die Bemerkung (§. 143. §. 144.) zu nehmen: daß die höhern Grade eines Gefühls durchaus nicht wortreich, und nur die mittlern Grade desselben gesprächig sind. Diese verbreiten sich gern ausführlich über ihren Gegenstand, mögen ihn gern von allen Seiten betrachten, und sind geneigt, sich redselig mitzutheilen.

§. 283.

Gebrauch der Worte.

Die Worte müssen den natürlichen Ausdruck, welcher dem zu erregenden Gefühle, in der menschlichen Stimme eigen, ist, so viel als möglich darstellen (§. 93. §. 94.).

Viertes Kapitel.

Von den bewegenden Reden.

§. 284.

Verschiedne Arten der bewegenden Rede.

Alle bewegenden Reden sollen das Begehrungsvermögen bestimmen (§. 249.); also entweder den vernünftigen Willen, oder das sinnliche Begehrungsvermögen, wo sie dann im erstern Falle praktische, im andern aber rührende Reden heißen (§. 249.). Die letztern sind unmittelbar rührend, wenn durch sie Vorstellungen von solchen Objekten gegeben werden, durch deren Vorstellung Rührung bewirkt wird; sie sind mittelbar rührend, wenn sie selber Rührung ausdrücken, und so, vermittelst der Association, dieselbe erzeugen.

§. 285.

Das Materiale der bewegenden Reden.

Das Materiale einer bewegenden Rede, d. i. dasjenige, was, in dem jedesmaligen Falle, bei gehöriger Darstellung, die hervorzubringende Veränderung des Begehrungsvermögens wirken kann,

muß

muß der Redner aus dem Vorrathe seiner Sach- und Menschen-Kenntniß zu schöpfen wissen. Die Rhetorik kann es ihm nicht liefern, da sie nur die Form der Reden betrachtet. Es muß aber dasselbe den Regeln gemäß seyn, die §. 59. ꝛc. gegeben sind

§. 286.

Allgemeine Regeln der bewegenden Reden.

Da die rein praktischen Reden den vernünftigen Willen bestimmen sollen, (§. 284.), dieser aber durch Vorstellungen der Vernunft bestimmt wird; so muß eine rein praktische Rede dergleichen Vorstellungen vortragen, und sich also nach den Regeln der dogmatischen Schreibart richten.

Das sinnliche Begehrungsvermögen wird durch sinnliche Vorstellungen bestimmt. Diese aber stellen das Individuelle vor, und dieses wird, wenn man es in einer Rede vorträgt, entweder erzählt oder beschrieben (§. 249.). Also eine unmittelbar rührende Rede, da sie durch die erweckten Vorstellungen das sinnliche Begehrungsvermögen bestimmen soll (§. 284.), muß den Regeln der erzählenden oder der beschreibenden Reden gemäß seyn.

Wenn eine mittelbar erweckende Rede eine Leidenschaft ausdrücken will, so hat sie 1) auf den

Grad dieser Leidenschauft Rücksicht zu nehmen. Die höhern Grade reden kurz, wenig zusammenhängend, und höchst lebhaft (§. 144.). Sie sind von keiner langen Dauer, da sie wegen ihrer Heftigkeit die Kraft bald erschöpfen oder doch abspannen. Alle Gedanken und Ausdrücke sind vollkommen natürlich und ungesucht; Kunst daran zu wenden, hat die Seele keine Aufmerksamkeit übrig: daher zwar oft glänzende Einfälle des Witzes und sehr kühne Bilder; aber nur solche, die auf dem graden Wege liegen, und nicht das mindeste Gezwungene verrathen. Wenn eine Vorstellung für die herrschende Leideschaft besonders wichtig ist, so wird sie öfters mehrmals, zuweilen unmittelbar hintereinander, wiederholt. Die höchsten Grade einer Leidenschaft sind stumm (§. 143.); und am gesprächigsten sind die mittlern Grade, wo die Seele an dem Gegenstande noch Intresse genug hat, ihn von allen Seiten zu betrachten, und Aufmerksamkeit genug übrig behält, ihre Vorstellungen gehörig in Worte zu kleiden und sich in eine ausführliche Rede zu ergießen.

2) Ist zu sehen auf den Ton und Rhythmus der auszudrückenden Leidenschaft (§. 84.) und zwar nicht bloß in den Gedanken, sondern auch in den Ausdrücken (§. 94.). Mit der einen Lei-

den-

denschaft ist diese Art von Vorstellungen natürlich vergesellschaftet, mit der andern eine andre, die eine liebt diese Redefiguren, die andre jene, bei der einen folgen die Vorstellungen schnell auf einander, so daß viele Zwischenvorstellungen übersprungen werden, bei der andern folgen sie langsam; und was dahin mehr gehört. Alle diese Erscheinungen müssen der Natur getreu nachgebildet werden. Denn auf Wahrheit der Darstellung kömmt hier alles an; weil eine Leidenschaft vermittelst der Association, nur erzeugt werden kann, wenn etwas gegeben wird, das mit ihr im natürlichen Zusammenhange ist.

Fünftes

Fünftes Kapitel.

Von den gemischten Reden überhaupt und dem Geschäftsstile insbesondre.

§. 287.

Allgemeines Gesetz für die gemischten Reden.

Die gemischten Reden, welche bald lehren, bald erwecken, bald bewegen, bald mehrere dieser Zwecke, oder alle zusamuen, erreichen sollen, müssen sich natürlicherweise richten nach den Regeln der dogmatischen oder historischen Reden, in sofern sie lehren sollen, nach den Regeln der erweckenden, in sofern sie ertoecken, und nach den Regeln der bewegenden, in sofern sie bewegen sollen.

§. 288.

Geschäftsstil

Zu den gemischten Reden gehören diejenigen, worin Geschäfte verhandelt werden, und worin also der sogenannte Geschäftsstil seinen Sitz hat. Sie verdienen eine besondere Betrachtung, weil sie ihre besondern Eigenthümlichkeiten haben.

§. 289.

Eintheilung des Geschäftsstiles.

Der Stil in Verhandlungen bloßer Privatgeschäfte ist der gemeine Geschäftsstil, und der Stil in Verhandlungen öffentlicher Geschäfte heißt der Kanzelei- oder Kurial-Stil. Dieser theilt sich wieder ein in den Hof- und Gerichts-Stil. Der erstere hat seinen Sitz in solchen Aufsätzen, die von dem Regenten des Staats, oder in dessen Namen, ausgefertigt, und in solchen, die von den Unterthanen an denselben gerichtet, werden; der andere gehört den rechtlichen Verhandlungen vor Gericht.

§. 290.

Eigenschaften des Geschäftsstils. Deutlichkeit. Bestimmtheit. Kürze.

Da aus der Undeutlichkeit und Unbestimmtheit des Geschäftsstiles die nachtheiligsten Folgen entspringen, indem dadurch die Absicht, die Geschäfte auf eine bestimmte Art zu leiten, verfehlt, und den Zwistigkeiten und der Chikane der Weg gebahnt wird, so sind Deutlichkeit und Bestimmtheit die vorzüglichsten Eigenschaften desselben. Diese Bestimmtheit hat auch Kürze zur Folge, indem sie alle Zusätze, welche zur ausführlichen

Deut-

Deutlichkeit nicht nöthig sind, verbietet *), und diese Kürze dient wiederum zur Beförderung der Deutlichkeit. Denn, je mehr man alles Ueberflüssige abschneidet, je näher also die Hauptgedanken, worauf es ankömmt, zusammengerückt werden, desto faßlicher und einleuchtender wird der ganze Zusammenhang.

Anmerkung.

1. Bei dem Kanzelleistile wird die Kürze auch noch aus dem Grunde nothwendig, weil die öffentlichen Personen, wegen der Menge ihrer Geschäfte, die Zeit, die sie jedem einzelnen Geschäfte widmen, so viel es ohne Nachtheil geschehen kann, abkürzen müssen.
2. Die Tautologien, womit der gewöhnliche Kanzelleistil oft überladen ist, sind wesentliche Fehler.

§. 291.

Kunstausdrücke. Fremde Wörter. Veraltete Wörter, Redensarten und Wortfügungen.

Die dem Geschäftsstile eigene Bestimmtheit und Kürze hat zur Folge: daß man sich der Kunstausdrücke bediene, die in der Sprache der Geschäfte, die man verhandelt, einmal üblich sind. Denn widrigenfalls kann man sich, in der Regel, nicht

*) S. meine Log. §. 21.

nicht eben so bestimmt ausdrücken, ohne weitläuftiger zu werden, und die Geschäftsmänner, denen jene Kunstausdrücke zur Gewohnheit geworden sind, werden den Vortrag weniger einleuchtend finden. Aus eben dem Grunde muß man auch fremde Ausdrücke, ingleichen veraltete Wörter, Redensarten und Wortfügungen, die in der Sprache der zu verhandelnden Geschäfte einmal das Bürgerrecht erhalten haben, so lange beibehalten, bis einheimische und neuere Ausdrücke gangbar geworden sind, und durch einen längern Gebrauch einen eben so allgemeingiltigen und bestimmten Sinn, als jene, bekommen haben. Der Geschäftsstil darf also nicht von jeder Neuerung in der Sprache sogleich Gebrauch machen, sondern muß, in diesem Stücke, dem Sprachgebrauch nur langsam und von ferne nachfolgen. Aber nachfolgen muß er. Denn wenn er fremde und veraltete Ausdrücke ohne Noth, d. i. alsdann beibehält, wenn der Sprachgebrauch schon einheimische und neuere gestempelt hat, die eben so gangbar und bestimmt sind, als jene, so ist das Pedanterei, die mit nichts entschuldigt werden kann; zumal da die Einmischung fremder Wörter schon gegen die absolute Schönheit des Ausdruckes streitet (§. 82. Anm.).

§. 292.

§. 292.

Würde des Kanzelleistils.

Da diejenigen Reden, worin der Kanzelleistil herrscht, solche Geschäfte betreffen, die auf Recht und Gerechtigkeit, oder auf die Glückseligkeit Einzelner, oder Vieler, oder wol ganzer Völker, eine unmittelbare Beziehung haben, da sie überdem, durch ihre Publicität, eine gewisse Feierlichkeit bekommen; so muß der Kanzelleistil durchaus voll Würde seyn. Er muß die Sprache der Gebildetsten, und mit ununterbrochenem Ernste, reden; muß also alles Unedle, Gemeine, Niedrige, Spaßhafte und Vertrauliche aufs sorgfältigste vermeiden.

§. 293.

Courtoisie.

Eine Eigenthümlichkeit des Kanzelleistils ist es endlich noch, daß er, wenigstens bei der dermaligen Lage der Sachen in der Welt, an die Beobachtung der Courtoisie gebunden ist. Man versteht darunter den Inbegriff derjenigen Ausdrücke, die, dem konventionellen Gebrauche zufolge, die Verhältnisse des Standes bezeichnen, worin die Personen sich befinden. Es gehören dahin 1) alle Titulaturen und Ausdrücke der Höflichkeit, der

Achtung,

Achtung, der Ehrerbietung, 2) überhaupt alle Ausdrücke, sofern sie so beschaffen sind, daß der Redende sie nur gegen Personen eines gewissen Standes gebraucht,, und also den nämlichen Gedanken anders ausdrücken würde, wenn er zu Personen eines andern Standes redete. Die Ausdrücke der erstern Art machen die Courtoisie in der engern Bedeutung aus.

Anmerkung.

1. Seyn Sie so gütig, haben Sie die Gewogenheit, haben Sie die Gnade, geruhen Sie ꝛc sind verschiedene Ausdrücke für einerlei Begriff, von denen bald der eine, bald der andere gebraucht wird, je nachdem der Stand der Personen verschieden ist.

2. Das Materiale der Courtoisie muß jeden seine Weltkenntniß lehren.

Sechstes

Sechstes Kapitel.

Von den Briefen.

§. 294.

Weitere Entwickelung des Begriffs.

Ein Brief ist eine Rede, worin eine, oder mehrere bestimmte Personen angeredet werden, und zu deren Wesen es gehört, daß sie schriftlich abgefaßt ist (§. 249.). Man bedient sich der Briefe eigentlich nur, wenn die Personen, zu denen man zu reden hat, abwesend sind, und der Briefwechsel vertritt also die Stelle der mündlichen Unterredung. Wenn man von den Briefen im eigentlichen Sinne die Schreiben oder Sendschreiben unterscheidet, (welche Ausdrücke aber gemeiniglich für gleichbedeutend genommen werden); so versteht man unter den letztern die längern, ausgeführtern Briefe, unter den Briefen im eigentlichen Sinne aber die kürzern und weniger ausgeführten; ein Unterschied, der sich gründet auf die Abstammung des Wortes Brief (von dem lateinischen Breve).

Anmer-

Anmerkung.

Von beiden unterscheiden einige auch noch die Epistel, und gebrauchen diesen Ausdruck von poetischen Briefen.

§. 295.

Allgemeine Regel der Briefe.

Da der Briefwechsel an die Stelle der mündlichen Unterredung tritt (§. 294.); so ist die allgemeine Regel der Briefe diese: daß man an jede Person so schreibt, wie man zu ihr reden würde, wenn sie gegenwärtig wäre.

Der Briefsteller muß sich also die Umstände, unter welchen er schreibt, und seine Verhältnisse zu der Person, an welche er schreibt, lebhaft und deutlich vorstellen, sich in Gedanken ganz in die Lage versetzen, als wenn jene Person gegenwärtig wäre, und sich nun fragen: wie er dann reden würde, so hat er die Richtschnur für seinen Brief.

§. 296.

Einschränkung.

Da man indessen, beim Schreiben, mehr Zeit hat, über seine Worte nachzudenken, als bei einer mündlichen Unterredung; da überdem alles, was man sagt, genauer bemerkt werden kann; so muß

ein

ein Brief alle diejenigen Nachlässigkeiten, und überhaupt alle diejenigen Unvollkommenheiten vermeiden, die bei einer mündlichen Unterredung darum entstehen, und ihr darum zu Gute gehalten werden, weil man hier nicht Zeit hat, über das, was man sagt, erst lange nachzudenken.

§. 297.

Hauptsächlichste Eigenschaft des Briefstiles.

Aus dem allgemeinen Gesetze für die gute Schreibart in Briefen (§. 295.) ergiebt sich: daß die hauptsächlichste Eigenschaft derselben in derjenigen Leichtigkeit bestehe, welche aus der Simplicität und aus dem Fließenden entspringt (§. 98. §. 109.). Denn dies ist der Hauptcharakter des guten Tones, worin die Gebildetern, im gemeinen Leben, zu einander reden.

Anmerkung.

1. Daß bei der Schreibart der Briefe die allgemeinen Eigenschaften eines guten Stils, als Klarheit, Korrektheit ꝛc. vorausgesetzt werden, versteht sich von selbst.

2. Auch ist aus der allgemeinen Regel §. 295. für sich klar, daß der Briefsteller auf Schicklichkeit zu sehen hat. Er darf nichts schreiben, was sich nicht schicken würde zu sagen, wenn er mün-

mündlich zu demjenigen redete, an den er schreibt.

§. 298.

Folgesätze.

In einem gut geschriebnen Briefe dürfen 1) keine solchen Gedanken, oder Ausdrücke, imgleichen auch keine solchen Verbindungen mehrerer Gedanken und Ausdrücke vorkommen, die eine, mit bemerkbarer Kunst oder Mühe, bewerkstelligte Zusammensetzung voraussetzen: keine verwickelten Begriffe, wenn sie nicht in einfache Bestandtheile aufgelöst werden, keine kühn zusammengesetzten Bilder der Phantasie, und dergleichen Redefiguren überhaupt, wenn sie nicht gleichsam sich von selbst anbieten, keine kunstvollen Perioden, keine zusammengesetzte Methode, keine Abtheilungen mit Unterabtheilungen, kein künstlicher Plan, wenn er nicht so angelegt ist, daß die Kunst sich gänzlich verbirgt; 2) darf ein Brief nichts enthalten, wodurch der leichte Uebergang von einem Gedanken zum andern verhindert würde: keine dunkeln, schwer zu fassenden Begriffe; keine Sätze, denen es, auch bei gehöriger Aufmerksamkeit, an Evidenz fehlt; keine Folgerungen, worin der Zusammenhang sich verbirgt; keine Uebergänge, wobei

man

man nur mit Mühe errathen, oder gar nicht begreifen kan, wie der Schriftsteller von dem Einen auf das Andre kömmt. Wenn es also gleich erlaubt ist, in der Zusammenstellung der Gedanken, ohne eine eigentliche Methode zu beobachten, bloß der Vergesellschaftung der Vorstellungen zu folgen; so muß doch diese Association nicht so bunt und verworren seyn, daß man den Uebergang von einer Vorstellung zur andern gar nicht, oder nur mit vieler Mühe, errathen kann. Auch reicht es dabei nicht hin, daß die Sätze bloß durch ein und, oder andre Verbindungswörter aneinander gehängt werden. Die Verbindung muß eine innere seyn; sie muß in den Gedanken selbst liegen.

Anmerkung.

Wenn mit den, in einem Briefe vorzutragenden, Gedanken andre natürlich associirt sind, die auch nicht eigentlich in den Zusammenhang der erstern gehören, so können sie doch mitgenommen werden, wenn sie nur zur Erreichung irgend einer Nebenabsicht dienen, und nicht die leichte Folge der erstern merklich stören. Der Brief hat größere Freiheit, Digressionen zu machen, als die meisten andern Aufsätze.

§. 299.

Abhängigkeit des Briefstils von dem Inhalte des Briefes.

Es versteht sich, daß der Briefstil sich im Uebrigen nach dem Inhalte des Briefes richten muß. Er muß den Regeln der dogmatischen, historischen, erweckenden, bewegenden Reden gemäß seyn, je nachdem er zu der einen, oder der andern Art dieser Reden gehört.

Einen Brief, der bewegend seyn soll, pflegt man mit einer sogenannten captatio benivolentiae anzufangen. Diese muß aber keine offenbaren Schmeicheleien enthalten, und vor allen Dingen so eingerichtet seyn, daß sie wesentlich zu dem Zusammenhange der Rede zu gehören scheint. Denn, wenn sie isolirt dasteht, und offenbare Schmeicheleien enthält; so ist klar, daß man sie bloß aus eigennütziger Absicht, um das Gemüth zu gewinnen und dadurch seinen Zweck zu erreichen, angebracht hat. Je mehr aber diese ihre Absicht am Tage liegt, desto eher wird dieselbe verfehlt werden.

Anmerkung.

Die im §. gegebne Regel gilt, die Briefe mögen vertrauliche, oder Geschäftsbriefe oder Wohlstandsbriefe seyn, wie man sie, in Rücksicht auf ihre Veranlassung, wiewol nicht ganz richtig, einzutheilen pflegt.

§. 300.

Zufällige Formalitäten.

Bei den Briefen müssen gewisse Formalitäten, theils in der äußern Einrichtung der Briefe, theils auch in den Titulaturen und übrigen, zur Courtoisie (§. 293.) gehörigen, Stücken beobachtet werden, in soweit Wohlstand und andre Verhältnisse sie erfordern, ob sie gleich dem guten Stile nicht selten zuwider sind. Man muß diese Formalitäten aus dem Umgange mit der Welt, oder aus einem guten Briefsteller, kennen lernen.

Siebentes Kapitel.

Von dem Selbstgespräche.

§. 301.

Möglichkeit prosaischer Selbstgespräche.

Die Zustände, in welchen die Natur Selbstgespräche erzeugt, sind meistentheils ungewöhnlich lebhafte Gefühle oder Gemüthsbewegungen, kurz, solche Zustände, wo die Rede, worin sie sich ergießen, poëtisch ist. Die Betrachtung dieser Selbstgespräche gehört also nicht für die Rhetorik. Die Erfahrung aber lehrt: daß es auch Selbstgespräche giebt, die prosaischer Natur sind. Wenn nämlich die Seele bloß mit Vorstellungen beschäftigt ist, wenn sie ein Bild der Phantasie anschaut, oder einen Gedanken des Verstandes betrachtet; so können diese Vorstellungen die Aufmerksamkeit dergestalt auf sich fesseln, daß wir an das, was außer uns ist, gar nicht denken, also auch gar nicht daran denken, daß niemand da sey, der uns hört, wenn wir laut reden. Alsdann kann eine laute Rede entstehen, theils durch das Bestreben, die gegebnen Vorstellungen völlig klar und lebhaft zu machen

chen, theils, wenn sie schon im hohen Grade klar und lebhaft sind, durch das Bestreben, sie auszudrücken und mitzutheilen, welches mit dergleichen Vorstellungen immer verbunden ist.

§. 302.

Wirkliche und nachgeahmte Selbstgespräche.

Man kann zwar die Selbstgespräche eintheilen in wirkliche und nachgeahmte, wovon die erstern in der Natur, die letztern durch die Kunst hergebracht werden; aber die Rhetorik kann für die wirklichen keine Regeln geben. Denn, da derjenige, der in ein Selbstgeschräch ausbricht, auf seine Rede gar nicht achtet; so ist es ihm noch viel weniger möglich, sie nach Regeln zu formen. Wenn also in der Rhetorik von dem Selbstgespräche schlechthin die Rede ist, so ist das nachgeahmte zu verstehen.

§. 303.

Gedankenfolge im Selbstgespräche.

Die Gedankenfolge in einem Selbstgespräche muß bloß durch innere Gründe bestimmt seyn, d. i. durch solche, die in den Vorstellungen selbst liegen, welche in ein Selbstgespräch ausbrechen. Denn die Aufmerksamkeit giebt auf etwas andres außer diesen Vorstellungen nicht Achtung. Ist es also

ein

ein Gedanke des Verstandes, der die Seele beschäftigt; so folgen die Vorstellungen entweder so, wie es dienlich ist, diesen Gedanken immer klärer und lebhafter zu machen, oder so, daß man zur Betrachtung seiner Gründe oder Folgen fortschreitet, oder Anwendungen von ihm macht. Liegt ein Bild der Phantasie zum Grunde, so werden, wenn nicht Betrachtungen des Verstandes hinzukommen, entweder die Merkmale jenes Bildes nacheinander vorgestellt, oder es folgen andre Vorstellungen, wie sie sich mit jenem Bilde associiren; wie z. B. in Hamlets berühmten Selbstgespräche, wo das Bild des Schlafes, durch Vergesellschaftung auf den Gedanken an Träume führt:

„Sterben ist schlafen, aber — vielleicht auch träumen."

Bei den Selbstgesprächen dieser Art wird es daher den Gedanken oft an innerm Zusammenhange fehlen, weil sich die Association der Vorstellungen darum nicht bekümmert.

§. 304.

Beschaffenheit der Gedanken.

Obgleich in dem wirklichen Selbstgespräche die Gedanken zuweilen nur für den Redenden wichtig sind, und kein allgemeines Intresse haben; so darf

doch

doch die Kunst dergleichen Fälle nicht nachahmen. Vielmehr darf sie nur solche Fälle vostellen, wo die Gedanken so wichtig und intressant sind, daß der Verstand begreift, wie sie im Stande waren, die Seele des Redenden so zu erfüllen, daß er in ein Selbstgespräch gerathen konnte (§. 301. §. 34.); wie z. B. in Hamlets Selbstgespräche die große Frage über Seyn und Nichtseyn. Es dürfen daher auch keine unbedeutenden Nebenvorstellungen mitgenommen, die Hauptideen also nicht weitläuftig ausgeführt werden, sondern man muß die vorzutragenden Hauptgedanken, durch kurze, wenig ausgeführte, kraftvolle Züge, so nahe als möglich zusammenrücken, zumal, da der Zustand, der bei einem Selbstgespräche vorausgesetzt wird, (§. 301.) nicht von langer Dauer seyn kann, wie die Psychologie lehrt.

Nächst der Wichtigkeit der Gedanken kömmt hauptsächlich die Lebhaftigkeit in Anschlag. Entweder müssen die vorgetragnen Gedanken in hohem Grade klar und lebhaft, oder die Rede muß so eingerichtet, seyn, daß das lebhafteste Bestreben des Redenden seinen Gedanken eine solche Klarheit und Lebhaftigkeit zu geben, daraus augenscheinlich erhellet, (§. 301.).

Anmer-

Anmerkung.

Die gewöhnlichen Selbstgespräche, die wir in den Schauspielen von Kammermädchen und Bedienten oft zu hören bekommen, und die oft grade dazu gebraucht werden, unwichtige Nebenumstände zu erzählen, die der Dichter in die Handlung selbst nicht verflechten konnte, oder wollte, die wir aber doch wissen sollen, sind bloße Nothbehelfe, die nur dazu dienen, den Mangel der dramatischen Kunst zu verrathen. Zuweilen sind sie gar nur Lückenbüßer, eine vorkommende Zwischenzeit auszufüllen.

§. 305.

Beschaffenheit des Ausdrucks.

Obgleich der Ausdruck nicht inkorrekt seyn, und auch sonst keine Fehler haben darf, welche die innere Schönheit desselben zerstören (§. 78. 2c.); so darf er doch, im Gegentheile auch keine solche Vollkommenheiten haben, die eine, auf den Ausdruck besonders gerichtete, Aufmerksamkeit des Redenden voraussetzen. Dies würde der äußern Schönheit des Ausdrucks entgegen seyn, weil es dem Inhalte der Rede nicht gemäß wäre. Denn, theils ist die Aufmerksamkeit zu sehr auf die Gedanken gefesselt (§. 301.), als daß sie auf den Ausdruck merklich achten könnte, theils gehet dies

auch

auch darum nicht an, weil die Gedanken erst während der Rede enstehen (§. 249.), also keine Zeit vorhanden ist, über den Ausdruck lange nachzudenken. Also keine gewählten Wörter oder gezwungene Wortfügungen, keine künstlichen Redefiguren, keine sehr zusammengesetzten, oder künstlich gebauten, Perioden, sondern alles, so viel als möglich, leicht, natürlich und simpel.

Ach=

Achtes Kapitel.

Von dem Gespräche.

§. 306.

Wirkliche und nachgeahmte Gespräche.

Die Gespräche, oder die mündlichen Unterredungen zwischen mehrern Personen, sind, wie die Selbstgespräche, theils wirkliche, theils nachgeahmte. Jene sind Werke der Natur, diese, Werke der Kunst.

§. 307.

Regeln des wirklichen Gesprächs.

Bei dem wirklichen Gespräche hat man hauptsächlich auf folgende Regeln zu merken, weil es so gewöhnlich ist, daß dagegen verstoßen wird. Zuerst ist für Korrektheit des Ausdrucks zu sorgen, sowohl in Rücksicht auf die Aussprache, als auch in Rücksicht auf die Grammatik. Man verzeiht es zwar der mündlichen Unterredung im gemeinen Leben, wenn sie sich eine Inkorrektheit zu Schulden kommen läßt, weil man dabei nicht viel Zeit hat, über den Ausdruck nachzudenken. Allein, es ist demohngeachtet der Schönheit durchaus zuwider,

und

und kann, bei gehöriger Uebung und Aufmerksamkeit, vermieden werden (§. 122. §. 118. §. 85.). Hiernächst soll man sich hüten, nicht ohne Noth ausländische Wörter einzumischen (§. 82.), welche die Sprache des Umgangs annimt, wenn ein Volk anfängt, sich nach einem andern zu bilden, und welche nachher der schlechte Geschmack, und die Eitelkeit, gelehrt scheinen zu wollen, darin erhalten (wie es z. B. in der gesellschaftlichen Sprache der Deutschen der Fall gewesen ist, und zum Theil noch ist).

Ein andrer sehr gewöhnlicher Fehler, vor dem man sich in Acht zu nehmen hat, ist die Weitschweifigkeit (§. 68.), die besonders alsdann unerträglich ist, wenn man viel zu reden hat, also die Zeit so viel als möglich abzukürzen wünscht, oder, wenn die Unterredung bloß zur Unterhaltung dienen soll. Wenn gleich also das Gespräch große Freiheit hat, Digressionen zu machen; so muß man doch niemals solche, und so viele, Nebenumstände mitnehmen, daß die Aufmerksamkeit darüber ermüdet, und die Rede langweilig wird.

Anmerkung.

Seltner, und nicht so leicht zu besorgen, ist der entgegenstehende Fehler: daß man durch zu gro-

ße

ße Kürze dunkel wird. Häufiger ist diejenige Dunkelheit, welche aus der Unbestimmtheit des Ausdrucks entspringt, aus derjenigen besonders, die von dem Mangel der nöthigen Sachkentnisse herrührt.

§. 308.

Fortsetzung.

Es dürfen aber, auf der andern Seite, weder die einzelnen Ausdrücke, noch die Verbindungen derselben, studiert, gekünstelt und voll gesuchten Schmuckes seyn. Dies schickt sich für das wirkliche Gespräch grade am wenigsten, wo Gedanken und Ausdrücke auf der Stelle entstehen, und also nichts an sich haben können, was ihnen das Gepräge einer mühsamen Wahl und Ueberlegung giebt, wenn sie nicht unnatürlich seyn sollen. Die einzelnen Ausdrücke müssen möglichst leicht und simpel und die Verbindungen so beschaffen seyn, daß alles leicht dahin fließt (§. 109.). Dieser letzte Umstand ist für den guten Gesellschafter vorzüglich wichtig, weil er sehr oft genöthigt ist, von den gegebnen Gegenständen zu ganz andern überzugehen; indem die Materie der mündlichen Gespräche in vielen Fällen bald erschöpft, in vielen aber von der Art ist, daß die Unterredung langweilig wird, wenn nicht viele Nebenbetrachtungen, witzige Einfälle,

fälle, Anekdoten ꝛc. eingemischt, kurz wenn nicht häufige Digressionen gemacht, werden.

Nicht minder nothwendig ist es, darauf zu denken, daß der Gesprächston edel sey. Auch in der gemeinsten Unterredung muß niemand sich so ausdrücken, daß es seiner, oder der Person, mit welchen, oder der Sachen, von welchen er redet, unwürdig wäre; wenn er nicht jedem mißfallen will, dessen Geschmack einigermaßen gebildet ist. Alles, was an sich, oder in der Verbindung, worin es vorkömmt, platt und pöbelhaft ist, muß aus dem Gespräche verbannt seyn.

§. 309.

Fortsetzung.

Bei den Gesprächen, die bloß zur Unterhaltung dienen sollen, hängt die Hauptsache von einer Kunst ab, welche die Rhetorik nicht lehren kann, von der Kunst, sein Gespräch mit Witz und Laune zu würzen. Doch, nicht selten eben so intressant in dem feinern Umgange, ist die Kunst, andre reden zu machen, d. i. sie unvermerkt auf solche Materien zu bringen, wovon sie zu reden wissen, und wovon sie gern reden, und sie alsdann auf eine solche Art zum Reden zu veranlassen, daß wir das Ansehen gewinnen, als suchten wir dadurch Unterhal-

haltung für uns, und als betrachteten wir es als eine Gefälligkeit, wenn sie reden; wozu denn vor allen Dingen gehört, daß wir, wenigstens dem Scheine nach, ihnen aufmerksam zuhören. Denn vielen ist es intressanter, auf eine solche Art selbst zu reden, als dem angenehmsten Gespräche zuzuhören.

Bei kontemplativen Gesprächen ist eine Fertigkeit nöthig, sich in den Gesichtspunkt andrer, und andre in seinen Gesichtspunkt zu versetzen. Dazu gehört Scharfsinn und Witz, um die verschiednen Arten, die Sachen anzusehen, gehörig zu vergleichen, und die Punkte genau und richtig zu bemerken, in welchen sie übereinstimmen, und in welchen sie sich von einander unterscheiden.

§. 310.

Regeln der nachgeahmten Gespräche.

Die nachgeahmten Gespräche, wenn sie natürlich seyn sollen, müssen eben so eingerichtet seyn, wie die wirklichen; nur daß sie gefeilter und strenger seyn müssen, sowohl in Absicht auf den Ausdruck, als auch in Absicht auf die Regeln der dogmatischen, historischen, erweckenden oder bewegenden Reden, je nachdem ihr Inhalt von dieser oder jener Art ist. Es müssen also diejenigen Nachläßig-

lässigkeiten vermieden werden, die man dem wirklichen Gespräche bloß verzeiht, weil es eine, auf der Stelle enstehende Unterredung ist. Denn die Kunst muß die Natur so nachahmen, daß sie dasjenige, was der Schönheit entgegen ist, davon wegläßt.

§. 311.

Gedankenfolge.

Die Gedankenfolge in dem Gespräche ist nicht, wie in dem Selbstgespräche, bloß durch innere Gründe bestimmt; sondern auch, und zwar hauptsächlich, durch äußere. Der Redende wird meistentheils durch die Fragen oder Antworten, oder überhaupt durch das, was die mitunterredenden Personen sagen, veranlaßt, die Reihe seiner Gedanken grade so und nicht anders fortzusetzen.

§. 312.

Haltung des Charakters.

Jeder Mensch hat seinen individuellen, durchgängig bestimmten Charakter, sowohl in Absicht auf das Erkenntniß- als auch in Absicht auf das Begehrungs-Vermögen, den er nur nach und nach, niemals aber plötzlich und während der kurzen Zeit eines Gesprächs, ändern kann. Daher soll das nachgeahmte Gespräch 1) jeder auftretenden Per-

son

son ihren bestimmten, von dem der übrigen Personen unterschiednen, Charakter geben, und 2) für die Haltung dieses Charakters sorgen (§. 276.), so daß alles, was sie sagt, aus demselben begreiflich, ihm wenigstens nicht zuwider ist.

Obgleich in der Natur Gespräche genug vorkommen, worin keine Verschiedenheit in den Charakteren der redenden Personen bemerkbar wird; so soll doch die Kunst diese Fälle nicht nachahmen. Denn einmal würde alsdann meistentheils die nöthige Mannichfaltigkeit verloren gehen, und sodann würden in der That nicht mehrere Personen, sondern nur eine einzige unter mehrern Namen, vorstellig gemacht. Es ist mit den nachgeahmten Gesprächen nicht wie mit den wirklichen. Bei diesen sehen wir die Personen vor Augen und unterscheiden sie durch die Anschauung; bei jenen aber können wir die Personen nur durch ihre Reden erkennen und von einander unterscheiden. Wenn wir aber nicht mehrere redende Personen unterscheiden können, so können wir auch eine solche Rede nicht für ein eigentliches Gespräch gelten lassen. Jede auftretende Person muß also in ihrer Art zu denken, zu empfinden, zu begehren, sich auszudrücken, etwas Eigenes haben, und dieser Eigenthümlichkeit getreu bleiben. Daher alle

die-

diejenigen Materien, die sich nicht aus verschiedenen Gesichtspunkten betrachten lassen, oder bei denen überhaupt sich jene Verschiedenheit in den Charakteren der Personen nicht zeigen kann, sich für das nachgeahmte Gespräch nicht schicken, ob sie gleich in dem wirklichen gar wohl abgehandelt werden können. So sind z. B. Untersuchungen der reinen Mathematik, für das nachgeahmte Gespräch nicht geeignet.

§. 313.

Sokratische Gespräche.

Ein sokratisches Gespräch ist ein solches, das in Fragen und Antworten dergestalt eingekleidet ist, daß der Befragte, durch die Fragen, bestimmt wird, selber in seiner Seele diejenigen Vorstellungen zu entwickeln, die der Fragende in ihm hervorbringen will. Es setzt bei dem Fragenden eine feine Kenntniß der menschlichen Natur überhaupt, und des Befragten insbesondre, voraus; und ist daher, auch in der Nachahmung, nicht leicht, ob es gleich in der Wirklichkeit für den Fragenden noch mehr Schwierigkeit hat.

Neun-

Neuntes Kapitel.

Von den eigentlichen Reden überhaupt und den geistlichen insbesondre.

Erste Abtheilung.

Von den eigentlichen Reden überhaupt.

§. 314.

Nähere Entwickelung des Begriffs.

Die eigentliche (feierliche) Rede ist eine größere, zum mündlichen Vortrage bestimmte (§. 249.) Rede, die zur Erreichung ihres Endzwecks Ueberredung (§. 41. — §. 43.) gebraucht. Die Fertigkeit, schöne Reden in dieser eigentlichen Bedeutung hervorzubringen, ist die Beredtsamkeit im engsten Sinne, und die Theorie derselben wird von einigen ausschließend Rhetorik genannt.

Da nun die Vernunft bloß reelle Gewißheit und reelle Wahrscheinlichkeit kennt, alle Ueberredung also der Sinnlichkeit angehört; so ist es auch das wesentliche Geschäft einer eigentlichen Rede, sich an das untere Erkenntnißvermögen zu wenden,

und, entweder auf dieses allein, oder vermittelst desselben, auf andre Gemüthskräfte zu wirken. Allein, wenn gleich hierin das Wesen einer eigentlichen Rede, als einer solchen, besteht; so wird doch dadurch die Wirkung auf das obere Erkenntnißvermögen, und vermittelst desselben auf den vernünftigen Willen, keinesweges ausgeschlossen. Vielmehr kann Ueberzeugung mit Ueberredung verbunden werden, und es soll das auch geschehen, wenn die letztere entweder ihre volle Kraft nur unter Voraussetzung der erstern haben kann, oder ohne dieselbe unnütz oder wol gar schädlich ist.

Wer dies bedenkt, kann den praktischen Werth der eigentlichen Reden leicht beurtheilen. Es giebt unzählige Fälle, wo die Vernunft des Menschen zu schwach ist, ihn zur wirklichen Ausführung der Handlungen zu bestimmen, die sie für gut erkennt. Alsdann muß man sich an die Sinnlichkeit wenden, daß sie der Vernunft zu Hülfe komme. Selbst in solchen Fällen, wo die Vernunft allein gewisse Handlungen hervorbringen würde, kann die Mitwirkung der Sinnlichkeit von großem Nutzen seyn. Denn die Vernunft wirkt oft zu langsam, wo es auf einen raschen Entschluß ankömmt. Daß auch der moralische Werth einer Handlung nicht nothwendig darunter leide, wenn sie zugleich durch

Mit=

Mitwirkung der Sinnlichkeit entsteht, ist schon an einem andern Orte (§. 65.) bemerkt.

Anmerkung.

1. Hiernach läßt sich beurtheilen, ob es das Wesen, oder nur den Mißbrauch der eigenlichen Beredtsamkeit treffe, wenn Kant (Crit d. Urth S. 215) sagt: „Ich muß gestehen: daß ein schönes Gedicht mir immer ein reines Vergnügen gemacht hat, anstatt daß die Lesung der besten Rede eines Römischen Volks- oder jetzigen Parlements- oder Canzelredners jederzeit mit dem unangenehmen Gefühle der Mißbilligung einer hinterlistigen Kunst vermengt war, die die Menschen als Maschinen in wichtigen Dingen zu einem Urtheile zu bewegen versteht, welches im ruhigen Nachdenken alles Gewicht bei ihnen verlieren muß. — Rednerkunst ist, als Kunst, sich der Schwächen der Menschen zu seinen Absichten zu bedienen (diese mögen immer so gut gemeynt, oder auch wirklich gut seyn, als sie immer wollen) gar keiner Achtung werth."

2. Es giebt mündliche Vorträge, worin gar keine Ueberredung beabsichtigt, sondern bloß auf Belehrung oder Ueberzeugung des Verstandes gewirkt wird, (als z. B die meisten akademischen und viele Kanzel-Reden) und die demohngeachtet schlechthin Reden genannt werden. Allein, ihrer innern Natur nach, sind sie bloße Abhandlungen,

und haben mit den eigentlichen Reden nichts gemein, als den mündlichen Vortrag.

§. 315.

Eintheilung der Reden.

Man pflegt die eigentlichen Reden in geistliche und weltliche einzutheilen. Geistliche Reden sind solche, deren Zweck ist, auf Beförderung der Religion zu wirken. Die übrigen heißen weltliche. Die letztern sowohl, als die erstern, können lehrende, erweckende und bewegende seyn, je nachdem sie hauptsächlich Erkenntnisse, oder Gefühle, oder Begierden und Verabscheuungen wirken wollen.

Anmerkung.

1. Zu den geistlichen Reden gehören insbesondre die Kanzelreden oder Predigten.

2. Wenn der Inhalt einer Rede von den Wahrheiten der Religion hergenommen ist: so ist sie, wie die gemeine Erklärung voraussetzt, darum noch keine geistliche Rede, (denn man kann von dergleichen Wahrheiten auch weltlich reden), sondern nur in sofern, als sie zugleich eine Religionshandlung ist.

§. 316.

Beschaffenheit der Materie.

Wenn dem Redner die Wahl der Materie, oder des Inhalts, der Rede frei steht, so hat er vor allen Dingen darauf zu sehen, daß sein Gegenstand wichtig sey, oder wenigstens, von den Zuhörern für wichtig gehalten werde. Dies ist theils darum nothwendig, damit die Gemüther der Zuhörer um so mehr gefesselt werden, theils erfordert es die Feierlichkeit, welche die Rede dadurch bekömmt, daß sie (in der Regel) vor einer größern Versammlung gehalten wird, theils endlich würde es widersinnig, (folglich auch, sofern dies ohne weitere Zergliederung der Begriffe bemerkbar wäre, der Schönheit entgegen §. 35. §. 4.) seyn, einer Kleinigkeit wegen so große Anstalten zu machen.

Wenn die Wahl des Stoffes nicht frei steht, und der gegebne Gegenstand von keiner besondern Wichtigkeit ist; so muß man wenigstens die wichtigste Seite desselben herausheben, ihn in seinen bedeutendsten Beziehungen vorstellen, und ihn aus dem Gesichtspunkte betrachten, in welchem er das meiste Intresse hat.

Auf alle Fälle aber ist der Inhalt einer eigentlichen Rede so einzurichten, daß Ueberredung dabei anzubringen möglich ist (§. 314.). Solche

Stoffe,

Stoffe, die das nicht zulassen (wie etwa Lehrsätze der reinen Mathematik oder Logik) sind für die eigentliche Rede völlig unbrauchbar; so wie es auch niemals das Geschäft einer eigentlichen Rede seyn kann, einen Begriff, oder Satz, bloß zu erläutern, und deutlich zu machen. Denn hiebei findet keine Ueberredung statt.

§. 317.

Beschaffenheit der Form.

Da der eigentlichen Rede eine besondre Feierlichkeit eigen ist (§. 316.), da ihr Inhalt von vorzüglicher Wichtigkeit seyn (§. 316.), und der Redner, um eben dieser Ursachen willen, sehr wohl vorbereitet auftreten soll, und da endlich die Ueberredung hauptsächlich von dem Wohlgefallen an der Rede abhängt: so muß die eigentliche Rede die größten rhetorischen Vollkommenheiten in sich vereinigen, deren eine prosaische Rede fähig ist. Gedanken, Ausdrücke, Gebehrdenspiel, und Deklamation müssen alle die Eigenschaften haben, welche die absolute und relative Schönheit erfordert, und und zwar sowohl einzeln genommen, als auch in Verbindung mit einander, oder müssen doch sich dieser Vollkommenheit möglichst nähern.

Uebrigens aber muß der Stil in der eigentlichen Rede, und in den verschiednen Theilen derselben, nach den Regeln der lehrenden, erweckenden, oder bewegenden Reden eingerichtet werden, je nachdem dieselben entweder zu der ersten, oder zweiten, oder dritten Gattung gehören (§. 315.).

§. 318.

Theile einer Rede.

Zu einer Rede gehören vier Theile:

1) der Eingang, welcher die Erreichung des Endzwecks der Rede vorbereiten soll (§. 259);

2) die Exposition, d. i. der Inbegriff der Gedanken, welche eine bestimmte, klare oder deutliche, Vorstellung von demjenigen geben sollen, wovon der Redner überreden will, so wie auch von allen den Sachen, deren klare oder deutliche Vorstellung zur Erreichung dieses seines Endzwecks nöthig ist;

3) die Argumentation, d. i. der Inbegriff der Gedanken, welche die Argumente für dasjenige enthalten, wovon der Redner überreden will; sey es nun, daß es lauter überredende Argumente sind, oder daß auch überzeugende vorgeschickt werden (§. 314.)

4) der

4) der Beschluß, welcher die Absicht hat, den bereits erreichten Endzweck der Rede zu sichern und zu befestigen (§. 259.).

§. 319.

Der Eingang einer Rede.

Was §. 259. von der Einleitung einer Abhandlung im Allgemeinen gesagt ist, gilt, aus dem nämlichen Grunde, auch von dem Eingange einer Rede. Er muß die Aufmersamkeit geneigt machen, auf den Gegenstand der Rede zu achten. Daher lassen sich auf ihn auch die besondern Regeln anwenden, die §. 259. unter Nr. 1. 4. 5. 6. gegeben sind. Dazu kommen noch folgende:

1) Weil die Gemüther im Anfange noch ruhig und frei sind, folglich jeden Fehler um so leichter bemerken; so muß der Eingang mit vorzüglichem Fleiße ausgearbeitet, in Gedanken und Ausdrücken völlig korrekt, und überhaupt so beschaffen seyn, daß er nichts enthält, was einen Anstoß geben könnte;

2) er muß simpel, fließend, leicht faßlich seyn; denn, wenn die Aufmersamkeit gleich im Anfange sich anstrengen muß, ehe sie ein Intresse für die Sache hat; so wird sie abgeschreckt.

3) er muß, so viel als möglich, so eingerichtet werden, daß der Redner die Gemüther für sich einnimmt. Dazu ist vor allen Dingen Bescheidenheit nöthig, sowohl in dem, was gesagt wird, als auch in der Art, wie es gesagt wird; und wird die Rede mündlich vorgetragen, so müssen auch die Stimme und die Gebehrden keine Eigenliebe, keinen Stolz, keine Anmaßung verrathen, sondern, obwohl mit Würde, doch aber auch mit Herablassung und Zutraulichkeit sich dem Zuhörer nähern. Dabei giebt öfters der Stoff der Rede, oder ein obwaltender Umstand, dem Redner Gelegenheit, die Gemüther für sich zu gewinnen, wie etwa, wenn er eine edle Theilnehmung an einer guten Sache, eine Sorge für das Wohl andrer u. s. f. ohne Prahlerei zu erkennen geben kann.

Anmerkung.

Es ist am besten, den Eingang zu einer Rede erst alsdann zu verfertigen, wenn man die Rede, oder wenigstens einen vollständigen Entwurf dazu schon ausgearbeitet hat, weil man alsdann am besten beurtheilen kann, was dienlich seyn werde, die Erreichung des Endzwecks der Rede vorzubereiten.

§. 320.

Die Exposition.

Daß die Exposition ein wesentlicher, zu jeder Rede nothwendig gehöriger Theil sey, erhellet aus dem Begriffe derselben (§. 319.). Denn ohne sie würden die Zuhörer entweder gar nicht, oder doch nicht bestimmt wissen, wovon der Redner spräche, oder, worauf sich das Gesagte beziehe; mit einem Worte, sie würden die Rede nicht gehörig verstehen, und diese also ihre Wirkung unausbleiblich verfehlen. Die Exposition muß daher auch der Fassungskraft der Zuhörer vorzüglich angemessen; und übrigens den Regeln der dogmatischen oder historischen Schreibart gemäß seyn, je nachdem ihr Inhalt dogmatisch oder historisch ist.

Anmerkung.

In den Reden der Alten war die Exposition größtentheils historisch. Denn diese, meistentheils gerichtlichen und politischen Reden hatten es mit Thatsachen zu thun. Die Reden der Neuern beschäftigen sich meist mit allgemeinen Wahrheiten. Daher sind ihre Expositionen dogmatisch; und fassen gewöhnlich auch eine Eintheilung der Rede mit in sich.

§. 321.

Die Argumentation.

Wie die überzeugenden Argumente eingerichtet seyn müssen, lehrt die Logik (§. 40.); von der Einrichtung der überredenden ist im Allgemeinen §. 41. — §. 43. gehandelt. Den Stoff zu beiden muß der Redner aus dem Vorrathe seiner Sachkenntnisse aufzufinden wissen; das setzt die Rhetorik voraus (§. 248.). Zu dem Ende muß er insbesondre eine gründliche und reichhaltige Kenntniß von dem Gegenstande haben, wovon er reden will.

Ueber die Anordnung der Argumente ist noch zu merken: daß sie so gestellt werden müssen, wie sie einander am meisten unterstützen. 1) Man lasse die überzeugenden Argumente vorangehen, und die überredenden nachfolgen. Denn, wenn die Vernunft schon überzeugt ist, so ist die Ueberredung leichter; aber nicht umgekehrt. Vielmehr kann die Ueberzeugung erschwert werden, wenn die überredenden Argumente voraufgegangen sind, nämlich wenn solche darunter waren, die lebhafte sinnliche Vorstellungen erweckten; denn dadurch können die ruhigen Betrachtungen der Vernunft erschwert werden. 2) In der Regel lasse man die schwächern Argumente voraufgehen und spare die stärksten bis zuletzt. Jedoch, wenn die vorzutragende

gende Sache sehr zweifelhaft ist, so kann man auch mit dem stärksten anfangen, zumal wenn die Behauptungen des Redners nicht durch eine bereits erworbne Auctorität unterstützt werden; 3) Starke Gründe trage man einzeln vor; schwache fasse man zusammen, so daß sie zusammen genommen mehr Gewicht gewinnen. Doch hüte man sich, dabei nicht Gründe von ganz verschiedner Art unter einander zu mischen, weil dadurch die Aufmerksamkeit zerstreut wird, und, indem sie bei keinem Gesichtspunkte anhaltend bleiben kann, auch keinen recht auffaßt.

Sofern es als ein Mittel zur Ueberredung dienlich oder nöthig ist, Gefühle zu wirken, (§. 42.), gehören die erweckenden Gedanken, die zu diesem Behufe angebracht werden, mit zu der Argumentation. Sie müssen den Regeln der erweckenden Reden gemäß seyn.

§. 322.

Zusatz.

Will eine Rede, vermittelst der Ueberredung aufs Gefühl wirken (z. B. das Gefühl der Achtung oder Verachtung hervorbringen); so kann der erweckende Theil als ein besondrer Theil der

Rede

Rede betrachtet werden, muß aber mit dem argumentirenden unmittelbar verbunden seyn.

Will eine Rede, vermittelst der Ueberredung, oder vermittelst der Ueberredung und der erweckten Gefühle, auf das Begehrungsvermögen wirken, und die Gemüther zu Entschlüssen bestimmen, so enthält sie auch einen bewegenden Theil. Dieser muß den Regeln der bewegenden Reden gemäß, und mit dem argumentirenden Theile in unmittelbarem Zusammenhange seyn.

Da eine eigentliche Rede, ihrem wesentlichen Geschäfte nach, auf das sinnliche Erkenntnißvermögen wirkt (§. 314.); so müssen in sofern auch diejenigen Begierden und Verabscheuungen, die sie hervorbringt, sinnliche seyn. Allein es bleibt ihr unbenommen, zugleich auch den vernünftigen Willen zu bestimmen, und ihn zu eben dem Ziele hinzulenken, worauf die erregten, sinnlichen Begierden und Verabscheuungen gerichtet seyn sollen; weil es ihr unverwehrt, ja oft nothwendig ist, auch zu der Vernunft zu reden, und sie von demjenigen zu überzeugen, wovon das untere Erkenntnißvermögen überredet werden soll (§. 314.)

Anmer

Anmerkung.

Es brauchen aber die zur Exposition und Argumentation gehörigen Gedanken nicht grade als besondre, von einander abgesonderte Theile nach einander vorgetragen zu werden: sie können auch in einander verwebt seyn. Die Meinung ist nur: daß sie wesentlich zu einer Rede gehören.

§. 323.

Der Beschluß einer Rede.

Der Beschluß einer Rede kann verschiedentlich eingerichtet werden, je nachdem die Rede selbst von verschiedner Art ist. In den gewöhnlichen Fällen kann er die Hauptideen, besonders aus der Argumentation, in gedrängter Kürze, und mit erhöhter Lebhaftigkeit, wiederholen, oder Anwendungen davon auf die besondern Zustände oder Verhältnisse der Zuhörer beibringen, und, wenn die Rede auf das Begehrungsvermögen wirken sollte, Bitten oder Ermahnungen oder Warnungen hinzufügen. Auf alle Fälle aber muß die Rede mit starken, die Aufmerksamkeit auf sich ziehenden, vorzüglich schönen, Gedanken schließen, weil die Wirkung der ganzen Rede ganz vorzüglich mit von dem letzten Eindrucke abhängt, den sie in dem Gemüthern zurück läßt.

Zweite Abtheilung.

Von den geistlichen Reden insbesondre.

§. 324.

Vorläufige Erinnerung.

Wenn hier von den geistlichen Reden verhältnißmäßig ausführlicher gehandelt wird; so geschichet es, theils, weil dieselben, ihrer hohen Bestimmung wegen, von vorzüglicher Wichtigkeit sind, theils auch, weil sie unter uns das hauptsächlichste Gebiet der Beredtsamkeit ausmachen. Eben diese Gründe mögen es rechtfertigen, wenn einige Betrachtungen mit vorkommen, welche sich zunächst nicht auf die Form, (womit doch die Rhetorik nur zu thun hat), sondern auf die Hervorbringung, oder Herbeischaffung der Materie der Rede beziehen, wofern es nur solche sind, die auf die Theorie der Form einen nähern Einfluß haben.

§. 325.

Was dem geistlichen Redner besonders günstig und nachtheilig sey.

Was dem geistlichen Redner besonders zu Statten kömmt, ist die Wichtigkeit seines Gegenstandes. Die Wahrheiten der Religion sind in

sehr

sehr genauem Zusammenhange mit der gesammten Glückseligkeit des Menschen in dieser und jener Welt, und gewinnen dadurch einen Grad von Intresse und Wichtigkeit, worin ihnen alle Gegenstände der weltlichen Beredtsamkeit weit nachstehen. Ueberdem sind die Vorstellungsarten der positiven Religion großentheils für die Sinnlichkeit berechnet, und kommen daher dem Redner gleichsam von selbst entgegen, wenn er das untere Erkenntnißvermögen überreden, und dadurch Entschlüsse wirken oder befestigen will.

Auf der andern Seite aber hat der geistliche Redner auch Hindernisse zu bekämpfen, die dem weltlichen wenigstens viel seltner im Wege stehen. Denn 1) kann der geistliche Redner niemals mit bloßer Ueberredung ausreichen, sondern muß Ueberzeugung der Vernunft damit verbinden, weil jene, so wie das, was dadurch bewirkt wird, in dem Felde des Moralischen, keinen wahren Werth hat; 2) giebt es viele Mittel, das Intresse zu erhalten, die Lebhaftigkeit zu befördern und den Eindruck zu verstärken, deren Gebrauch dem geistlichen Redner nicht vergönnt ist, weil er, wegen der hohen Würde des Gegenstandes, womit er sich beschäftigt, durchgängig einen feierlichen Ernst behaupten, und also alle diejenigen Spiele des

Witzes,

Witzes, der Laune, der Phantasie, so wie alle diejenigen Schönheiten der Deklamation und des Gebehrdenspiels, vermeiden muß, die sich zu jenem Ernste nicht schicken; 3) muß es den Hauptideen einer geistlichen Rede gewöhnlich an dem Reize der Neuheit fehlen, weil die Religionswahrheiten den Zuhörern von Jugend auf bekannt gemacht werden, ob sie gleich dieselben sehr oft nur den Worten nach kennen.

§. 326.

Theile einer geistlichen Rede.

Die Theile, welche in einer geistlichen Rede vorzukommen pflegen, sind folgende: 1) das Gebet, 2) der Eingang, 3) der Uebergang, 4) das Thema, 5) die Eintheilung, 6) die Ausführung und 7) der Beschluß.

Das Gebet zu Anfange, und der Uebergang von dem Eingange zu dem Thema können als zu dem Eingange gehörig betrachtet werden.

Der Vortrag des Thema, oder, die sogenannte Propositon, so wie die Eintheilung, gehören zu der Exposition (§. 318.). Die Ausführung kann der Argumentation allein gewidmet seyn (§. 318.); sie kann aber auch zum Theil noch zu der Exposition gehören.

Wenn eine geistliche Rede gar keine Ueberredung beabsichtigt, sondern bloß Ueberzeugung des Verstandes, oder deutliche Entwickelung einer Wahrheit; so enthält die Ausführung gar keine Argumentation in dem Sinne, wie es §. 318. genommen ist; sondern sie bestehet alsdann bloß aus beweisenden und erklärenden Argumenten. Aber alsdann ist es auch keine Rede im eigentlichen Sinne (§. 314.). Indessen, weil doch die geistlichen Vorträge dieser Art sehr häufig vorkommen; so soll auf sie mit Rücksicht genommen werden.

I.

Von dem Gebete.

§. 327.

Ob das Gebet zu Anfange der Rede zweckmäßig sey.

Wenn sich voraussetzen läßt, daß bei dem Anfange der Rede das Gemüth der Zuhörer schon gesammelt, und geneigt sey, die volle Aufmerksamkeit auf das Gebet zu richten: so ist es allerdings sehr zweckmäßig für die geistliche Rede, mit einem Gebete anzufangen. Denn es wird dadurch der Gedanke an das höchste Wesen, auf welches alle Religion sich bezieht, lebhaft gemacht, das Gemüth also zu religiösen Betrachtungen gestimmt,

und

und folglich für die vorzutragende Rede empfänglicher. Bei den gewöhnlichen gottesdienstlichen Versammlungen läßt sich jene Voraussetzung allerdings machen, weil ein gemeinschaftlicher Gesang der Rede voraufgeht. Wo sie sich aber nicht machen läßt, sondern vielmehr angenommen werden muß, daß das Gemüth der Zuhörer noch zerstreut sey (wie bei manchen Gelegenheitsreden) da ist es auch zweckwidrig, mit einem Gebete anzufangen, theils, weil es alsdann seine Wirkung verfehlt, theils, weil es dadurch herabgewürdigt wird.

§. 328.

Eigenschaften desselben.

Das Gebet, womit eine geistliche Rede anfängt, so wie überhaupt jedes, in ihr vorkommende Gebet, muß folgende Eigenschaften haben. Es muß

1) allgemein anwendbar seyn. Denn der Redner soll hier nicht beten im Namen seiner individuellen Person, sondern im Namen der Versammlung; die Zuhörer sollen mit ihm beten. Sein Gebet muß sich also nicht auf seine individuelle persönliche Lage, oder auf seinen individuellen Gemüthszustand beziehen, und noch weniger eine Formel seyn, die andre unter gewissen, besondern Um-

ständen gebetet haben, in denen weder der Redner noch die Zuhörer sich befinden;

2) muß das Gebet mit dem Inhalte der Rede in Verbindung stehen. Sonst könnte es von der Rede, ohne allen Nachtheil, getrennt, und jedes andere dafür substituirt werden; es wäre also der Einheit entgegen. (§. 69.) Schon aus diesem Grunde würde es zu widerrathen seyn, gewisse, bestimmte Gebetsformeln beständig, oder doch meistentheils zu gebrauchen, indem der Inhalt der Reden verschieden ist; wenn auch nicht noch der Grund hinzukäme, daß eine Gebetsformel, wenn sie den Zuhörern gar zu geläufig wird, alle ihre Kraft verliert;

3) muß das Gebet dem Verhältnisse des Menschen gegen die Gottheit, welches vorzüglich durch die Allmacht und Güte derselben bestimmt wird, vollkommen angemessen seyn. Es muß daher a) den Charakter der ehrfurchtsvollsten Demuth haben, und dadurch unsre Abhängigkeit von der Allmacht des höchsten Wesens, unser Nichts gegen den, der Alles in Allem ist, bezeichnen; es muß nur bitten, nie fordern. Damit aber muß b) der Charakter des kindlichen Vertrauens, das sein Schicksal der allumfassenden Güte anheim stellt, verbunden seyn. Nie muß man mit verzagender

oder

oder verzweifelnden Kleinmüthigkeit, sondern mit getrostem Muthe, beten. Hierzu muß c) Würde und feierlicher Ernst hinzukommen. Diese Eigenschaften sind schon nothwendig, wenn wir zu einem Menschen reden, der weit über uns erhaben ist; folglich um so mehr in einem Gebete, welches eine Rede ist, die an das erhabenste Ideal aller Größe und Vollkommenheit gerichtet wird. Man muß also alle kleinlichen und niedrigen Vorstellungen aufs sorgfältigste vermeiden, insbesondre jede kleinliche Vorstellungsart der Eigenschaften oder Handlungen Gottes, wie etwa, wenn die Macht der Gottheit als eingeschränkt gedacht würde, wenn man z. B. sagte; Beschütze mich, wo möglich, vor diesem Uebel.

Diesen innern Eigenschaften gemäß muß auch der Ausdruck gewählt, und der mündliche Vortrag eingerichtet, werden.

II.

Von dem Eingange.

§. 329.

Eigenschaften des Einganges.

Wie der Eingang zu einer geistlichen Rede gehörig einzurichten sey; ist nach §. 319. zu beurtheilen.

len. Wenn insbesondre das abzuhandelnde Thema eine nähere Beziehung hat auf irgend eine, die Zuhörer betreffende Begebenheit, auf irgend einen wirklichen Zustand, worin sie sich alle oder zum Theil befinden, oder, worin sie leicht gerathen können; so wird man hiervon mit Vortheil den Stoff zur Einleitung hernehmen können; weil die Aufmerksamkeit des Menschen durch das, was seine wirkliche Lage betrift, vorzüglich leicht erweckt und festgehalten wird; und, dies zu bewirken, zu dem Zwecke des Eingangs gehört (§. 319.).

Anmerkung.

Da der Eingang auf alle Fälle mit dem Thema in genauem Zusammenhange seyn, also, diesem gemäß gewählt werden, muß (§. 319.); so waren die exordia fixa eine zweckwidrige Idee.

III.

Von dem Uebergange.

§. 330.

Begriff und Eigenschaften.

Unter dem Uebergange schlechthin wird gewöhnlich der Uebergang von dem Eingange zu dem Thema der Rede, also der Inbegriff der Gedanken ver-

verstanden, wodurch das letztere mit dem erstern verbunden werden soll.

Der Uebergang muß ungezwungen und fließend seyn, weil widrigenfalls die genaue Verbindung, worin der Eingang mit dem Thema stehen soll, wenn sie auch wirklich statt fände, doch verdunkelt würde. Aus diesem Grunde darf der Uebergang selbst nicht einmal hervorstechende Schönheiten enthalten, keine außerordentlich starken Gedanken, keine ungewöhnlich kühnen Bilder der Phantasie, keine glänzenden Figuren, und was dahin mehr gehört; sondern er muß, so viel als möglich, simpel und in der mittlern Schreibart bleiben.

IV.

Von dem Thema.

§. 331.

Das Thema muß dem Redner angemessen seyn.

Bei der Wahl seines Thema hat der geistliche Redner zuerst dahin zu sehen, daß dasselbe ihm selber angemessen sey. Es muß so beschaffen seyn, daß die gehörige Behandlung desselben keine, ihm fehlende, physische oder moralische, Vollkommenheit voraussetzt. Es muß daher

1) die

1) die Kräfte des Redners nicht übersteigen, nicht von der Art seyn, daß die gehörige Behandlung desselben Talente oder Kenntnisse erfordert, die der Redner nicht hat. Wenn also bloß die Idee, eine gewisse Wahrheit zu erläutern, oder gewiß zu machen, zum Thema genommen wird, (in einer lehrenden Rede); so muß der Redner eine ausführlich klare und deutliche Kenntniß von dieser Wahrheit, und von den Gründen haben, worauf sie gestützt werden kann. Ist die Idee, gewisse Gefühle zu erwecken, so muß der Redner die Natur dieser Gefühle, und die Mittel, sie zu erregen, hinlänglich kennen und in seiner Gewalt haben. Soll endlich das Gemüth zu Etwas bewegt werden; so muß er mit allen Motiven und sinnlichen Triebfedern dazu, und mit der Art, sie gehörig ins Spiel zu setzen, vertraut seyn. Ferner folgt

2) daß der Redner sich nicht zum Thema nehmen müsse, eine Tugend zu empfehlen, oder ein Laster zu verdammen, wenn es bekannt ist, oder wenn er wenigstens in dem Rufe steht, daß er die erstere nicht übe und dem letztern anhänge. Denn alsdann wird er seinen Zweck verfehlen, indem die Zuhörer geneigt sind, diesen (wenn auch meistentheils nur dunkeln) Schluß zu machen: es müs-

se

se entweder eben nicht so nothwendig seyn, die Regeln des Redners zu befolgen, indem er selbst sie übertrete, oder diese Tugend müsse so schwer seyn, daß es ihnen nicht zu verdenken stehe, sich darum nicht zu bemühen, da der Redner selbst sie nicht einmal habe erreichen können. Auch stört schon der bloße Kontrast zwischen Reden und Thun, durch eine Art von Lächerlichkeit den ernsthaften Eindruck;

3) muß der Redner kein solches Thema wählen, bei dessen Ausführung er seinen Zuhörern etwas sagen müßte, wozu er kein Recht hat z. B. einzelne, unter ihnen vorgefallne Vergehungen zu rügen, wenn er nicht ihr ordentlicher Lehrer ist.

§. 332.

Ingleichen den Zuhörern.

1) Das Thema muß von der Art seyn, daß es den Zuhörern möglich ist, sowohl das Thema selbst, als auch die dazu nöthige Ausführung mit hinlänglicher Klarheit und Deutlichkeit zu fassen. Denn ohne Verständlichkeit fällt alle Wirkung weg. In diesem Stücke muß also der Redner sich nach der Beschaffenheit seiner Zuhörer richten; und darf also bei den gewöhnlichen Kanzelreden kein Thema wählen, bei dessen gehöriger Behandlung

er

er gelehrte Kenntnisse, einen geübten Scharfsinn, einen tiefsinnigen Verstand, oder dergleichen etwas, bei den Zuhörern voraussetzen müßte. Selbst auf die gangbaren Irrthümer und Vorurtheile müßte hiebei Rücksicht genommen werden. Der Mensch kann sich von eingewurzelten Vorurtheilen nicht mit einemmale losreißen, und das, was ihnen ganz entgegen ist, sogleich fassen. Zumal, wenn diese Vorurtheile unmittelbar die Religion betreffen; so stehet bei dem gemeinen Haufen zu besorgen, daß ihm (durch einen gewöhnlichen Trugschluß) die Religionswahrheiten überhaupt unsicher, schwankend, zweifelhaft werden, wenn man ihm das, was er bis dahin aus Vorurtheil glaubte, entreißen will, ohne ihm vorher die nöthigen Vorkenntnisse gegeben zu haben.

2) Das Thema muß von der Art seyn, daß es keine schiefe Richtung des Willens veranlaßt. Manche Ideen können bei dem Ungebildetern leicht falsche, auf das Praktische gehende, Schlüsse veranlassen, und dadurch dem Willen eine falsche Richtung geben, wie etwa die Idee: daß Tugend und Laster sehr viel von dem Temperamente und dem Einflusse der Umstände abhangen, welche sehr geschickt ist, dem Schwachen eine Entschuldigung anzubieten, wenn er etwas Gutes thun,

oder etwas Böses unterlassen soll, und also die Anstrengung zu vermindern.

§. 333.

Endlich auch der Veranlassung zu der Rede.

Das Thema einer geistlichen Rede muß sich auf ihre Veranlassung beziehen, oder, davon hergenommen seyn; theils, weil widrigenfalls der Verstand nicht begreifen würde, wie der Redner bei dieser Veranlassung grade auf dieses Thema käme, theils, weil dadurch zum Theil die Aufmerksamkeit gewonnen wird, wenn das Thema durch die Veranlassung bestimmt ist. Denn die Aufmerksamkeit ist schon von selbst auf die Veranlassung, zumal wenn sie eine außerordentliche ist, gerichtet, folglich auch auf alles, was damit zusammenhängt, leichter zu lenken.

Es sind nämlich die Veranlassungen zu den geistlichen Reden theils ordentliche, theils außerordentliche. Die ordentlichen, nämlich die Sonn- und Fest-Tage sind durch die, für diese Tage festgesetzten, biblischen Texte näher bestimmt, welchen gemäß jedesmal das Thema gewählt werden muß. Die außerordentlichen, als Antritt oder Niederlegung des Predigeramts, Todesfälle,

Trauun-

Trauungen, und dergleichen, geben die sogenannten Casualreden.

Ob nun gleich die eine Veranlassung mehr, die andere weniger Stoff zu Ideen darbietet: so läßt sich doch eine jede von verschiednen Seiten, und aus verschiednen Gesichtspunkten betrachten; so daß bei jeder mannichfaltige Ideen möglich sind, die man zum Thema einer Rede nehmen kann. Der Redner erwäge daher die gegebne Veranlassung jedesmal in ihrem ganzen Umfange, denke nach über die verschiednen, in ihr enthaltnen Theile und mit ihr verbundnen Umstände, über die verschiednen Wahrheiten, zu deren Betrachtung sie Gelegenheit giebt über die verschiednen Bewegungsgründe zum Guten, die dabei können erläutert oder anschaulich gemacht werden, und wähle dann diejenige Idee, welche, unter den vorhandnen Bedingungen, die zweckmäßigste ist, zu seinem Thema.

§. 334.

Zusatz.

Unter den Casualreden ist eine Antrittspredigt, da sie von jedem in der Regel nur einmal gehalten wird, und doch von sehr großen Folgen seyn kann, ganz vorzüglich wichtig. Der Redner soll dadurch sein Predigeramt feierlich übernehmen, und zwar

muß

muß er das dergestalt thun, daß er dadurch diejenige vortheilhafte Meinung von sich erweckt oder bestärkt, die zur nützlichen Führung seines Amtes nöthig ist. Will er aber dieses bewirken; so muß er

1) den Zuhörern einleuchtend darstellen, daß er die Pflichten seines Amtes kenne, und die Würde und Wichtigkeit desselben fühle. Dies erregt die gute Meinung: daß er in Verwaltung desselben treu und sorgfältig seyn werde, und diese gute Meinung hat Zutrauen und Hochachtung zur Folge, die ihm bei seinem Amte so unentbehrlich sind. Er wähle daher ein Thema, welches von der Würde und Wichtigkeit seines Amtes handelt, oder doch Beziehung darauf hat, etwa vorzügliche Pflichten desselben empfiehlt, oder davon redet, oder Gelegenheit giebt, diese Pflichten zu entwickeln.

Er muß 2) seinen Zuhörern zeigen, daß er die Talente und den Willen habe, sein Amt ihren Wünschen und seiner Pflicht gemäß zu verwalten. Er wähle daher ein Thema, das er vorzüglich gut zu behandeln weiß, und wobei er insbesondre diejenigen Vollkommenheiten anbringen kann, welche die Zuhörer hauptsächlich zu einer schönen Rede rechnen, zu welchem Ende er die Denkungsart derselben vorher muß kennen gelernt haben. Auch sehe er bei der Wahl des Thema darauf, daß sich

dabei

dabei Gedanken anbringen lassen, wodurch er den Zuhörern sein Wohlwollen, seine Wahrheitsliebe, seinen Pflichteifer, seine Sorge für ihre Glückseligkeit, kurz, solche moralische Eigenschaften zeigen kann, die bei ihnen die Erwartung erregen, daß er durch die Verwaltung seines Amtes für ihr geistliches Wohl aufs beste sorgen werde.

§. 335.

Nicht spekulativ.

Das Thema zu einer geistlichen Rede soll niemals eine bloß spekulative Idee seyn. Denn die Rede soll auf Beförderung der Religion wirken. Diese aber ist keine todte, bloß spekulative, sondern eine lebendige, wirksame, den Willen lenkende Erkenntniß. Also alle diejenigen theologischen Lehrsätze, wobei es bloß auf Theorie abgesehen ist, die aber keinen nähern Einfluß darauf haben, den freien Willen zur Tugend zu lenken, schicken sich nicht zu einem Thema für die geistliche Rede.

§. 336.

Biblische Texte.

Es ist eine sehr alte Gewohnheit, bei den geistlichen Reden biblische Texte zum Grunde zu legen, und davon das Thema herzunehmen. Dies

ist

ist, in rhetorischer Rücksicht, recht gut. Denn 1) liegt darin an und für sich ein überredendes Argument, weil die Bibel bei den meisten Zuhörern eine höhere Beglaubigung hat, und diese den Ideen mittheilt, die auf ihre Aussprüche gegründet werden; 2) ist die Bibel allgemein gelesen und bekannt, weswegen die Ideen, die mit ihr in Verbindung gebracht werden, sich dem Gedächtnisse besser einprägen.

Es stehet aber entweder dem Redner frei, einen beliebigen Text zu wählen, oder er ist an einen bestimmten Text gebunden. Im letztern Falle muß er sein Thema dem gegebnen Texte, im ersten Falle den Text dem Thema anpassen. Denn auf alle Fälle muß 1) das Thema in dem Texte enthalten seyn, entweder unmittelbar, so, daß der Text die nämliche Idee, die man zum Thema nimmt, wenigstens unbestimmt und undeutlich angiebt, oder doch mittelbar, so, daß der Text Gedanken enthält, woraus sich jene Idee leicht folgern läßt. Denn, wenn das Thema nicht im Texte läge, so gäbe das einen Anstoß für den Verstand, indem dieser alsdann keinen Zusammenhang zwischen beiden finden und nicht begreifen könnte, warum man zu diesem Thema diesen Text, oder bei diesem Texte dieses Thema gewählt hätte. Fer-

ner

ner muß 2) der Zusammenhang zwischen dem Texte und dem Thema klar und leicht faßlich seyn; weil es widrigenfalls für die gewöhnlichen Zuhöreben so gut ist, als wenn gar keiner vorhanden wäre. Daher wähle man nie einen Text, der schwer zu erklären ist, bei dem es Scharfsinn oder Gelehrsamkeit erfordert, den wahren Sinn desselben einzusehen, und die Idee darin zu finden, die man zum Thema nehmen will, oder, wenn ein solcher Text vorgeschrieben ist, so suche man die Idee heraus, die sich aus ihm am leichtesten entwickeln läßt.

Anmerkung.

Man hat gewisse Abschnitte in den Evangelien und Episteln des neuen Testaments dazu bestimmt, daß sie den geistlichen Reden bei den ordentlichen Veranlassungen beständig zu Texten dienen sollen. Diese sogenannten Pericopen sind meist schon im fünften Jahrhundert gewählt und von Karl dem großen bestätigt. Allein es wäre zu wünschen, daß dieser, dem Redner höchst nachtheilige Zwang, immer an die nämlichen Texte gebunden zu seyn, aufgehoben würde. Denn 1) sind viele Texte sehr schlecht gewählt, 2) wird dadurch die Mannichfaltigkeit des Stoffes zu den Reden vermindert, 3) bleiben viele andre vortrefliche Texte, welche die Bibel enthält, unbenutzt, 4) ist der Redner oft nicht im Stande,

ein

ein Thema zu wählen, welches den Zuhörern und den gegebnen Umständen angemessen wäre, oder, wenn er dies will, so kann er das Thema wieder dem Texte nicht gehörig anpassen.

§. 337.

Von der Proposition.

Die Proposition, oder, der Ausdruck des Thema durch Worte, muß so bestimmt seyn, als möglich. Denn, je bestimmter die Idee des Ganzen, als auf welche sich doch alle Theile beziehen, dem Gemüthe vorschwebt, desto klärer erscheinen alle Theile in ihrem Zusammenhange, desto besser kann also das Ganze, wenn sonst alles Uebrige gleich ist, die beabsichtigte Wirkung auf die Gemürher hervorbringen. Auch prägt sich die Rede dem Gedächtnisse besser ein, wenn das Gemüth eine ganz bestimmte Idee hat, woran die übrigen Vorstellungen sich anknüpfen. Denn jene Idee wird nachher leicht zurückgerufen, und das Uebrige alsdann vermittelst der Association erweckt.

Der Redner muß also bei der Proposition auf alles, was die Logik zur Bestimmtheit erfordert, aufs sorgfältigste Acht haben. Das Thema muß so deutlich und so kurz als möglich vorstellig gemacht werden. Er muß daher in der Pro-

position keine Tropen oder andre Redefiguren, oder poëtische Floskeln, ohne Noth anbringen, sondern sich, wo möglich, nur eigentlicher Ausdrücke bedienen; und muß ferner sich keine Umschreibungen, oder andre Weitläuftigkeiten erlauben, wenn sie nicht zur Deutlichkeit nothwendig sind, sondern in allem die höchste Simplicität beobachten.

V.

Von der Eintheilung.

§. 338.

Eigenschaften der Eintheilung.

Die Entheilung (Partition) welche die, dem Thema untergeordneten, Haupttheile durch Worte ausdrückt, und mit der Proposition verbunden zu seyn pflegt, soll mit der letztern zu einerlei Zwecke wirken, oder, diesen Zweck noch weiter befördern, indem sie die, in der Proposition angegebne, Idee des Ganzen näher aus einandersetzt. Von der Eintheilung gelten daher die nämlichen Regeln, welche §. 336. der Proposition vorgeschrieben sind. Ueberdem aber muß sie auch noch auf die logischen Regeln der Eintheilungen Rücksicht nehmen, weil eine bemerkbare Verletzung derseben ein Anstoß für

den

den Verstand, also der Schönheit entgegen, seyn würde. Die Glieder der Eintheilung müssen unter der getheilten Idee wirklich enthalten seyn (und zwar so, daß dies leicht bemerkbar ist, weil es sonst für den gemeinen Verstand eben so gut seyn würde, als wenn es gar nicht wäre), sie müssen die getheilte Idee erschöpfen und einander ausschließen *).

VI.

Von der Ausführung.

§. 339.

Was vorausgesetzt werde.

Bei den Regeln über die Ausführung setzt die Rhetorik voraus: daß der Redner eine reiche Sachkenntniß habe, namentlich von den Materialien, die zu einer guten Ausführung des gegebnen Thema gehören. Sie kann diese Sachkenntnisse selbst nicht lehren, sondern nur zeigen, wie daraus jedesmal das Zweckmäßige mit Geschmack gewählt und angewendet werden müsse.

*) S. meine Logik §. 120. §. 121, §. 123.

§. 340.

Allgemeines Gesetz.

Die Materialien zur Ausführung müssen dem Thema angemessen seyn. Sie müssen also den Regeln der lehrenden, erweckenden, oder bewegenden Reden gemäß gewählt werden, je nachdem die Rede zu dieser oder jener Art gehören soll. Auf alle Fälle aber müssen sie der Fassungskraft der Zuhörer angemessen, und also, da diese größtentheils Ungelehrte sind, populär seyn.

§. 341.

A) Wenn die Rede lehrend ist.

Wenn die Rede lehrend ist, so kann entweder die Erläuterung der Gedanken, welche das Thema enthält, oder der Beweis ihrer Wahrheit, oder beides zugleich, die Absicht der Rede seyn.

In dem ersten Falle, kann man die im Thema enthaltnen Begriffe synthetisch und analytisch erläutern; welches aber nicht mit der synthetischen und analytischen Ordnung bei Beweisen zu verwechseln ist. Es wird nämlich ein Begriff analytisch erläutert, wenn man von dem Begriffe zu den einzelnen Merkmalen durch Trennung übergeht; wenn man aber umgekehrt von den einzelnen Merkmalen durch Zusammensetzung zu dem Begriffe

griffe übergeht, so ist die Erläuterung synthetisch. Bei der erstern wird der Begriff als gegeben betrachtet und in seine Bestandtheile aufgelößt. Bei der andern sieht man die Bestandtheile als gegeben an, und setzet daraus den Begriff zusammen.

Bei der analytischen Erläuterung kann man zuerst allerlei Beispiele, oder Fälle in concreto, vorlegen, wo der zu erläuternde Begriff vorkömmt, und auf bestimmte Gegenstände angewandt wird. Aus der Betrachtung dieser Fälle kann man alsdann die Merkmale ableiten, die der Begriff enthält. Bei der synthetischen Erläuterung findet dieses Verfahren nicht statt. Hier muß zuerst ein Nachdenken (reflexio) über die einzelnen Merkmale des Begriffs veranlaßt, und der Begriff durch Kombination in der Seele der Zuhörer gleichsam erst erzeugt werden. Alsdann kann man daraus Fälle ableiten, auf welche der Begriff sich anwenden läßt, und kann ihn, durch Anwendung auf diese Fälle, lebhafter und anschaulicher machen.

Das nämliche doppelte Verfahren findet auch seine Anwendung, wenn nicht einzelne Begriffe, sondern ganze Sätze erläutert werden sollen.

Sehr wohl wird es gethan seyn, wenn man die konkreten Fälle, welche zum Behufe einer Erläuterung aufgestellt werden, aus dem Kreise des

gemein-

gemeinsten Lebens hernimmt. Dergleichen Fälle, zumal wenn sie unter den Zuhörern selbst wirklich gewesen oder noch wirklich sind, werden am klärsten gedacht und ziehen die Aufmerksamkeit am meisten an. Sie sind daher am besten dazu geschickt, der beabsichtigsten Erläuterung zu Statten zu kommen. Diese Vorsicht ist insbesondre nöthig, wenn Begriffe von innern, moralischen oder physischen, Zuständen und Eigenschaften der Seele, oder überhaupt von unsinnlichen Sachen erläutert werden sollen.

Jedoch versteht sich, daß die aufgestellten konkreten Fälle aus dem gemeinen Leben 1) nicht niedrig, und der Würde der geistlichen Rede nicht zuwider seyn dürfen, und daß sie 2) dasjenige, was sie erläutern sollen, wirklich in sich enthalten, oder in concreto vorstellig machen müssen.

Bei jeder Erläuterung aber müssen diejenigen Mittel, welche die allgemeine Rhetorik zur Beförderung der Klarheit und Lebhaftigkeit der Gedanken empfiehlt, angewendet, und nach den Regeln derselben, jedesmal so eingerichtet werden, wie es zu dem vorliegenden Zwecke am dienlichsten ist.

Uebrigens muß nach den gegebnen Umständen beurtheilt werden: welcher Weg bei einer vorzunehmenden Erläuterung einzuschlagen sey, der ana-

analytische, oder der synthetische. Wenn die konkreten Fälle, in welchen der zu erläuternde Begriff oder Satz gebraucht wird, sehr bekannt sind; so wird der analytische in der Regel den Vorzug haben. Denn durch die Darstellung der konkreten Fälle, wenn sie sonst zweckmaßig gewählt sind, wird sogleich die Aufmerksamkeit fixirt; welches bei dem synthetischen Wege darum schwerer zu erreichen ist, weil man hier mit der Betrachtung allgemeiner Merkmale anfängt.

§. 342.

Fortsetzung.

Wenn in einer lehrenden Rede eine Wahrheit nicht bloß erläutert, sondern gewiß gemacht werden soll; so muß man Ueberzeugung mit Ueberredung so viel als möglich verbinden (§. 314. §. 325.). Die Gründe aber, wodurch die Gewißheit bewirkt werden kann, sind theils innere, theils äußere. Innere, wenn sie in der zu erhärtenden Wahrheit selbst, oder in andern, mit ihr zusammenhängenden Wahrheiten liegen, äußere, wenn das nicht ist.

Die innern Wahrheitsgründe können sowohl in rationalen, als in empirischen Beweisen enthalten seyn. Denn auch rationale Beweise darf der

geist-

geistliche Redner gebrauchen, wenn sie nur so beschaffen sind, daß sie von dem bloß gesunden Menschenverstande gefaßt werden können. Auch können diese Beweise in allerlei Gestalten erscheinen; sie können direkt und indirekt, synthetisch und analytisch seyn *).

Ein überredender Beweis a priori ist es, wenn man sich auf das allgemeine Wahrheitsgefühl beruft und darauf seine Behauptungen stützt. Er darf aber in der geistlichen Rede nur bei solchen Wahrheiten angebracht werden, die völlig in der Sphäre des gemeinen, nicht spekulirenden, Menschenverstandes liegen.

Bei empirischen Beweisen bezieht man sich am besten auf solche Erfahrungen, welche die Zuhörer selbst gemacht haben, oder doch leicht machen können, und zwar aus eben dem Grunde, aus welchem die Erfahrungen dieser Art zu Erläuterungen gegebner Wahrheiten am dienlichsten sind (§. 342.); und auch deswegen, weil sie für die Zuhörer den höchsten Grad der Gewißheit haben. Beruft man sich auf fremde Erfahrungen, so müssen sie hinlänglich beglaubigt seyn, oder von dem Redner, in Gemäßheit mit der Fassungskraft seiner Zuhörer, beglaubigt werden.

Von

*) S. m. Log. §. 324.

Von sehr nützlichem Gebrauche, sowohl bei überzeugenden, als überredenden Argumenten, kann die Induktion seyn. Der Redner zerfälle den allgemeinen Satz den er beweisen will, in die, ihm subalternirten, speciellern Sätze; zeige die Wahrheit der letztern, und schließe davon auf die Wahrheit des erstern. Das giebt, wenn die Induktion vollständig ist, Ueberzeugung, wenn sie unvollständig ist, Ueberredung *).

§. 343.

Fortsetzung.

Die äußerlichen Wahrheitsgründe, worauf ein geistlicher Redner sich stützen kann, liegen hauptsächlich in der Auctorität der Bibel. Was in einem Ausspruche der Bibel enthalten, oder durch einen solchen auf eine einleuchtende Art bestätigt ist, leidet bei denen keinen Zweifel, welche die höhere Beglaubigung der Bibel anerkennen.

Es können aber sowohl allgemeine Lehrsätze und Aussprüche, als auch Erzählungen aus der Bibel, als Beweisgründe gebraucht werden. Die letztern machen dann eine Art von empirischen Beweisen aus, und können besonders in Anwendung gebracht werden, wenn gezeigt werden soll: daß die

*) m. Log. §. 281. §. 393.

die Tugend gute, das Laster böse Folgen habe, oder, daß man schwere Tugenden wirklich ausüben, und starke Reizungen zum Bösen wirklich überwinden könne, wenn man nur wolle, und dergleichen mehr. Denn, an vortreflichen, hiezu passenden Erzählungen ist die Bibel reich; und, wenn dergleichen Lehren durch unbezweifelte Thatsachen bestätigt sind: so erhalten sie für den großen Haufen eine größere Evidenz, prägen sich dem Gedächtnisse besser ein, und werden wirksamer, als wenn sie aus allgemeinen Betrachtungen abgeleitet würden.

Bei dieser Beweisart wird die Auctorität der Bibel nur gebraucht, um die Thatsachen, worauf man sich stützt, zu beglaubigen. Die Folgerungen daraus müssen für sich selbst einleuchtend seyn. Wenn man dagegen seine Behauptungen durch allgemeine Aussprüche oder Lehren der Bibel bekräftigt: so wird die aufgestellte Wahrheit selbst auf die Auctorität der Bibel gebaut. Ob man nun gleich diesen Beweisgrund, wo möglich, nicht allein, sondern nur in Verbindung mit innern Wahrheitsgründen gebrauchen soll: so ist es doch auf der andern Seite sehr zweckwidrig, wenn der geistliche Redner ihn ganz vernachlässigt. Gesetzt auch, daß seine Lehren an überzeugender oder überreden-

der

der Kraft nichts dadurch gewönnen, wenn er sie mit Aussprüchen der Bibel bestätigt (welches aber bei dem großen Haufen keinesweges der Fall ist): so wird er doch, welches hier immer ein sehr wichtiger Punkt ist, dadurch dem Gedächnisse zu Hülfe kommen, und eben dadurch auch den praktischen Nutzen seiner Lehren befördern helfen. Denn die Denksprüche der Bibel sind allen bekannt: jedermann erinnert sich im gemeinen Leben leichter daran, wenn Fälle vorkommen, worauf sie Anwendung leiden, also, kraft der Association der Vorstellungen, auch an das, was der Redner dabei gesagt, und daraus abgeleitet hat.

Uebrigens müssen alle Beweise, die man aus der Bibel hernimmt, die Eigenschaften guter, rednerischer Beweise haben. Insbesondre müssen sie leicht faßlich, und so evident seyn, daß ihre Beweiskraft, ohne weitere Zergliederung der Begriffe, klar ist. Es muß also nicht bloß 1) der zu beweisende Satz wirklich in der biblischen Stelle liegen, worauf man ihn baut, sondern er muß auch 2) leicht daraus erkannt werden können, oder die Kunst des Redners muß die etwa im Wege stehenden Schwierigkeiten fortschaffen, oder unmerklich machen.

§. 326.

B) Wenn die Rede erweckend ist.

Sofern eine geistliche Rede, ganz oder zum Theil, erweckend seyn soll; muß sie den Regeln der erweckenden Reden gemäß eingerichtet werden, sie mag nun mittelbar oder unmittelbar erweckend seyn sollen (§. 277. ꝛc.). Es beziehen sich aber die Gefühle, welche in einer geistlichen Rede erweckt werden können, wenn man von denen absieht, die auf Begierden oder Verabscheuungen beruhen, unmittelbar entweder auf die Idee der Gottheit, oder auf Vorstellungen von andern Objekten. Im erstern Falle beziehen sie sich entweder auf die Vorstellung der physischen Vollkommenheiten Gottes — das Gefühl der Bewundrung, oder auf die Vorstellung seiner moralischen Vollkommenheiten — das Gefühl der Verehrung. Im andern Falle aber beziehen sich die zu erweckenden Gefühle hauptsächlich entweder auf die Vorstellung des Wahren und Falschen — das Wahrheitsgefühl, oder auf die Vorstellungen des Guten und Bösen (in der engern Bedeutung) — das moralische Gefühl. Denn diese Gefühle sind unter der letztern Art hauptsächlich diejenigen, die zur Beförderung der Religion dienlich, also in einer geistlichen Rede zweckmäßig seyn können.

Wenn

Wenn die zuerst erwähnten Gefühle der Bewundrung und Verehrung unmittelbar (§. 278.) erweckt werden sollen; so muß der Redner nicht bloß allgemeine Begriffe von den göttlichen Vollkommenheiten mittheilen, sondern er muß sie auch unter anschaulichen Bildern vorstellig zu machen suchen, oder sie in ihren Wirkungen in concreto darstellen. Auch zu diesem Behufe können biblische Stellen vortreflich benutzt werden. Es giebt genug, die sich dazu schicken, und sie haben das für sich, was allen, aus der Bibel genommenen Erläuterungen und Beweisen zu Statten kömmt.

Will man in Absicht auf einen gewissen Gedanken das Wahrheitsgefühl erwecken, um dadurch von der Wahrheit oder Falschheit desselben zu überzeugen oder zu überreden: so muß man dasjenige an ihm, worin seine (wahre oder scheinbare) Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung mit den Denkgesetzen eigentlich liegt, herausheben, und so lebhaft als möglich bemerklich machen *). Will man in Absicht auf eine gewisse Sache das moralische Gefühl erwecken; so muß man dasjenige an ihr, was den Moralgesetzen der Vernunft eigentlich gemäß oder zuwider ist, besonders aus-

zeich-

*) m. Log. §. 397.

zeichnen, und in ein so helles Licht, als möglich, zu stellen suchen. Je mehr man diesen Regeln nachkömmt, desto stärker percipirt der innere Sinn in beiden Fällen die Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung des gegebnen Objekts mit den inwohnenden Gesetzen des Denkens oder der Freiheit, desto stärker ist das erregte Wahrheits- oder moralische Gefühl.

Sofern die geistliche Rede die erwähnten Gefühle mittelbar erwecken will, ist Wahrheit des Ausdrucks ihr erstes Gesetz (§. 279.), mit der Einschränkung: daß sie ganz vorzüglich darauf bedacht sey, die Regel des 281sten §. zu beobachten und so ihrer Würde beständig eingedenk zu bleiben.

§. 345.

C) Wenn die Rede bewegend ist.

Wenn eine geistliche Rede bewegend seyn soll; so muß sie das Praktische mit dem Rührenden (§. 58.) so viel als möglich zu verbinden suchen. Denn eine bloß rührende Rede könnte zwar mächtig genug seyn, die Handlungen, wozu sie antreiben will, in der That zu bewirken, aber diese Handlungen würden keinen moralischen Werth haben, also für die Beförderung der wahren Religion durch eine solche Rede nichts gewonnen werden.

den. Wäre dagegen die Rede rein praktisch, so könnten zwar die Handlungen, wozu sie antriebe, moralischen Werth haben; aber sie würde bei sinnlich-vernünftigen Wesen, wie die Menschen sind, zumal bei dem Grade der sittlichen Bildung, den die geistliche Rede meistentheils voraussetzen muß, in der Regel zu ohnmächtig seyn ihren Zweck zu erreichen. Man sehe darüber, was §. 314. §. 325. gesagt ist, obgleich der Beweis dieser Wahrheit eigentlich nicht in das Gebiet der Rhetorik gehört (§. 59.). Bei der Vereinigung des Praktischen mit dem Rührenden muß, der Regel nach, das erstere voraufgehen und das letztere nachfolgen, und zwar aus den nämlichen Gründen, aus welchen gewöhnlich die Ueberzeugung der Ueberredung voraufgehen muß (§. 321.).

Sofern nun die geistliche Rede praktisch seyn soll, muß sie nach den Regeln der praktischen Gedanken überhaupt, und sofern sie rührend seyn soll, nach den Regeln der rührenden Gedanken überhaupt, eingerichtet werden (§. 59. ꝛc.).

§. 346.

Fortsetzung. Von dem Praktischen.

Die Triebfeder, welche uns zu unsern Handlungen bestimmen muß, wenn sie eigentlich mora-

lisch gut seyn sollen, ist die Achtung für die Vernunft und ihre moralischen Gesetze. Diese Achtung muß die geistliche Rede, sofern sie praktisch seyn soll, zu beleben suchen. Sie muß uns die Würde, die uns als freien Wesen zukömmt, die Erhabenheit über die übrige Natur, welche darin liegt, daß wir nach Gesetzen unsrer eignen Vernunft, und um ihrentwillen, zu handeln vermögen, so lebhaft als möglich fühlbar machen. Durch Anregung dieses Selbstbewußtseyns, dieses Gefühls von dem in uns liegenden Funken der Gottheit, wird sie das Gemüth erheben und stärken, und dadurch bewirken können, daß wir das Gute thun, weil die Vernunft es verlangt, aus Achtung für die Vernunft. Die geistliche Rede aber muß hierauf hin arbeiten. Denn sie soll Religion befördern. Wahre Religion kann aber nur befördert werden, wenn wahre Moralität befördert wird.

Die Meinung aber ist nicht: daß die geistliche Rede bloß auf diesem Wege wirken, und keine sinnlichen Triebfedern zu Hülfe nehmen dürfe. Vielmehr kann und soll dies geschehen (§. 345. §. 65.).

§. 247.

§. 347.

Fortsetzung. Von dem Rührenden.

Der Grundtrieb, worauf alle sinnlichen Begierden und Verabscheuungen zuletzt beruhen, ist die Selbstliebe, wenn darunter, weil doch alle Liebe etwas Sinnliches ist, das sinnliche Begehren unsrer eignen Vollkommenheit verstanden wird. Denn die Sinnlichkeit begehrt oder verabscheut eine Sache, wenn sie einen angenehmen oder unangenehmen Eindruck macht, also, wenn sie sinnlich als ein Gut oder als ein Uebel für uns vorgestellt wird.

Mit diesem Grundtriebe ist ein andrer in unmittelbarer Verbindung, nämlich die allgemeine Menschenliebe (Philanthropie) d i. das sinnliche Begehren der Vollkommenheit andrer. Dieser Trieb ist zwar aus dem ersten abgeleitet, indem uns, wenn sonst keine besondern Gründe das Gegentheil bewirken, Vollkommenheit überhaupt, und insbesondre die Vollkommenheit der uns ähnlichen, vernünftigen Wesen, angenehm mithin unsrer Selbstliebe angemessen, ist. Indessen kann derselbe hier als der zweite Grundtrieb unsres sinnlichen Begehrungsvermögens angesehen werden.

Diese Grundtriebe nun muß eine Rede, sofern sie rührend seyn soll, ins Spiel setzen. Sie muß von den Handlungen, welche sie empfehlen will, klar und anschaulich darthun, daß sie jenen Trieben gemäß seyen, daß sie auf unser eignes Wohl, oder auf die Glückseligkeit andrer einen wohlthätigen Einfluß haben. Von den Handlungen aber, vor welchen sie warnen will, muß sie es augenscheinlich machen, daß dieselben jenen Trieben zuwider, unserm eignen Wohl oder der Glückseligkeit andrer nachtheilig seyen. Je klärer und lebhafter, und mit je mehr Ueberzeugung und Ueberredung dies alles vorstellig gemacht wird, desto sicherer wird die Rede ihren Zweck erreichen.

Um aber die bewegende Kraft solcher Vorstellungen desto wirksamer und eindringlicher zu machen, gebe man auf folgendes Achtung. 1) Man dränge die Gründe, aus welchen der Einfluß der gegebnen Sache auf die Glückseligkeit erhellet, so viel es ohne Nachtheil der Klarheit geschehen kann, zusammen, und lasse sie also so schnell als möglich auf einander folgen. Dieses Feuer des Vortrags erhöht die Kraft desselben, unnöthige Weitläuftigkeit schwächt sie (§. 73.). 2) Man stelle den angegebnen Einfluß auf die Glückseligkeit als unausbleiblich gewiß vor (§. 60.). Man nehme daher

die

die Gründe, woraus man den Einfluß einer Handlung auf die Glückseligkeit zeigen will, in den Regeln von ihren unmittelbaren und nähern aber nicht von ihren entferntern Folgen her. Denn die letztern, wenn sonst alles Uebrige gleich ist, sind ungewisser. Zu den sehr entfernten Folgen unsrer Handlungen gehören auch diejenigen, welche erst in dem zukünftigen Leben eintreten sollen. Sie würden also für die rührende Rede ganz unbrauchbar seyn, wenn nicht die Vorstellung von jenem Leben ein ungewöhnlich reizendes Spiel für die Phantasie wäre und dadurch Kraft und Nachdruck bekäme, und nicht die davon hergenommenen, bewegenden Argumente durch die Auctorität der Bibel verstärkt werden könnten (§. 343.). 3) Wenn eine Handlung, die man empfehlen will, einen sinnlichen Schein wider sich hat, als wenn sie der Glückseligkeit nachtheilig, ihr wenigstens nicht nützlich wäre; so suche man diesen Schein zu zerstreuen, und das Trügliche darin klar vor Augen zu legen. Eben so, wenn eine Handlung, vor welcher man warnen will, einen sinnlichen Schein für sich hat, als wenn ihr Erfolg für die Glückseligkeit wohlthätig wäre. 4) Man nehme Rücksicht auf die verschiednen Vorstellungsarten von der Glückseligkeit auf das verschiedne Intresse, und

auf den Grad der Kultur der Zuhörer. Wer z. B. das Vergnügen an Beschäftigungen des Verstandes nicht kennt, für wen also dergleichen Beschäftigungen keine Glückseligkeit sind, der kann auch nicht dadurch zu einer Handlung bewogen werden, daß man ihm sagt, sie mache uns zu solchen Beschäftigungen geschickt. 5) Wenn es nicht für sich klar ist, daß, und wie die Handlung, welche der Redner empfiehlt, für die Zuhörer ausführbar, oder die Unterlassung derjenigen, vor welcher er warnt, ihnen möglich sey: so muß er sich bemühen ihnen dies einleuchtend zu machen. Denn widrigenfalls wenn die Ausführung, oder Unterlassung einer Handlung nicht als möglich erkannt wird: so kann wol ein Wunsch, sie zu thun oder zu unterlassen, entstehen, aber kein beschließendes Begehren, kein fester Vorsatz *).

§. 348.

Fortsetzung. Zusatz 1.

Es kann aber der Einfluß, den eine Handlung auf das Wohl und Weh des Menschen hat, von sehr mannichfaltiger Art seyn. Er kann sowohl aus natürlichen Folgen der Handlung, als auch aus positiven (göttlichen oder menschlichen) Beloh-

*) S. Baumg. Metaph. §. 450

Belohnungen und Strafen bestehen. Die natürlichen Folgen unsrer Handlungen zeigen sich entweder an unsrer innern, oder an unsrer äußern Vollkommenheit, und, im ersten Falle, entweder an dem Wohl des Körpers oder der Seele.

Der geistliche Redner muß in dieser Rücksicht mit einer so reichen Sachkenntniß ausgerüstet seyn, daß er dadurch in den Stand gesetzt wird, die Folgen der Handlungen gehörig zu beurtheilen, und davon jedesmal diejenigen herauszuheben, deren Darstellung für den Entzweck seiner Rede am schicklichsten ist.

§. 349.

Fortsetzung. Zusatz 2.

Da die sinnlichen Begierden und Verabscheuungen, wenn sie einen gewissen Grad der Stärke erreicht haben, Leidenschaften heißen, die geistliche Rede aber sinnliche Begierden und Verabscheuungen erregen (§. 345.), sie auch in soweit verstärken, darf, als es ihrem höchsten Zwecke, der Beförderung der Religion, nicht zuwider ist: so darf sie auch Leidenschaften erwecken, in sofern diese dem gedachten höchsten Zwecke keinen Abbruch thun. So darf sie z. B. Hoffnung, Muth, Ehrbegierde, Scham, Furcht, Reue, Traurigkeit, Mit-

Mitleiden, und andere, zu guten Zwecken lenkbare, Leidenschaften ohne Bedenken in den Gemüthern entzünden. Auf alle Fälle aber darf die angezündete Flamme nicht so gewaltig auflodern, daß dadurch das Licht der Vernunft unscheinbar gemacht würde; ich meine, die erregte Leidenschaft darf nicht so stark werden, daß sie die Vorstellungen der Vernunft gänzlich verdunkelt, die Handlungen also, wozu wir getrieben werden, ganz allein aus der Leidenschaft, und gar nicht aus der rein sittlichen Triebfeder (§. 346.) entspringen. Denn alsdann haben diese Handlungen keinen moralischen Werth und es ist also für die wahre Religion nichts gewonnen.

Wenn sich aber der Redner in diesen Grenzen hält; so können die erweckten Leidenschaften ein wohlthätiges Feuer seyn, woran die kalte Vernunft sich wärmt, so daß sie dadurch zur Ausführung vieler Handlungen angeregt, belebt, gestärkt wird, die sie ohne jene Mitwirkung nicht vollendet hätte.

Es besteht also das höchste Verdienst einer geistlichen Rede weder darin, daß man die Gemüther nur in Leidenschaft setzt, wie die unerfahrnen Anfänger sehr oft sich einbilden, noch auch darin, daß man die Erregung der Leidenschaften vermei-

det,

det, wie diejenigen wähnen, welche die Leidenschaften für Sünde halten, und diese so äußerst wirksame Triebfeder der Natur auszurotten streben.

§. 350.

Fortsetzung. Zusatz 3.

Aus §. 357. gehet hervor, warum eine bewegende Rede auch in dem Sinne praktisch seyn muß, daß sie uns zeigt, wie die Ausübung der Tugend, oder die Vermeidung des Fehlers, wovon die Rede ist, möglich zu machen sey. Sie zeige uns daher 1) worin diese Tugend, oder dieser Fehler, innerlich und an sich betrachtet, bestehen; 2) wie sie sich äußern; 3) was es für Mittel gebe, den Fehler abzulegen, und an die Tugend sich zu gewöhnen, und, welche unter diesen Mitteln für jeden, nach seiner jedesmaligen Lage, die brauchbarsten seyen: 4) aus welchen Quellen der gerügte Fehler gewöhnlich entstehe, worauf man also zu achten habe, um nicht unvermerkt in denselben zu verfallen.

§. 351.

Gehörige Benutzung der Quellen der Ausführung.

Die Quellen der Ausführung in einer geistlichen Rede sind keine andern, als die Quellen der Er-

Erkenntniß überhaupt: Vernunft und Erfahrung. Der Redner denke also über sein Thema mit voller Aufmerksamkeit nach, und versuche zuerst, was für Wahrheiten er zum Behufe der Ausführung des Thema durch seine eigne Vernunft entdecken könne. Hiernächst sehe er sich in der Erfahrung um, und sammle daraus, was zu eben dem Zwecke dienlich ist.

§. 352.

Fortsetzung.

In Rücksicht auf das letztere muß der Redner eine gute Bekanntschaft mit der eigentlichen Geschichte und mit der Naturgeschichte haben. Denn beide sind unerschöpflich reich an Materialien, die zur Ausführung in einer geistlichen Rede gebraucht werden können.

Will nun der Redner Materialien aus der eigentlichen Geschichte zu seiner Rede gebrauchen; so hat er auf zweierlei zu sehen. Erstlich muß er die Begebenheiten den Regeln der erzählenden Reden gemäß (§. 265. ꝛc.) darstellen, und sodann muß er dieselben zu seinem Zwecke gehörig benutzen. Es können aber Begebenheiten aus der Geschichte in einer geistlichen Rede benutzt werden

1) zur Belehrung; z. B. zur Belehrung über die Natur des Menschen, über die Quellen und

Fol-

Folgen der Handlungen, über den Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen überhaupt, über den Gang der göttlichen Vorsehung, über den moralischen Werth der Handlungen, über Lebensweisheit und u. s. f.

2) zur Erweckung der Gefühle, z. B. des moralischen Gefühls, durch anschauliche Darstellung moralisch guter oder böser Handlungen, des Gefühls der Verehrung Gottes, durch Erzählung solcher Begebenheiten, worin seine allwaltende Vorsehung sichtbar ist u. s. f.

3) zur Bewegung der Gemüther, gewisse Handlungen zu thun oder zu vermeiden, wenn man aus der Geschichte zeigt, daß diese Handlungen von guten oder schlimmen Folgen waren, daß sie die Glückseligkeit beförderten oder zerstörten, daß sie den Beifall oder die Verachtung der Welt nach sich zogen, u. s. f.

Wenn der Redner von der Naturgeschichte Gebrauch machen will; so hat er dabei auf die nämlichen beiden Stücke Achtung zu geben: er muß zuvörderst die Thatsachen gehörig darlegen, so wie es die Regeln der beschreibenden Reden verlangen, und sodann dieselben gehörig benutzen. Es können aber die Thatsachen aus der Naturgeschichte auf eine eben so mannichfaltige Art, wie die Begebenheiten

aus

aus der eigentlichen Geschichte, benutzt werden, nämlich

1) zur Belehrung, z. B. zur Belehrung über die Eigenschaften Gottes, die sich in der Natur vorzüglich offenbaren, über seine Weisheit, Macht und Güte, über den Gebrauch und Mißbrauch der Dinge, über abergläubische, die Natur betreffende, Vorurtheile u. s. f.

2) zur Erweckung der Gefühle, z. B. des Gefühls der Bewundrung Gottes, wenn seine über alles erhabne Macht in den Werken der Natur anschaulich gemacht wird;

3) zur Bewegung der Gemüther. Man kann z. B. vorstellen, wie alles in der Natur nach der planmäßigsten Ordnung eingerichtet ist, alles seinen wohlthätigen Zweck hat, und alles so angelegt ist, daß dieser Zweck durch die kürzesten und besten Mittel erreicht wird, und kann dadurch die Gemüther ermuntern, die Natur hierin nachzuahmen, wie sie zu wohlthätigen Zwecken zu wirken, wie sie einer ordnungsvollen Thätigkeit sich zu befleißigen, und in der Wahl der Mittel weise zu seyn, wie sie u. s. f.

§. 353.

§. 353.

Fortsetzung.

Zu den durch Erfahrung gegebnen Materialien, welche die geistliche Rede zur Ausführung ihres Thema gebrauchen kann, gehören auch diejenigen, die aus der Bibel, und insbesondre aus dem zum Grunde gelegten Texte hergenommen werden.

Wenn nun der Redner die Hauptgedanken, die er als Materialien zur Ausführung gebraucht, aus seinem Texte hernimmt, so sagt man, daß er über den Text predige. Im entgegen stehenden Falle predigt er nur über die Materie des Textes.

In dem ersten Falle muß er vor allen Dingen zuerst den wahren Sinn seines Textes zu bestimmen suchen, und deshalb mit hinlänglichen exegetischen Kenntnissen ausgerüstet seyn. Alsdann kann er aus ihm diejenigen Gedanken ausheben, die sich zur Ausführung seines Thema schicken.

Es giebt auch geistliche Reden, die man exegetische nennen kann. Sie legen kein durchgängig bleibendes Thema zum Grunde; sondern gehen alle, im Texte liegenden, Hauptsätze nach einander durch, betrachten jeden derselben als ein Thema, und behandeln ihn als ein besondres, für sich bestehendes Ganze. Diese Manier hat auf der

einen

einen Seite darum etwas Empfehlendes, weil sie sehr populär ist. Auf der andern Seite aber verliert die Rede dadurch alle diejenigen Vortheile, welche aus einer schönen Verbindung und Zusammenstimmung aller Theile zu Einem Ganzen entstehen.

Anmerkung.

Wenn bei einer Rede, die die Materialien zur Ausführung aus dem Texte nimmt, vorzüglich bei einer exegetischen, in dem Texte Schwierigkeiten vorkommen; so müssen dieselben weggeräumt und hinlänglich erklärt werden. Jedoch hüte man sich, solche Schwierigkeiten zu berühren, die der Ungelehrte nicht bemerkt. Denn der Gelehrte bedarf der Erklärung nicht, die eine Predigt geben kann, und der Ungelehrte wird dann nur ohne Noth zu Zweifeln veranlaßt, und versteht in der Regel die Erklärungen nicht, die man zur Wegräumung derselben beibringt.

VII.

Von dem Beschlusse.

§. 354.

Eigenschaften des Beschlusses.

Der Beschluß einer geistlichen Rede (die Peroration) wird von einigen auch die Applikation

kation genannt, weil darin von den vorgetragnen Wahrheiten auf die Zuhörer die Anwendung gemacht werden solle. Allein es ist nicht rathsam, dieses höchst wichtige Geschäft grade immer bis auf den letzten und kleinsten Theil der Rede zu versparen, und es nicht lieber jedesmal da auszuführen, wo der Verfolg der Rede die bequemste Gelegenheit dazu anbietet. Vielmehr wird der Beschluß in der Regel seine Absicht am besten erreichen (§. 318.), wenn er, nach der Vorschrift des 323sten §. die Hauptgedanken der Ausführung so gedrängt und so lebhaft als möglich wiederholt, und mit einem vorzüglich starken und schönen Gedanken endigt. Doch kann er auch (§. 323.) andern Ideen gewidmet seyn. Der Redner kann die Zuhörer veranlassen, in Absicht auf die vorgetragnen Wahrheiten eine Selbstprüfung anzustellen; er kann Wünsche, Sorgen. Hoffnungen, Bitten, Ermahnungen beifügen; oder auch zuletzt noch den Zuhörern einen kraftvollen Denkspruch aus der Bibel empfehlen, der die vorgetragnen Hauptideen einschließt und zu einem guten Erinnerungsmittel dient.

VIII.

Von der Disposition.

§. 355.

Begriff.

Die Disposition ist die Bestimmung der Stellung aller Theile der Rede; und die daraus entspringende Ordnung wird gewöhnlich der Plan der Rede genannt. Das erste also, wofür man bei der Disposition zu sorgen hat, besteht darin, daß man die Eintheilung bestimmt (§. 338.). Hiernächst muß man festsetzen, wie die bei jedem Theile vorkommenden Materialien der Ausführung gestellt werden sollen. Bei einer exegetischen Rede (§. 353.) findet in Rücksicht auf das Ganze keine Disposition statt.

§. 356.

Allgemeines Gesetz.

Das allgemeine Gesetz der Disposition ist dieses: Jeder Theil der Rede muß an den Ort gestellt werden, wo er am meisten dazu beiträgt, den Zweck der Rede (Belehrung, oder Erweckung oder Bewegung) zu befördern (§. 76.).

§. 357.

§. 357.

Besondre Regeln. A) Wenn die Rede lehrend ist.

Bei einer lehrenden Rede ist es rathsam, eine förmliche, nach aller logischen Strenge eingerichtete Methode zum Grunde zu legen. Denn, wenn auch ein Fehler gegen die logische Strenge in der Methode, der von dem gemeinen Verstande nicht bemerkt würde, unmittelbar der Schönheit einer geistlichen Rede nicht zuwider ist; so thut er ihr doch mittelbar Abbruch. Er vermindert nämlich die leichte Uebersicht des Ganzen, das leichte Eindringen in den Zusammenhang der Gedanken, die Faßlichkeit und Populärität, erschwert also die Erreichung des Endzwecks (der Belehrung) und bewirkt, daß die Beschäftigung, worin der Verstand gesetzt wird, eine minder angemessene Thätigkeit ist (§. 3.). Denn der Verstand faßt jede Gedankenreihe um so besser, je mehr sie den ihm inwohnenden Gesetzen gemäß ist, wenn er sich dieser Gesetze auch nicht bewußt ist.

Daß insbesondre bei der Argumentation, der Regel nach, die überzeugenden Argumente den überredenden voraufgehen müssen, ist schon an einem andern Orte bemerkt (§. 321.).

Anmerkung.

Wenn man insbesondre einen allgemeinen Satz zum Thema hat, und der Text historisch ist, so kann man 1) zuerst die im Texte liegende Geschichte vollständig vorstellen und sodann das davon hergenommene Thema abhandeln, oder 2) die Ausführung des Thema nach irgend einem Plane disponiren, und von jener Geschichte gehörigen Orts das einschalten, worauf man sich bezieht, oder man kann 3) die im Texte enthaltene Erzählung eintheilen und die Anwendung einschalten.

§. 358.

Fortsetzung. B) Wenn die Rede erweckend ist.

Wenn ein Gefühl erweckt werden soll, so müssen die dazu anzuwendenden Vorstellungen so gestellt werden, wie sie dieses Gefühl am leichtesten hervorbringen; welches nach der jedesmaligen Natur desselben, mit Hülfe psychologischer Kenntnisse, beurtheilt werden muß. Sind mehrere Gefühle zu erwecken, so müssen sie in einer solchen Ordnung nach einander erregt werden, daß ein jedes die Hervorbringung des folgenden erleichtert, wenigstens nicht erschwert, welches ebenfalls eine psychologische Beurtheilung ihrer Natur und Entstehungsart voraussetzt.

§. 359.

§. 359.

Fortsetzung. C) Wenn die Rede bewegend ist.

In einer bewegenden Rede soll man alle (sinnlichen und vernünftigen) Triebfedern so anordnen, daß eine jede die Wirksamkeit der folgenden befördert, oder wenigstens nicht hindert. Daher soll man in der Regel 1) mit den vernünftigen Motiven anfangen und die sinnlichen Triebfedern nachfolgen lassen (§. 345.), und sie 2) so stellen, daß man von den schwächern zu den stärkern fortschreitet (§. 321.), und daß sie 3) sich wo möglich nach dem Gesetze des Kontrastes einander verstärken.

Wenn eine geistliche Rede lehrend, erweckend und bewegend zugleich seyn soll, so müssen alle Gedanken, der Regel nach, so gestellt werden, daß man auf die Bewegung der Gemüther zuletzt hinarbeitet. Denn theils hängt alle Bewegung von den erregten Vorstellungen ab, theils ist auch dieselbe in einer geistlichen Rede die Hauptsache, um derentwillen das Uebrige da seyn muß. Denn, Religion zu befördern, folglich auf freie Handlungen zu wirken, ist der letzte Zweck der geistlichen Beredtsamkeit.

IX.

Von dem Ausdrucke.

§. 360.

Beschaffenheit des Ausdrucks.

Aus §. 317. gehet hervor: daß die geistliche Rede, darauf bedacht seyn müsse, in dem Ausdrucke alles, was zu seiner innern und äußern Schönheit gehört, in einem so hohen Grade, als möglich, zu vereinigen. Dies hat sie indessen mit einer jeden feierlichen Rede gemein. Ihr Eigenthümliches in dieser Absicht besteht darin, daß sie in dem Ausdrucke Würde mit Popularität, so viel als möglich, verbinden muß. Würde, wegen der Erhabenheit und Wichtigkeit ihres Objekts (§. 325.): Popularität, weil bei weitem der größte Theil der Zuhörer von derjenigen Klasse ist, wozu die meisten Menschen gehören, der Ausdruck folglich so beschaffen seyn muß, daß, um ihn vollkommen zu fassen, keine Kenntnisse und keine Fassungskraft erfordert werden, welche sich bei den meisten Menschen nicht voraussetzen lassen. Der Redner muß also alle diejenigen Ausdrücke vermeiden, die nur in der Sprache der Gebildetsten üblich sind, und nur solche gebrauchen, die den Zuhörern im gemeinen Leben vorkommen, dieselben auch in eben

dem

dem Geiste anwenden, worin sie im gemeinen Leben genommen werden.

Der Würde des Ausdrucks stehet alles Platte und Niedrige (§. 97.) entgegen; also insbesondre 1) jeder Ausdruck, der nur in dem Munde des Pöbels üblich ist, oder der 2) unanständige Vorstellungen erweckt, sey es auch nur mittelbar, durch Association, wie etwa die Zweideutigkeiten; wie auch 3) jeder kleinliche, spielende Ausdruck, wie z. B. spielende Bilder und Gleichnisse, häufige Diminutiva, u. s. f.

Fehler gegen die Popularität entstehen, wenn man Ausdrücke gebraucht, die entweder Vorstellungen bezeichnen, welche den Zuhörern unbekannt sind, oder die bekannte Vorstellungen so ausdrücken, daß die Zuhörer sie daraus nicht hinlänglich erkennen können. Zu der erstern Art gehören: 1) die wissenschaftlichen Kunstausdrücke, auch die aus der Theologie, 2) diejenigen, welche Vorstellungen bezeichnen, die sich erst bey einem höhern Grade der Kultur zu entwickeln pflegen. Zu der andern Art sind zu rechnen: 1) Alle Wörter aus fremden Sprachen, 2) alle veralteten Wörter und Wortfügungen 3) alle Ausdrücke, welche aus einer fremden Sprache in dem Geiste derselben übersetzt sind, wie etwa die hebräischartigen Ausdrücke in der Bibel (z. B. die

Wahrheit thun). Aus welcher Ursache auch die Manier, in seinen Predigten so viel als möglich in Sprüchen aus der Bibel zu reden, nichts weniger als populär war. Denn man konnte dabei diesen letzten Fehler gegen die Popularität nicht vermeiden.

Anmerkung.

Wenn die geistlichen Reden in einer andern Sprache, oder doch in einer andern Mundart, als im gemeinen Leben üblich ist, gehalten werden (wie z. B. wenn hochdeutsch gepredigt wird, wo man im gemeinen Leben plattdeutsch redet); so ist das freilich, in Absicht auf den Ausdruck, von der einen Seite betrachtet, für den Redner nachtheilig, weil es die Popularität erschwert, auf der andern Seite aber ist es sehr vortheilhaft für ihn, weil die Würde des Ausdrucks dadurch außerordentlich erleichtert wird (§. 97. Anm. 3.).

Der reinen besondern Rhetorik.

Zweiter Abschnitt.

Von der äußern Schönheit der einzelnen Arten der prosaischen Rede.

§. 361.

Allgemeine Anmerkung.

Da die natürlichen Ausdrücke gegebner Gemüthszustände, womit die körperliche Beredtsamkeit zu thun hat, der Sache nach immer die nämlichen bleiben, die Reden, bei welchen jene Gemüthszustände zum Grunde liegen, mögen seyn von welcher Art sie wollen, und da diese Ausdrücke vielmehr nur dem Grade nach verschieden sind, dieser Grad aber nach der allgemeinen Natur und nach dem besondern Inhalte der vorzutragenden Rede jedesmal beurtheilt werden muß: so ist es, bei gehöriger Kenntniß der besondern Rhetorik, sehr leicht, die allgemeine Theorie der körperlichen Beredtsamkeit (§. 110. ꝛc.) auf die einzelnen Arten der prosaischen Rede anzuwenden.

In einer geistlichen Rede insbesondre müssen Deklamation und Gebehrdenspiel, der Regel nach,

den

den gemeinen Grad haben (§. 241.), und sich nur bei den stärkern, gefühlvollern, begeistertern Stellen bis auf den höhern Grad (§. 241.) erheben; jedoch unter der Einschränkung, daß dadurch der §. 349. gegebnen Regel nicht zu nahe getreten, und dem letzten Zwecke der Rede Abbruch gethan werde.

Ein

Bei dem Verleger dieses Buchs sind auch noch folgende Bücher kürzlich herausgekommen und zu haben:

Baylens Peter, Philosophisches Wörterbuch, oder die philosophischen Artikel aus Baylens historisch-kritischem Wörterbuche abgekürzt und herausgegeben zur Beförderung des Studiums der Geschichte der Philosophie und des menschlichen Geistes von Ludwig Heinrich Jakob, Prof. der Philos. in Halle, 2 Theile gr. 8. 1797. 6 Thlr.

Briefe eines Engländers über den gegenwärtigen Zustand der deutschen Litteratur und besonders der Kantischen Philosophie, an seinen Freund in Edinburg. Zweite verbesserte Ausgabe. 8 1797. 16 Gr.

Eberhard, J. A., Prof. ꝛc. in Halle, Versuch einer allgemeinen deutschen Synonymik, in einem kritisch-philosophischen Wörterbuche der sinnverwandten Wörter der hochdeutschen Mundart. Erster Theil. A — E. Nebst einem Versuche einer Theorie der Synonymik. gr. 8. 1795. 1 Thlr. 12 Gr.

— — Zweyter Thl. D — E. gr. 8. 1797. 20 Gr.

(Wird fortgesetzt)

Eberstein, W. L. G. Freiherr von, Versuch einer Geschichte der Logik und Metaphysik bei den Deut-

schen, von Leibnitz bis auf gegenwärtige Zeit. Erster Band, gr. 8. 1795. 1 Thlr. 12 Gr.
(Wird fortgesetzt.)

Maaß, J. G. E., Prof. in Halle, Grundriß der Logik, zum Gebrauche bei Vorlesungen. Nebst einem Anhange von Beispielen zur Erläuterung für jüngere Freunde dieser Wissenschaft. 8. 1793. 22 Gr.

— — Versuch über die Einbildungskraft. Verbesserte Ausgabe. 8. 1797. 1 Thlr. 6 Gr.

Mangelsdorff, K. E., Professor in Königsberg, Hausbedarf aus der allgemeinen Geschichte der alten Welt für seine Kinder und andere von funfzehn Jahren, allenfalls auch etwas darüber. Fünf Theile, mit dem Portrait des Verf. 1797. 8. 5 Thlr.

— — kleiner Hausbedarf aus der allgemeinen Geschichte der alten Welt. Ein Lehr- und Lesebuch zum allerunbedenklichsten Schul- und Familiengebrauch für Kinder von zwölf bis funfzehn Jahren, ein dem angegebenen Zwecke gemäß bearbeiteter Auszug aus desselben Verfassers größerem gleichnamigen Buche. 1707. 1 Thlr. 4 Gr.

Seneca's, L. A., sämmtliche Werke. Uebersetzt und mit Vorerinnerungen und historisch-kritisch-philosophischen Anmerkungen begleitet; wie auch mit einer Einleitung über Seneca's Leben, Charakter, Schriften, Schreibart ꝛc. versehen, von J. F. Schilke. gr. 8. 1796. 1 Thlr.

Staatl. Bibliothek Regensburg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Maass, Johann Gebhard Ehrenreich,

Grundriß der allgemeinen und besondern reinen Rhetorik

Halle [u.a.] 1798
Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Art.29
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11081356-2
VD18 10196870-005